

GOTTHOLD EPHRAIM LESSING

AUSGEWAHLTE WERKE

GOTTHOLD EPHRAIM LESSING

AUSGEWÄHLTE WERKE

DRITTER BAND

CARL HANSER VERLAG MÜNCHEN

Ausgewählt und mit einem Nachwort versehen
von Wolfgang Stammer

Einband: Walter Leonhard
Satz. Deutsche Wertpapier-Druckerei, Leipzig
Druck: R. Oldenbourg, München

INHALT

DRITTER BAND

Vorspruch	VII
Laokoon.	I
Über eine Aufgabe im „Teutschen Merkur“	151
Gespräch über die Soldaten und Mönche.	158
Vorrede zu Jerusalems Philosophischen Aufsätzen	159
Fragmente eines Gesprächs.	168
Einwände zu den „Fragmenten eines Ungenannten“.	169
Eine Parabel	185
Anti-Goeze	195
Ernst und Falk.	201
Die Erziehung des Menschengeschlechtes.	235
Die Religion Christi	255
Briefe	257
Nachwort	373
Lebenstafel.	380

*Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken
den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem
Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und
sprache zu mir „Wahr!“ ich fiel ihm mit Demut in seine
Linke und sagte „Vater, vergib! Die reine Wahrheit ist ja doch
nur für dich allein.“*

Eine Duplik (1778)

LAOKOON

oder

Über die Grenzen der Malerei und Poesie

Mit beiläufigen Erläuterungen verschiedener
Punkte der alten Kunstgeschichte

Ἕλλη καὶ τροποὺς μιμήσεως διαφεροῦσι.

Πλουτ. ποτ. Ἀθ. κατὰ Π. ἢ κατὰ Σ. ἐνδ.¹

VORREDE

Der erste, welcher die Malerei und Poesie miteinander verglich, war ein Mann von feinem Gefühle, der von beiden Künsten eine ähnliche Wirkung auf sich verspürte. Beide, empfand er, stellen uns abwesende Dinge als gegenwärtig, den Schein als Wirklichkeit vor; beide täuschen, und beider Täuschung gefällt.

Ein zweiter suchte in das Innere dieses Gefallens einzudringen und entdeckte, daß es bei beiden aus einerlei Quelle fließe. Die Schönheit, deren Begriff wir zuerst von körperlichen Gegenständen abziehen, hat allgemeine Regeln, die sich auf mehrere Dinge anwenden lassen auf Handlungen, auf Gedanken sowohl als auf Formen.

Ein dritter, welcher über den Wert und über die Verteilung dieser allgemeinen Regeln nachdachte, bemerkte, daß einige mehr in der Malerei, andere mehr in der Poesie herrschten, daß also bei diesen die Poesie der Malerei, bei jenen die Malerei der Poesie mit Erläuterungen und Beispielen aushelfen könne.

Das erste war der Liebhaber, das zweite der Philosoph, das dritte der Kunstrichter.

Jene beiden konnten nicht leicht weder von ihrem Gefühl noch von ihren Schlüssen einen unrechten Gebrauch machen. Hingegen bei den Bemerkungen des Kunstrichters beruht das meiste in der Richtigkeit der Anwendung auf den einzeln Fall, und es wäre ein Wunder, da es gegen einen scharfsinnigen Kunstrichter fünfzig witzige gegeben hat, wenn diese Anwendung jederzeit mit aller der Vorsicht wäre gemacht worden, welche die Waage zwischen beiden Künsten gleich erhalten muß.

Falls *Apelles* und *Protogenes*, in ihren verlorenen Schriften von der Malerei, die Regeln derselben durch die bereits festgesetzten Regeln der Poesie bestätigt und erläutert haben, so darf man sicherlich glauben, daß es mit der Mäßigung und Genauigkeit wird geschehen sein, mit welcher wir noch itzt den *Aristoteles*, *Cicero*, *Horaz*, *Quintilian* in ihren Werken die Grundsätze und Erfahrungen der Malerei

¹ [„Durch den Stoff und die Arten der Nachahmung unterscheiden sie sich.“ Plutarch, Wie die Athener in Krieg und Weisheit Ruhm erwarben.]

auf die Beredsamkeit und Dichtkunst anwenden sehen. Es ist das Vorrecht der Alten, keiner Sache weder zu viel noch zu wenig zu tun.

Aber wir Neuern haben in mehreren Stücken geglaubt, uns weit über sie wegzusetzen, wenn wir ihre kleinen Lustwege in Landstraßen verwandelten, sollten auch die kurzern und sichrern Landstraßen darüber zu Pfaden eingehen, wie sie durch Wildnisse führen.

Die blendende Antithese des griechischen *Voltaire*, daß die Malerei eine stumme Poesie und die Poesie eine redende Malerei sei, stand wohl in keinem Lehrbuche. Es war ein Einfall, wie *Simonides* mehrere hatte, dessen wahrer Teil so einleuchtend ist, daß man das Unbestimmte und Falsche, welches er mit sich fuhret, übersehen zu müssen glaubet.

Gleichwohl übersahen es die Alten nicht. Sondern indem sie den Ausspruch des *Simonides* auf die Wirkung der beiden Künste einschränkten, vergaßen sie nicht einzuschärfen, daß, ohngeachtet der vollkommenen Ähnlichkeit dieser Wirkung, sie dennoch, sowohl in den Gegenständen als in der Art ihrer Nachahmung (*ὅλη καὶ τρῶσις μιμήσεως*), verschieden wären.

Vollig aber, als ob sich gar keine solche Verschiedenheit fände, haben viele der neuesten Kunstrichter aus jener Übereinstimmung der Malerei und Poesie die krudesten Dinge von der Welt geschlossen. Bald zwingen sie die Poesie in die engern Schranken der Malerei, bald lassen sie die Malerei die ganze weite Sphäre der Poesie füllen. Alles, was der einen recht ist, soll auch der andern vergonnt sein; alles, was in der einen gefällt oder mißfällt, soll notwendig auch in der andern gefallen oder mißfallen, und voll von dieser Idee, sprechen sie in dem zuversichtlichsten Tone die seichtesten Urteile, wenn sie in den Werken des Dichters und Malers über einerlei Vorwurf die dann bemerkten Abweichungen voneinander zu Fehlern machen, die sie dem einen oder dem andern, nachdem sie entweder mehr Geschmack an der Dichtkunst oder an der Malerei haben, zur Last legen.

Ja, diese Afterkritik hat zum Teil die Virtuosen selbst verführt. Sie hat in der Poesie die Schilderungssucht und in der Malerei die Allegoristerei erzeugt, indem man jene zu einem redenden Gemälde machen wollen, ohne eigentlich zu wissen, was sie malen könne und solle, und diese zu einem stummen Gedichte, ohne überlegt zu haben, in welchem Maße sie allgemeine Begriffe ausdrücken könne, ohne sich von ihrer Bestimmung zu entfernen und zu einer willkürlichen Schriftart zu werden.

Diesem falschen Geschmacke und jenen ungegründeten Urteilen entgegenzuarbeiten, ist die vornehmste Absicht folgender Aufsätze.

Sie sind zufälligerweise entstanden und mehr nach der Folge meiner Lektüre als durch die methodische Entwicklung allgemeiner Grundsätze angewachsen. Es sind also mehr unordentliche Kollektanea zu einem Buche als ein Buch.

Doch schmeichle ich mir, daß sie auch als solche nicht ganz zu verachten sein werden. An systematischen Büchern haben wir Deutschen überhaupt keinen Mangel. Aus ein paar angenommenen Worterklärungen in der schönsten Ordnung alles, was wir nur wollen, herzuleiten, darauf verstehen wir uns, trotz einer Nation in der Welt.

Baumgarten bekannte, einen großen Teil der Beispiele in seiner „Ästhetik“ *Gesners* Wörterbuche schuldig zu sein. Wenn mein Raisonement nicht so bundig ist als das *Baumgartensche*, so werden doch meine Beispiele mehr nach der Quelle schmecken.

Da ich von dem Laokoon gleichsam aussetzte und mehrmals auf ihn zurückkomme, so habe ich ihm auch einen Anteil an der Aufschrift lassen wollen. Andere kleine Ausschweifungen über verschiedene Punkte der alten Kunstgeschichte tragen weniger zu meiner Absicht bei, und sie stehen nur da, weil ich ihnen niemals einen bessern Platz zu geben hoffen kann.

Noch erinnere ich, daß ich unter dem Namen der Malerei die bildenden Künste überhaupt begreife; sowie ich nicht dafür stehe, daß ich nicht unter dem Namen der Poesie auch auf die übrigen Künste, deren Nachahmung fortschreitend ist, einige Rücksicht nehmen durfte.

I.

Das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterstücke in der Malerei und Bildhauerkunst setzt Herr *Winckelmann* in eine edle Einfalt und stille Größe, sowohl in der Stellung als im Ausdrucke „So wie die Tiefe des Meeres“, sagt er¹, „allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche mag auch noch so wüten, ebenso zeigt der Ausdruck in den Figuren der Griechen bei allen Leidenschaften eine große und gesetzte Seele.“

„Diese Seele schildert sich in dem Gesichte des Laokons, und nicht in dem Gesichte allein, bei dem heftigsten Leiden. Der Schmerz, welcher sich in allen Muskeln und Sehnen des Körpers entdeckt, und den man ganz allein, ohne das Gesicht und andere Teile zu betrachten, an dem schmerzlich eingezogenen Unterleibe beinahe selbst zu empfinden glaubt, dieser Schmerz, sage ich, äußert sich dennoch mit keiner Wut in dem Gesichte und in der ganzen Stellung. Er

¹ „Von der Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst“ S. 21. 22

erhebt kein schreckliches Geschrei, wie *Virgil* von seinem Laokoon singet, die Öffnung des Mundes gestattet es nicht es ist vielmehr ein angstliches und beklemmtes Seufzen, wie es *Sadolet* beschreibt. Der Schmerz des Korpeis und die Größe der Seele sind durch den ganzen Bau der Figur mit gleicher Starke ausgeteilt und gleichsam abgewogen. Laokoon leidet, aber er leidet wie des *Sophokles* Philoktet. sein Elend gehet uns bis an die Seele, aber wir wunschten, wie dieser große Mann das Elend ertragen zu können.

„Der Ausdruck einer so großen Seele geht weit über die Bildung der schonen Natur. Der Künstler mußte die Stärke des Geistes in sich selbst fühlen, welche er seinem Marmor einprägte. Griechenland hatte Künstler und Weltweise in einer Person und mehr als einen *Metedor*. Die Weisheit reichte der Kunst die Hand und blies den Figuren derselben mehr als gemeine Seelen ein“ usw.

Die Bemerkung, welche hier zum Grunde liegt, daß der Schmerz sich in dem Gesichte des Laokoon mit derjenigen Wut nicht zeige, welchem an bei der Heftigkeit desselben vermuten sollte, ist vollkommen richtig. Auch das ist unstreitig, daß eben hierin, wo ein Halbkenner den Künstler unter der Natur geblieben zu sein, das wahre Pathetische des Schmerzes nicht erreicht zu haben, urteilen durfte, daß, sage ich, eben hierin die Weisheit desselben ganz besonders hervorleuchtet.

Nur in dem Grunde, welchen Herr *Winkelmann* dieser Weisheit gibt, in der Allgemeinheit der Regel, die er aus diesem Grunde herleitet, wage ich es anderer Meinung zu sein.

Ich bekenne, daß der mißbilligende Seitenblick, welchen er auf den *Virgil* wirft, mich zuerst stutzig gemacht hat, und nachst dem die Vergleichung mit dem Philoktet. Von hier will ich ausgehen und meine Gedanken in eben der Ordnung niederschreiben, in welcher sie sich bei mir entwickelt.

„Laokoon leidet wie des *Sophokles* Philoktet.“ Wie leidet dieser? Es ist sonderbar, daß sein Leiden so verschiedene Eindrücke bei uns zurückgelassen. — Die Klagen, das Geschrei, die wilden Verwünschungen, mit welchen sein Schmerz das Lager erfüllte und alle Opfer, alle heiligen Handlungen storte, erschollen nicht minder schrecklich durch das öde Eiland, und sie waren es, die ihn dahin verbannten. Welche Töne des Unmuts, des Jammers, der Verzweiflung, von welchen auch der Dichter in der Nachahmung das Theater durchhallen ließ! — Man hat den dritten Aufzug dieses Stücks ungleich kürzer als die übrigen gefunden. Hieraus sieht man, sagen die Kunstrichter¹, daß es den Alten um die gleiche Länge der Aufzüge wenig

¹ Brumoy, Théat. des Grecs T. II. p. 89.

zu tun gewesen. Das glaube ich auch; aber ich wollte mich desfalls lieber auf ein ander Exempel gründen als auf dieses. Die jammervollen Ausrufungen, das Winseln, die abgebrochenen α , $\dot{\alpha}$, $\varphi\epsilon\upsilon$, $\dot{\alpha}\tau\alpha\tau\alpha\iota$, $\dot{\omega}$ $\mu\omicron\iota$, $\mu\omicron\iota$ [„O! o! au! ach! wehe mir, wehe mir!“], die ganzen Zeilen voller $\pi\alpha\tau\alpha$, $\pi\alpha\tau\alpha$ [„wehe! wehe!“], aus welchen dieser Aufzug besteht, und die mit ganz andern Dehnungen und Absetzungen deklamiert werden mußten, als bei einer zusammenhängenden Rede nötig sind, haben in der Vorstellung diesen Aufzug ohne Zweifel ziemlich ebenso lange dauern lassen als die andern. Er scheint dem Leser weit kürzer auf dem Papiere, als er den Zuhörern wird vorgekommen sein.

Schreien ist der natürliche Ausdruck des körperlichen Schmerzes. *Homers* verwundete Krieger fallen nicht selten mit Geschrei zu Boden. Die geitzte Venus schreiet laut¹, nicht um sie durch dieses Geschrei als die weichliche Göttin der Wollust zu schildern, vielmehr um der leidenden Natur ihr Recht zu geben. Denn selbst der eiserne Mars, als er die Lanze des Diomedes fuhlet, schreiet so gräßlich, als schrien zehntausend wutende Krieger zugleich, daß beide Heere sich entsetzen.²

So weit auch *Homer* sonst seine Helden über die menschliche Natur erhebt, so treu bleiben sie ihr doch stets, wenn es auf das Gefühl der Schmerzen und Beleidigungen, wenn es auf die Äußerung dieses Gefühls durch Schreien oder durch Tränen oder durch Scheltworte ankommt. Nach ihren Taten sind es Geschöpfe höherer Art, nach ihren Empfindungen wahre Menschen.

Ich weiß es, wir feinen Europäer einer klugern Nachwelt wissen über unsern Mund und über unsere Augen besser zu herrschen. Höflichkeit und Anstand verbieten Geschrei und Tränen. Die tatige Tapferkeit des ersten rauhen Weltalters hat sich bei uns in eine leidende verwandelt. Doch selbst unsere Ureltern waren in dieser großer, als in jener. Aber unsere Ureltern waren Barbaren. Alle Schmerzen verbeißen, dem Streiche des Todes mit unverwandtem Auge entgegensehen, unter den Bissen der Nattern lachend sterben, weder seine Sünde noch den Verlust seines liebsten Freundes beweinen, sind Züge des alten nordischen Heldenmuts.³ *Palnatoko* gab seinen Jomsburgern das Gesetz, nichts zu fürchten und das Wort Furcht auch nicht einmal zu nennen.

Nicht so der Grieche! Er fühlte und fürchtete sich; er äußerte seine Schmerzen und seinen Kummer; er schamte sich keiner der mensch-

¹ *Iliad* E v 343, $\eta\delta\epsilon\mu\epsilon\gamma\alpha\lambda\alpha\chi\omicron\upsilon\sigma\sigma\alpha$ — [„sie aber laut schreiend“]

² *Iliad* E v 859

³ Th Bartholinus, De causis contemptæ a Danis adhuc gentilibus mortis [„Über die Ursachen der Todesverachtung bei den ehemaligen heidnischen Dänen“], cap I

lichen Schwachheiten, keine mußte ihn aber auf dem Wege nach Ehre und von Erfüllung seiner Pflicht zurückhalten. Was bei dem Barbaren aus Wildheit und Verhartung entsprang, das wirkten bei ihm Grundsätze. Bei ihm war der Heroismus wie die verborgenen Funken im Kiesel, die ruhig schlafen, solange keine äußere Gewalt sie wecket und dem Steine weder seine Klarheit noch seine Kalte nehmen. Bei dem Barbaren war der Heroismus eine helle, fressende Flamme, die immer tobte und jede andere gute Eigenschaft in ihm verzehrte, wenigstens schwärzte. – Wenn *Homer* die Trojaner mit wildem Geschrei, die Griechen hingegen in entschloßener Stille zur Schlacht führt, so merken die Ausleger sehr wohl an, daß der Dichter hierdurch jene als Barbaren, diese als gesittete Völker schildern wollen. Mich wundert, daß sie an einer andern Stelle eine ähnliche charakteristische Entgegensetzung nicht bemerkt haben.¹ Die feindlichen Heere haben einen Waffenstillstand getroffen; sie sind mit Verbrennung ihrer Toten beschäftigt, welches auf beiden Teilen nicht ohne heiße Tränen abgeht (*δαίρυα θερμα χεοντες*). Aber Priamus verbietet seinen Trojanern zu weinen (*οὐδ' εἰα κλαιειν Πριαμος μεγας*). „Er verbietet ihnen zu weinen“, sagt die *Dacier*, „weil er besorgt, sie mochten sich zu sehr erweichen und morgen mit weniger Mut an den Streit gehen“ Wohl; doch frage ich: Warum muß nur Priamus dieses besorgen? Warum erteilt nicht auch Agamemnon seinen Griechen das nämliche Verbot? Der Sinn des Dichters geht tiefer. Er will uns lehren, daß nur der gesittete Grieche zugleich weinen und tapfer sein könne, indem der ungesittete Trojaner, um es zu sein, alle Menschlichkeit vorher erstickten müsse. *Νεμεσσομαι γε μεν οὐδεν κλαιειν* [„ich schame mich nicht zu weinen“], laßt er an einem andern Ort² den verstandigen Sohn des weisen Nestors sagen.

Es ist merkwürdig, daß unter den wenigen Trauerspielen, die aus dem Altertume auf uns gekommen sind, sich zwei Stücke finden, in welchen der körperliche Schmerz nicht der kleinste Teil des Unglücks ist, das den leidenden Helden trifft. Außer dem Philoktet der sterbende Herkules. Und auch diesen laßt *Sophokles* klagen, winseln, weinen und schreien. Dank sei unsern artigen Nachbarn, diesen Meistern des Anständigen, daß nunmehr ein winselnder Philoktet, ein schreiender Herkules die lächerlichsten unerträglichsten Personen auf der Bühne sein wurden. Zwar hat sich einer ihrer neuesten Dichter³ an den Philoktet gewagt. Aber durfte er es wagen, ihnen den wahren Philoktet zu zeigen?

¹ *Iliad. H. v. 421.*

² *Odysseus A v. 195.*

³ Chateaubrun.

Selbst ein „Laokoon“ findet sich unter den verlorenen Stücken des *Sophokles*. Wenn uns das Schicksal doch auch diesen „Laokoon“ gegönnet hätte! Aus den leichten Erwähnungen, die seiner einige alte Grammatiker tun, läßt sich nicht schließen, wie der Dichter diesen Stoff behandelt habe. Soviel bin ich versichert, daß er den Laokoon nicht stoischer als den Philoktet und Herkules wird geschildert haben. Alles Stoische ist untheatralisch, und unser Mitleiden ist allezeit dem Leiden gleichmäßig, welches der interessierende Gegenstand äußert. Sieht man ihn sein Elend mit großer Seele ertragen, so wird diese große Seele zwar unsere Bewunderung erwecken; aber die Bewunderung ist ein kalter Affekt, dessen untätiges Staunen jede andere wärmere Leidenschaft sowie jede andere deutliche Vorstellung ausschließt.

Und nunmehr komme ich zu meiner Folgerung. Wenn es wahr ist, daß das Schreien bei Empfindung körperlichen Schmerzes, besonders nach der alten griechischen Denkungsart, gar wohl mit einer großen Seele bestehen kann, so kann der Ausdruck einer solchen Seele die Ursache nicht sein, warum demohngeachtet der Künstler in seinem Marmor dieses Schreien nicht nachahmen wollen, sondern es muß einen andern Grund haben, warum er hier von seinem Nebenbuhler, dem Dichter, abgethet, der dieses Geschrei mit bestem Vorsatze ausdrucket

II

Es sei Fabel oder Geschichte, daß die Liebe den ersten Versuch in den bildenden Künsten gemacht habe, so viel ist gewiß, daß sie den großen alten Meistern die Hand zu führen nicht mude geworden. Denn wird itzt die Malerei überhaupt als die Kunst, welche Körper auf Flächen nachahmet, in ihrem ganzen Umfange betrieben, so hatte der weise Grieche ihr weit engere Grenzen gesetzt und sie bloß auf die Nachahmung schöner Körper eingeschränket. Sein Künstler schilderte nichts als das Schöne, selbst das gemeine Schöne, das Schöne niedrer Gattungen, war nur sein zufälliger Vorwurf, seine Übung, seine Erholung. Die Vollkommenheit des Gegenstandes selbst mußte in seinem Werke entzucken, er war zu groß, von seinen Betrachtern zu verlangen, daß sie sich mit dem bloßen kalten Vergnügen, welches aus der getroffenen Ähnlichkeit, aus der Erwägung seiner Geschicklichkeit entspringet, begnügen sollten; an seiner Kunst war ihm nichts lieber, dunkte ihm nichts edler als der Endzweck der Kunst.

„Wer wird dich malen wollen, da dich niemand sehen will“, sagt ein alter Epigrammatist¹ über einen höchst umgestalteten Menschen.

¹ Antiochus (Antholog. libr. II cap. 43) Harduin über den Plinius (lib. 35. sect. 36 p. m. 698) legt dieses Epigramm einem Piso bei. Es findet sich aber unter allen griechischen Epigrammatisten keiner dieses Namens.

Mancher neuere Künstler wurde sagen „Sei so ungestalten wie möglich; ich will dich doch malen. Mag dich schon niemand gern sehen, so soll man doch mein Gemälde gern sehen, nicht insofern es dich vorstellt, sondern insofern es ein Beweis meiner Kunst ist, die ein solches Scheusal so ähnlich nachzubilden weiß.“

Freilich ist der Hang zu dieser uppigen Prahlerei mit leidigen Geschicklichkeiten, die durch den Wert ihrer Gegenstände nicht gedeckt werden, zu natürlich, als daß nicht auch die Griechen ihren *Pauson*, ihren *Pirarkus* sollten gehabt haben. Sie hatten sie, aber sie ließen ihnen strenge Gerechtigkeit widerfahren. *Pauson*, der sich noch unter dem Schönen der gemeinen Natur hielt, dessen niedriger Geschmack das Fehlerhafte und Haßliche an der menschlichen Bildung am liebsten ausdrückte¹, lebte in der verachtlichsten Armut.² Und *Pirarkus*, der Barbierstuben, schmutzige Werkstätte, Esel und Kuchenkraut mit allem dem Fleiße eines niederländischen Künstlers malte, als ob dergleichen Dinge in der Natur soviel Reiz hatten und so selten zu erblicken waren, bekam den Zunamen des Rhyparographen³, des Kotmalers, obgleich der wollustige Reiche seine Werke mit Gold aufwog, um ihrer Nichtigkeit auch durch diesen eingebildeten Wert zu Hülfe zu kommen.

Die Obrigkeit selbst hielt es ihrer Aufmerksamkeit nicht für unwürdig, den Künstler mit Gewalt in seiner wahren Sphäre zu erhalten. Das Gesetz der Thebaner, welches ihm die Nachahmung ins Schöne befahl und die Nachahmung ins Haßlichere bei Strafe verbot, ist bekannt. Es war kein Gesetz wider den Stumper, wofür es gemeinlich, und selbst vom *Junus*⁴, gehalten wird. Es verdammt die griechischen Ghezzi, den unwürdigen Kunstgriff, die Ähnlichkeit durch Übertrei-

¹ Jungen Leuten, befiehlt daher Aristoteles, muß man seine Gemälde nicht zeigen, um ihre Einbildungskraft, soviel möglich, von allen Bildern des Haßlichen reinzuhalten (Polit. lib. VIII cap. 5 p. 526 Edit. Conring). Herr Boden will zwar in dieser Stelle anstatt Pauson Pausanias gelesen wissen, weil von diesem bekannt sei, daß er unzüchtige Figuren gemalt habe (De umbra poetica comment. I p. XIII). Als ob man es erst von einem philosophischen Gesetzgeber lernen mußte, die Jugend von dergleichen Reizungen der Wollust zu entfernen! Er hätte die bekannte Stelle in der „Dichtkunst“ (cap. II) nur in Vergleichung ziehen dürfen, um seine Vermutung zurückzubehalten. Es gibt Ausleger (z. B. Kuhn, Über den Älian, Var. Hist. lib. IV cap. 3), welche den Unterschied, den Aristoteles daselbst zwischen dem Polygnotus, Dionysius und Pauson angibt, darin setzen, daß Polygnotus Götter und Helden, Dionysius Menschen und Pauson Tiere gemalt habe. Sie malten allesamt menschliche Figuren, und daß Pauson einmal ein Pferd malte, beweiset noch nicht, daß er ein Tiermaler gewesen, wofür ihn Hr. Boden hält. Ihren Rang bestimmten die Grade des Schönen, die sie ihren menschlichen Figuren gaben, und Dionysius konnte nur deswegen nichts als Menschen malen und hieß nur darum vor allen andern der Anthropograph, weil er der Natur zu sklavisch folgte und sich nicht bis zum Ideal erheben konnte, unter welchem Götter und Helden zu malen ein Religionsverbrechen gewesen wäre.

² Aristophanes, Plut. v. 602 et Acharnens v. 554.

³ Plinius lib. XXXV. sect. 37 Edit. Hard.

⁴ De Pictura vet. lib. II cap. IV § 1.

bung des haßlichen Teile des Urbildes zu erreichen, mit einem Worte, die Karikatur.

Aus eben dem Geist des Schönen war auch das Gesetz der Hellenodiken geflossen. Jeder Olympische Sieger erhielt eine Statue, aber nur dem dreimaligen Sieger ward eine ikonische gesetzt.¹ Der mittelmaßigen Portrats sollten unter den Kunstwerken nicht zu viel werden. Denn obschon auch das Portrat ein Ideal zulaßt, so muß doch die Ähnlichkeit darüber herrschen, es ist das Ideal eines gewissen Menschen, nicht das Ideal eines Menschen überhaupt.

Wir lachen, wenn wir hören, daß bei den Alten auch die Künste burgerlichen Gesetzen unterworfen gewesen. Aber wir haben nicht immer recht, wenn wir lachen. Unstreitig müssen sich die Gesetze über die Wissenschaften keine Gewalt anmaßen, denn der Endzweck der Wissenschaften ist Wahrheit. Wahrheit ist der Seele notwendig, und es wird Tyrannei, ihr in Befriedigung dieses wesentlichen Bedürfnisses den geringsten Zwang anzutun. Der Endzweck der Künste hingegen ist Vergnügen, und das Vergnügen ist entbehrlich. Also darf es allerdings von dem Gesetzgeber abhängen, welche Art von Vergnügen und in welchem Maße er jede Art desselben verstaten will.

Die bildenden Künste insbesondere, außer dem unfehlbaren Einflusse, den sie auf den Charakter der Nation haben, sind einer Wirkung fähig, welche die nähere Aufsicht des Gesetzes heischt. Erzeugten schöne Menschen schöne Bildsäulen, so wirkten diese hinwiederum auf jene zurück, und der Staat hatte schonen Bildsäulen schöne Menschen mit zu verdanken. Bei uns scheint sich die zarte Einbildungskraft der Mutter nur in Ungeheuern zu äußern.

Aus diesem Gesichtspunkte glaube ich in gewissen alten Erzählungen, die man geradezu als Lügen verwirft, etwas Wahres zu erblicken. Den Müttern des *Aristomenes*, des *Aristodamas*, *Alexanders des Großen*, des *Scipio*, des *Augustus*, des *Galerius* traumte in ihrer Schwangerschaft allen, als ob sie mit einer Schlange zu tun hätten. Die Schlange war ein Zeichen der Gottheit², und die schonen Bildsäulen und Gemälde eines Bacchus, eines Apollo, eines Merkurius, eines Herkules waren selten ohne eine Schlange. Die ehrlichen Weiber hatten des

¹ Plinius lib. XXXIV sect. 9.

² Man irret sich, wenn man die Schlange nur für das Kennzeichen einer menschlichen Gottheit hält. Justinus Martyr (Apolog. II pag. 55 Edit. Sylburg) sagt ausdrücklich: *παρα παντι των νομιζομενων παρ' υμιν θεων, οφεις συμβολον μεγα και μυστηριον αναγραφεται* [„bei allen von euch geglaubten Göttern wird die Schlange als großes Sinnbild und Geheimnis angegeben“], und es wäre leicht eine Reihe von Monumenten anzuführen, wo die Schlange Gottheiten begleitet, welche nicht die geringste Beziehung auf die Gesundheit haben.

Tages ihre Augen an dem Gotte geweidet, und der verwirrende Traum erweckte das Bild des Tieres. So rette ich den Traum und gebe die Auslegung preis, welche der Stolz ihrer Sohne und die Unverschämtheit des Schmeichlers davon machten. Denn eine Ursache mußte es wohl haben, warum die ehebrecherische Phantasie nur immer eine Schlange war.

Doch ich gerate aus meinem Wege Ich wollte bloß festsetzen, daß bei den Alten die Schönheit das höchste Gesetz der bildenden Künste gewesen sei

Und dieses festgesetzt, folget notwendig, daß alles andere, worauf sich die bildenden Künste zugleich mit erstrecken können, wenn es sich mit der Schönheit nicht verträgt, ihr gänzlich weichen und, wenn es sich mit ihr verträgt, ihr wenigstens untergeordnet sein müssen.

Ich will bei dem Ausdrucke stehen bleiben Es gibt Leidenschaften und Grade von Leidenschaften, die sich in dem Gesichte durch die häßlichsten Verzerrungen äußern und den ganzen Körper in so gewaltsame Stellungen setzen, daß alle die schonen Linien, die ihn in einem ruhigern Stande umschreiben, verloren gehen. Dieser enthielten sich also die alten Künstler entweder ganz und gar oder setzten sie auf geringere Grade herunter, in welchen sie eines Maßes von Schönheit fähig sind.

Wut und Verzweiflung schändete keines von ihren Werken. Ich darf behaupten, daß sie nie eine Furie gebildet haben.¹

¹ Man gehe alle die Kunstwerke durch, deren Plinius und Pausanias und andere gedenken, man übersehe die noch itzt vorhandenen alten Statuen, Basreliefs, Gemälde, und man wird nirgends eine Furie finden Ich nehme diejenigen Figuren aus, die mehr zur Bildersprache als zur Kunst gehören, dergleichen die auf den Münzen vornehmlich sind Indes hätte Spence, da er Furien haben mußte, sie doch lieber von den Münzen erborgten sollen (Segum Numism pag 178 Spanheim, De Præst Numism Dissert XIII p 639. Les Césars de Julien, par Spanheim p 48), als daß er sie durch einen witzigen Einfall in ein Werk bringen will, in welchem sie ganz gewiß nicht sind Er sagt in seinem Polymetus (Dial XVI p 272) „Obschon die Furien in den Werken der alten Künstler etwas sehr Seltenes sind, so findet sich doch eine Geschichte, in der sie durchgängig von ihnen angebracht werden Ich meine den Tod des Meleager, als in dessen Vorstellung auf Basreliefs sie öfters die Althæa aufmuntern und antreiben, den unglücklichen Brand, von welchem das Leben ihres einzigen Sohnes abhing, dem Feuer zu übergeben Denn auch ein Weib würde in ihrer Rache so weit nicht gegangen sein, hätte der Teufel nicht ein wenig zugeschürt In einem von diesen Basreliefs, bei dem Bellon (in den Admirandis), sieht man zwei Weiber, die mit der Althæa am Altare stehen und allem Ansehen nach Furien sein sollen Denn wer sonst, als Furien, hätte einer solchen Handlung bewohnen wollen? Daß sie für diesen Charakter nicht schrecklich genug sind, liegt ohne Zweifel an der Abzeichnung Das Merkwürdigste aber auf diesem Werke ist die runde Scheibe, unten gegen die Mitte, auf welcher sich offenbar der Kopf einer Furie zeigt Vielleicht war es die Furie, an die Althæa, sooft sie eine ible Tat vornahm, ihr Gebet richtete und vornehmlich itzt zu richten alle Ursache hatte“ usw — Durch solche Wendungen kann man aus allem alles machen Wer sonst, fragt Spence, als Furien, hätte einer solchen Handlung bewohnen wollen? Ich antworte die Mägde der Althæa, welche das Feuer anzünden und unterhalten mußten Ovid sagt (Metamorph VIII v 460 461)

Protulit hunc (stupitem) genitrix, tædasque et fragmina poni
Imperat, et positos inimicos admovet ignes

Zorn setzten sie auf Ernst herab. Bei dem Dichter war es der zornige Jupiter, welcher den Blitz schleuderte, bei dem Künstler nur der ernste

Jammer ward in Betrubnis gemildert. Und wo diese Milderung nicht stattfinden konnte, wo der Jammer ebenso verkleinernd als entstellend gewesen wäre, — was tat da *Timanthes*? Sein Gemälde von der Opferung der Iphigenia, in welchem er allen Umstehenden den ihnen eigentümlich zukommenden Grad der Traurigkeit erteilte, das Gesicht des Vaters aber, welches den allerhöchsten hätte zeigen sollen, verhüllte, ist bekannt, und es sind viel artige Dinge darüber gesagt worden. „Er hatte sich“, sagt dieser¹, „in den traurigen Physiognomien so erschöpft, daß er dem Vater eine noch traurigere geben zu können verzweifelte.“ „Er bekannte dadurch“, sagt jener², „daß der Schmerz eines Vaters bei dergleichen Vorfällen über allen Ausdruck sei.“ Ich für mein Teil sehe hier weder die Unvermögenheit des Künstlers noch die Unvermögenheit der Kunst. Mit dem Grade des Affekts verstärken sich auch die ihm entsprechenden Züge des Gesichts, der höchste Grad hat die allerentschiedensten Züge, und nichts ist der Kunst leichter, als diese auszudrücken. Aber *Timanthes* kannte die Grenzen, welche die Grazien seiner Kunst setzten. Er wußte, daß sich der Jammer, welcher dem Agamemnon als Vater zukam, durch Ver-

[„Dies Scheit holt die Mutter, befiehlt, Kienstücke und Bruchholz aufzuhaufen, und entzündet den Haufen mit dem gehässigen Feuer.“] Dergleichen tades, lange Stücke von Kien, welche die Alten zu Fackeln brauchten, haben auch wirklich beide Personen in den Händen, und die eine hat eben ein solches Stück zerbrochen, wie ihre Stellung anzeigt. Auf der Scheibe, gegen die Mitte des Werkes, erkenne ich die Furie ebenso wenig. Es ist ein Gesicht, welches einen heftigen Schmerz ausdrückt. Ohne Zweifel soll es der Kopf des Meleagers selbst sein (Metamorph I c v 515)

Inscius atque absens flamma Meleagros in illa

Urunt et caecis torrent viscera sentit

Ignibus et magnos superat virtute dolores

[„Nichtsahnend und weit entfernt wird Meleager von jener Flamme verbrannt, er fühlt, wie sein Inneres von unsichtbarem Feuer verzehrt wird, und bezwingt mit Heldenkraft die großen Schmerzen.“] Der Künstler brauchte ihn gleichsam zum Übergange in den folgenden Zeitpunkt der nämlichen Geschichte, welcher den sterbenden Meleager gleich daneben zeigt. Was Spence zu Furien macht, hält Montfaucon für Parzen (Antiq. expl. T. I p. 162), den Kopf auf der Scheibe ausgenommen, den er gleichfalls für eine Furie ausgibt. Bellori selbst (Admirand. Tab. 77) läßt es unentschieden, ob es Parzen oder Furien sind. Ein Oder, welches genugsam zeigt, daß sie weder das eine noch das andere sind. Auch Montfaucons übrige Auslegung sollte genauer sein. Die Weibsperson, welche neben dem Bette sich auf den Ellbogen stützt, hatte er Cassandra und nicht Atalanta nennen sollen. Atalanta ist die, welche mit dem Rücken gegen das Bette gekehrt, in einer traurigen Stellung sitzt. Der Künstler hat sie mit vielem Verstande von der Familie abgewendet, weil sie nur die Geliebte, nicht die Gemahlin des Meleagers war und ihre Betrubnis über ein Unglück, das sie selbst unschuldigerweise veranlassen hatte, die Anverwandten erbittern mußte.

¹ Plinius lib. XXXV sect. 35. Cum moestos pinxisset omnes, praecipue patrum, et tristitia omnem imaginem consumpsisset, patris ipsius vultum velavit, quem digne non poterat ostendere.

² Summi moeroris acerbitatem arte exprimi non posse confessus est. Valerius Maximus lib. VIII cap. 11.

zerrungen äußert, die allezeit haßlich sind. So weit sich Schönheit und Würde mit dem Ausdrucke verbinden ließ, so weit trieb er ihn. Das Haßliche wäre er gern übergangen, hatte er gern gelindert, aber da ihm seine Komposition beides nicht erlaubte, was blieb ihm andeis übrig, als es zu verhüllen? – Was er nicht malen durfte, ließ er erraten. Kurz, diese Verhüllung ist ein Opfer, das der Künstler der Schönheit brachte. Sie ist ein Beispiel, nicht wie man den Ausdruck über die Schranken der Kunst treiben, sondern wie man ihn dem ersten Gesetze der Kunst, dem Gesetze der Schönheit, unterwerfen soll.

Und dieses nun auf den Laokoon angewendet, so ist die Ursache klar, die ich suche. Der Meister arbeitete auf die höchste Schönheit, unter den angenommenen Umständen, des körperlichen Schmerzes. Dieser, in aller seiner entstehenden Heftigkeit, war mit jener nicht zu verbinden. Er mußte ihn also herabsetzen, er mußte Schreien in Seufzen mildern: nicht weil das Schreien eine unedle Seele verrät, sondern weil es das Gesicht auf eine ekelhafte Weise verstellt. Denn man reiße dem Laokoon in Gedanken nur den Mund auf und urteile! Man lasse ihn schreien und sehe! Es war eine Bildung, die Mitleid einflößte, weil sie Schönheit und Schmerz zugleich zeigte, nun ist es eine haßliche, eine abscheuliche Bildung geworden, von der man gern sein Gesicht verwendet, weil der Anblick des Schmerzes Unlust erzeugt, ohne daß die Schönheit des leidenden Gegenstandes diese Unlust in das süße Gefühl des Mitleids verwandeln kann.

Die bloße weite Öffnung des Mundes – beiseite gesetzt, wie gewaltsam und ekel auch die übrigen Teile des Gesichts dadurch verzerrt und verschoben werden – ist in der Malerei ein Fleck und in der Bildhauerei eine Vertiefung, welche die widrigste Wirkung von der Welt tut. *Montfaucon* bewies wenig Geschmack, als er einen alten bartigen Kopf mit aufgerissenem Munde für einen Orakel erteilenden Jupiter ausgab.¹ Muß ein Gott schreien, wenn er die Zukunft eröffnet? Wurde ein gefälliger Umriss des Mundes seine Rede verdächtig machen? Auch glaube ich es dem *Valerius* nicht, daß Ajax in dem nur gedachten Gemälde des *Timanthes* sollte geschrien haben.² Weit schlechtere Meister aus den Zeiten der schon verfallenen Kunst lassen auch nicht einmal die wildesten Barbaren, wenn sie unter dem Schwerte des Sie-

¹ Antiquit. expl. T I p 50

² Er gibt nämlich die von dem *Timanthes* wirklich ausgedruckten Grade der Traurigkeit so an „Calchantem tristem, moestum Ulyssem, clamantem Ajacem, lamentantem Menelaum“ [„Den Kalchas traurig, den Ulysses niedergeschlagen, den Ajax schreiend, den Menelaos jammernd“] – Der Schreier Ajax müßte eine häßliche Figur gewesen sein, und da weder Cicero noch Quintilian in ihren Beschreibungen dieses Gemäldes seiner gedenken, so werde ich ihn um soviel eher für einen Zusatz halten dürfen, mit dem es *Valerius* aus seinem Kopfe bereichern wollen.

gers Schrecken und Todesangst ergreift, den Mund bis zum Schreien offen¹

Es ist gewiß, daß diese Herabsetzung des äußersten körperlichen Schmerzes auf einen niedrigeren Grad von Gefühl an mehreren alten Kunstwerken sichtbar gewesen. Der leidende Herkules in dem vergifteten Gewande, von der Hand eines alten unbekannten Meisters, war nicht der *Sophokleische*, der so graßlich schrie, daß die Lokrischen Felsen und die Euboischen Vorgebirge davon ertönten. Er war mehr finster als wild². Der Philoktet des *Pythagoras Leontinus* schien dem Betrachter seinen Schmerz mitzuteilen, welche Wirkung der geringste graßliche Zug verhindert hatte. Man durfte fragen, woher ich wisse, daß dieser Meister eine Bildsäule des Philoktet gemacht habe? Aus einer Stelle des *Plinius*, die meine Verbesserung nicht erwartet haben sollte, so offenbar verfälscht oder verstummelt ist sie.³

III

Aber, wie schon gedacht, die Kunst hat in den neuern Zeiten ungleich weitere Grenzen erhalten. Ihre Nachahmung, sagt man, erstreckte sich auf die ganze sichtbare Natur, von welcher das Schöne nur ein kleiner Teil ist. Wahrheit und Ausdruck sei ihr erstes Gesetz, und wie die Natur selbst die Schönheit höhern Absichten jederzeit aufopfere, so müsse sie auch der Künstler seiner allgemeinen Bestimmung unterordnen und ihr nicht weiter nachgehen, als es Wahrheit und Ausdruck erlauben. Genug, daß durch Wahrheit und Ausdruck das Haßlichste der Natur in ein Schönes der Kunst verwandelt werde.

Gesetzt, man wollte diese Begriffe fürs erste unbestritten in ihren Werte oder Unwerte lassen, sollten nicht andere von ihnen unabhängige Betrachtungen zu machen sein, warum demohngeachtet der Kunst-

¹ Bellori *Admiranda* Tab. II. 12

² *Plinius* libr. XXXIV. sect. 19

³ Eundem, nämlich den Myro, liest man bei dem *Plinius* (libr. XXXIV. sect. 19) *vicit et Pythagoras Leontinus, qui fecit stadiodromon Astylon, qui Olympiae ostenditur et Libyn puerum tenentem tabulam, eodem loco, et mala ferentem nudum Syracusis autem claudicantem, cujus ulceris dolorem sentire etiam spectantes videntur* [„Diesen übertraf Pythagoras aus Leontini, der die Bildsäule des Wettlaufers Astylos schuf, die in Olympia zu sehen ist, ebenso einen Libyschen Knaben, der eine Tafel hält, und einen nackten Knaben, der Äpfel trägt. In Syrakus aber formte er einen Hinkenden, dessen Schmerz über sein Geschwür auch die Beschauer zu verspüren meinen.“] Man erwäge die letzten Worte etwas genauer. Wird nicht dann offenbar von einer Person gesprochen, die wegen eines schmerzhaften Geschwüres überall bekannt ist? *Cujus ulceris* usw. Und dieses *cujus* sollte auf das bloße *claudicantem* und das *claudicantem* vielleicht auf das noch entferntere *puerum* gehen? Niemand hatte mehr recht, wegen eines solchen Geschwüres bekannter zu sein, als Philoktet. Ich lese also anstatt *claudicantem*, *Philoctetem* oder halte wenigstens dafür, daß das letztere durch das erstere gleichlautende Wort verdrungen worden und man beides zusammen *Philoctetem claudicantem* lesen müsse. *Sophokles* läßt ihn *σιτιβον κατ' ἀναγκην ἔρπειν* [„den Fuß aus Zwang nachschleifen“], und es mußte ein Hinken verursachen, daß er auf dem kranken Fuß weniger herzhaft auftreten konnte.

ler in dem Ausdrucke Maß halten und ihn nie aus dem höchsten Punkte der Handlung nehmen müsse?

Ich glaube, der einzige Augenblick, an den die materiellen Schranken der Kunst alle ihre Nachahmungen binden, wird auf dergleichen Betrachtungen leiten.

Kann der Künstler von der immer veränderlichen Natur nie mehr als einen einzigen Augenblick und der Maler insbesondere diesen einzigen Augenblick auch nur aus einem einzigen Gesichtspunkte brauchen, sind aber ihre Werke gemacht, nicht bloß erblickt, sondern betrachtet zu werden, lange und wiederholtermaßen betrachtet zu werden. so ist es gewiß, daß jener einzige Augenblick und einzige Gesichtspunkt dieses einzigen Augenblickes nicht fruchtbar genug gewählet werden kann. Dasjenige aber nur allein ist fruchtbar, was der Einbildungskraft freies Spiel läßt. Je mehr wir sehen, desto mehr müssen wir hinzudenken können. Je mehr wir darzudenken, desto mehr müssen wir zu sehen glauben. In dem ganzen Verfolge eines Affekts ist aber kein Augenblick, der diesen Vorteil weniger hat, als die höchste Staffel desselben. Über ihr ist weiter nichts, und dem Auge das Äußerste zeigen heißt der Phantasie die Flügel binden und sie nötigen, da sie über den sinnlichen Eindruck nicht hinaus kann, sich unter ihm mit schwachern Bildern zu beschäftigen, über die sie die sichtbare Fülle des Ausdrucks als ihre Grenze scheuet. Wenn Laokoon also seufzet, so kann ihn die Einbildungskraft schreien hören, wenn er aber schreiet, so kann sie von dieser Vorstellung weder eine Stufe höher noch eine Stufe tiefer steigen, ohne ihn in einem leidlichem, folglich uninteressantern Zustande zu erblicken. Sie hört ihn erst achzen, oder sie sieht ihn schon tot.

Ferner. Erhält dieser einzige Augenblick durch die Kunst eine unveränderliche Dauer, so muß er nichts ausdrücken, was sich nicht anders als transitorisch denken läßt. Alle Erscheinungen, zu deren Wesen wir es nach unsern Begriffen rechnen, daß sie plötzlich ausbrechen und plötzlich verschwinden, daß sie das, was sie sind, nur einen Augenblick sein können: alle solche Erscheinungen, sie mögen angenehm oder schrecklich sein, erhalten durch die Verlängerung der Kunst ein so widernatürliches Ansehen, daß mit jeder wiederholten Erblickung der Eindruck schwächer wird und uns endlich vor dem ganzen Gegenstande eckelt oder grauet. *La Metru*, der sich als einen zweiten *Demokrit* malen oder stechen lassen, lacht nur die ersten Male, die man ihn sieht. Betrachtet ihn öfter, und er wird aus einem Philosophen ein Geck; aus seinem Lachen wird ein Grinsen. So auch mit dem Schreien. Der heftige Schmerz, welcher das Schreien auspresset, läßt entweder

bald nach oder zerstört das leidende Subjekt. Wann also auch der geduldigste standhafteste Mann schreiet, so schreiet er doch nicht unablässig. Und nur dieses scheinbare Unablässige in der materiellen Nachahmung der Kunst ist es, was sein Schreien zu weibischem Unvermögen, zu kindischer Unleidlichkeit machen wurde. Dieses wenigstens mußte der Künstler des Laokoons vermeiden, hatte schon das Schreien der Schönheit nicht geschadet, wäre es auch seiner Kunst schon erlaubt gewesen, Leiden ohne Schönheit auszudrücken.

Unter den alten Malern scheint *Timomachus* Vorwürfe des äußersten Affekts am liebsten gewählet zu haben. Sein rasender Ajax, seine Kindermörderin Medea waren berühmte Gemälde. Aber aus den Beschreibungen, die wir von ihnen haben, erhellet, daß er jenen Punkt, in welchem der Betrachter das Außerste nicht sowohl erblickt als hinzudenkt, jene Erscheinung, mit der wir den Begriff des Transitorischen nicht so notwendig verbinden, daß uns die Verlängerung derselben in der Kunst mißfallen sollte, vortrefflich verstanden und miteinander zu verbinden gewußt hat. Die Medea hatte er nicht in dem Augenblicke genommen, in welchem sie ihre Kinder wirklich ermordet, sondern einige Augenblicke zuvor, da die mütterliche Liebe noch mit der Eifersucht kampfet. Wir sehen das Ende dieses Kampfes voraus. Wir zittern voraus, nun bald bloß die grausame Medea zu erblicken, und unsere Einbildungskraft gehet weit über alles hinweg, was uns der Maler in diesem schrecklichen Augenblicke zeigen konnte. Aber eben darum beleidigt uns die in der Kunst fortdauernde Unentschlossenheit der Medea so wenig, daß wir vielmehr wünschen, es wäre in der Natur selbst dabei geblieben, der Streit der Leidenschaften hatte sich nie entschieden oder hatte wenigstens so lange angehalten, bis Zeit und Überlegung die Wut entkräften und den mütterlichen Empfindungen den Sieg versichern können. Auch hat dem *Timomachus* diese seine Weisheit große und häufige Lobsprüche zugezogen und ihn weit über einen andern unbekannten Maler erhoben, der unverständig genug gewesen war, die Medea in ihrer höchsten Raserei zu zeigen und so diesem flüchtig überhiehenden Grade der äußersten Raserei eine Dauer zu geben, die alle Natur emporet. Der Dichter¹, der ihn desfalls tadelt, sagt daher sehr sinnreich, indem er das Bild selbst anredet: „Durstest du denn beständig nach dem Blute deiner Kinder? Ist denn immer ein neuer Jason, immer eine neue Kreusa da, die dich unaufhörlich er-

¹ Philippus (Anthol. lib IV. cap 9 ep 10)

Αἰεὶ γὰρ διψᾷς βρεφῶν φονὸν ἢ τις Ἰησὼν
Δευτερός, ἢ Γλαυκὴ τις παλὶ σοὶ προφασίς;
Ἐρᾷ καὶ ἐν κηρῷ παιδοκτονε —

bittern? – Zum Henker mit dir auch im Gemalde!“ setzt er voller Verdruß hinzu.

Von dem rasenden Ajax des *Timomachus* laßt sich aus der Nachricht des *Philostrats* urtheilen.¹ Ajax erschien nicht, wie er unter den Herden wüthet und Rinder und Bocke für Menschen fesselt und mordet, sondern der Meister zeigte ihn, wie er nach diesen wahnwitzigen Heldenthaten ermattet dasitzt und den Anschlag fasset, sich selbst umzubringen. Und das ist wirklich der rasende Ajax, nicht weil er eben itzt raset, sondern weil man siehet, daß er geraset hat, weil man die Große seiner Raserei am lebhaftesten aus der verzweiflungsvollen Scham abnimmt, die er nun selbst darüber empfindet. Man siehet den Sturm in den Trümmern und Leichen, die er an das Land geworfen.

IV.

Ich übersehe die angeführten Ursachen, warum der Meister des Laokoon in dem Ausdrücke des körperlichen Schmerzes Maß halten müssen, und finde, daß sie allesamt von der eigenen Beschaffenheit der Kunst und von derselben notwendigen Schranken und Bedürfnissen hergenommen sind. Schwerlich durfte sich also wohl irgend eine derselben auf die Poesie anwenden lassen

Ohne hier zu untersuchen, wie weit es dem Dichter gelingen kann, körperliche Schönheit zu schildern, so ist so viel unstreitig, daß, da das ganze unermeßliche Reich der Vollkommenheit seiner Nachahmung offen stehet, diese sichtbare Hülle, unter welcher Vollkommenheit zu Schönheit wird, nur eines von den geringsten Mitteln sein kann, durch die er uns für seine Personen zu interessieren weiß. Oft vernachlässiget er dieses Mittel gänzlich, versichert, daß, wenn sein Held unsere Gewogenheit gewonnen, uns dessen edlere Eigenschaften entweder so beschäufugen, daß wir an die körperliche Gestalt gar nicht denken oder, wenn wir daran denken, uns so bestechen, daß wir ihm von selbst wo nicht eine schone, doch eine gleichgultige erteilen. Am wenigsten wird er bei jedem einzeln Zuge, der nicht ausdrücklich für das Gesicht bestimmt ist, seine Rücksicht dennoch auf diesen Sinn nehmen dürfen. Wenn *Virgils* Laokoon schreiet, wem fällt es dabei ein, daß ein großes Maul zum Schreien nötig ist, und daß dieses große Maul haßlich laßt? Genug, daß clamores horrendos ad sidera tollit ein erhabner Zug für das Gehör ist, mag er doch für das Gesicht sein, was er will. Wer hier ein schönes Bild verlangt, auf den hat der Dichter seinen ganzen Eindruck verfehlt.

Nichts notiget hiernächst den Dichter, sein Gemalde in einen ein-

¹ Vita Apoll. lib. II. cap. 22.

zigen Augenblick zu konzentrieren. Er nimmt jede seiner Handlungen, wenn er will, bei ihrem Ursprunge auf und fuhret sie durch alle mögliche Abänderungen bis zu ihrer Endschaft. Jede dieser Abänderungen, die dem Künstler ein ganzes besonderes Stück kosten wurde, kostet ihm einen einzigen Zug, und wurde dieser Zug, für sich betrachtet, die Einbildung des Zuhorers beleidigen, so war er entweder durch das Vorhergehende so vorbereitet oder wird durch das Folgende so gemildert und vergütet, daß er seinen einzeln Eindruck verlieret und in der Verbindung die trefflichste Wirkung von der Welt tut. Ware es also auch wirklich einem Manne unanständig, in der Heftigkeit des Schmerzes zu schreien: was kann diese kleine überhingehende Unanständigkeit demjenigen bei uns für Nachteil bringen, dessen andere Tugenden uns schon für ihn eingenommen haben? *Virgil's* Laokoon schreiet, aber dieser schreiende Laokoon ist eben derjenige, den wir bereits als den vorsichtigsten Patrioten, als den warmsten Vater kennen und lieben. Wir beziehen sein Schreien nicht auf seinen Charakter, sondern lediglich auf sein unertragliches Leiden. Dieses allein hören wir in seinem Schreien, und der Dichter konnte es uns durch dieses Schreien allein sinnlich machen.

Wer tadelt ihn also noch? Wer muß nicht viel mehr bekennen, wenn der Künstler wohl tat, daß er den Laokoon nicht schreien ließ, so tat der Dichter eben so wohl, daß er ihn schreien ließ?

Aber *Virgil* ist hier bloß ein erzählender Dichter. Wird in seiner Rechtfertigung auch der dramatische Dichter mit begriffen sein? Einen andern Eindruck macht die Erzählung von jemand's Geschrei, einen andern dieses Geschrei selbst. Das Drama, welches für die lebendige Malerei des Schauspielers bestimmt ist, durfte vielleicht eben deswegen sich an die Gesetze der materiellen Malerei strenger halten müssen. In ihm glauben wir nicht bloß einen schreienden Philoktet zu sehen und zu hören; wir hören und sehen wirklich schreien. Je näher der Schauspieler der Natur kommt, desto empfindlicher müssen unsere Augen und Ohren beleidigt werden, denn es ist unwidersprechlich, daß sie es in der Natur werden, wenn wir so laute und heftige Äußerungen des Schmerzes vernehmen. Zudem ist der körperliche Schmerz überhaupt des Mitleidens nicht fähig, welches andere Übel erwecken. Unsere Einbildung kann zu wenig in ihm unterscheiden, als daß die bloße Erblickung desselben etwas von einem gleichmäßigen Gefühl in uns hervorzubringen vermöchte. *Sophokles* konnte daher leicht nicht einen bloß willkürlichen, sondern in dem Wesen unserer Empfindungen selbst gegründeten Anstand übertreten haben, wenn er den Philoktet und Herkules so winseln und weinen, so schreien

und brullen laßt Die Umstehenden können unmöglich so viel Anteil an ihrem Leiden nehmen, als diese ungemäßigten Ausbrüche zu erfordern scheinen. Sie werden uns Zuschauern vergleichungsweise kalt vorkommen, und dennoch können wir ihr Mitleiden nicht wohl anders als wie das Maß des unsrigen betrachten. Hierzu füge man, daß der Schauspieler die Vorstellung des körperlichen Schmerzes schwerlich oder gar nicht bis zur Illusion treiben kann, und wer weiß, ob die neuern dramatischen Dichter nicht eher zu loben als zu tadeln sind, daß sie diese Klippe entweder ganz und gar vermieden oder doch nur mit einem leichten Kahne umfahren haben.

Wie manches wurde in der Theorie unwidersprechlich scheinen, wenn es dem Genie nicht gelungen wäre, das Widerspiel durch die Tat zu erweisen. Alle diese Betrachtungen sind nicht ungegründet, und doch bleibet „Philoktet“ eines von den Meisterstücken der Bühne. Denn ein Teil derselben trifft den *Sophokles* nicht eigentlich, und nur indem er sich über den andern Teil hinwegsetzt, hat er Schonheiten erreicht, von welchen dem furchtsamen Kunstrichter ohne dieses Beispiel nie träumen wurde. Folgende Anmerkungen werden es näher zeigen.

1. Wie wunderbar hat der Dichter die Idee des körperlichen Schmerzes zu verstärken und zu erweitern gewußt! Er wählte eine Wunde – (denn auch die Umstände der Geschichte kann man betrachten, als ob sie von seiner Wahl abgehangen hätten, insofern er nämlich die ganze Geschichte, eben dieser ihm vorteilhaften Umstände wegen, wählte) – er wählte, sage ich, eine Wunde und nicht eine innerliche Krankheit, weil sich von jener eine lebhaftere Vorstellung machen läßt als von dieser, wenn sie auch noch so schmerzlich ist. Die innere sympathetische Glut, welche den Meleager verzehrte, als ihn seine Mutter in dem fatalen Brande ihrer schwesterlichen Wut aufopferte, wurde daher weniger theatralisch sein als eine Wunde Und diese Wunde war ein göttliches Strafgericht. Ein mehr als natürliches Gift tobte unaufhorlich darin, und nur ein stärkerer Anfall von Schmerzen hatte seine gesetzte Zeit, nach welchem jedesmal der Unglückliche in einen betäubenden Schlaf verfiel, in welchem sich seine erschöpfte Natur erholen mußte, den nämlichen Weg des Leidens wieder antreten zu können. *Chataubrum* läßt ihn bloß von dem vergifteten Pfeile eines Trojaners verwundet sein. Was kann man sich von einem so gewöhnlichen Zufalle Außerordentliches versprechen? Ihm war in den alten Kriegen ein jeder ausgesetzt; wie kam es, daß er nur bei dem Philoktet so schreckliche Folgen hatte? Ein natürliches Gift, das neun ganzer Jahre wirkt ohne zu toten, ist noch dazu weit unwahrschein-

licher als alle das fabelhafte Wunderbare, womit es der Grieche ausgerüstet hat.

2 So groß und schrecklich er aber auch die körperlichen Schmerzen seines Helden machte, so fühlte er es doch sehr wohl, daß sie allein nicht hinreichend waren, einen merklichen Grad des Mitleids zu erregen. Er verband sie daher mit andern Übeln, die gleichfalls, für sich betrachtet, nicht besonders ruhren konnten, die aber durch diese Verbindung einen eben so melancholischen Anstrich erhielten, als sie den körperlichen Schmerzen hinwiederum mitteilten. Diese Übel waren: vollige Beraubung der menschlichen Gesellschaft, Hunger und alle Unbequemlichkeiten des Lebens, welchen man unter einem rauen Himmel in jener Beraubung ausgesetzt ist.¹ Man denke sich einen Menschen in diesen Umständen, man gebe ihm aber Gesundheit und Kräfte und Industrie, und es ist ein *Robinson Crusoe*, der auf unser Mitleid wenig Anspruch macht, ob uns gleich sein Schicksal sonst gar nicht

¹ Wenn der Chor das Elend des Philoktet in dieser Verbindung betrachtet, so scheint ihn die hilflose Einsamkeit desselben ganz besonders zu ruhren. In jedem Worte hören wir den geselligen Griechen. Über eine von den hieher gehörigen Stellen habe ich indes meinen Zweifel. Sie ist die (v 701—703)

*Ἴν' αὐτὸς ἦν προσσυρὸς οὐκ ἔχων βασιν,
Οὐδὲ τιν' ἐγγχωρίων
Κακογειτονα, παρ' ᾧ στονὸν ἀντιτυπον
Βαρύβρωτ' ἀποκλιν-
σειεν αἱματηρον.*

[„wo er, der Lahme, sein eigener Nachbar war und keinen Eingebornen zum Kummernachbarn hatte, bei dem er unter wechselndem Stöhnen das tieffressende und blutige Geschwür bejammern könnte.“]

Die gemeine Winshemsche Übersetzung gibt dieses so

Ventis expositus et pedibus captus
Nullum cohabitorem
Nec vicinum ullum saltem malum habens, apud quem gemitum mutuum
Gravemque ac cruentum
Ederet

Hiervon weicht die interpolierte Übersetzung des Th. Johnson nur in den Worten ab

Ubi ipse ventis erat expositus, firmum gradum non habens,
Nec quenquam indigenarum,
Nec malum vicinum, apud quem ploraret
Vehementer edacem
Sanguineum morbum, mutuo gemitu

Man sollte glauben, er habe diese veränderten Worte aus der gebundenen Übersetzung des Thomas Naogeorgus entlehnt. Denn dieser (sein Werk ist sehr selten, und Fabricius selbst hat es nur aus dem Oporinschen Bucherverzeichnisse gekannt) drückt sich so aus

— ubi expositus fuit
Ventis ipse, gradum firmum haud habens,
Nec quenquam indigenam, nec vel malum
Vicinum, ploraret apud quem
Vehementer edacem atque cruentum
Morbum mutuo

Wenn diese Übersetzungen ihre Richtigkeit haben, so sagt der Chor das Stärkste, was man nur immer zum Lobe der menschlichen Gesellschaft sagen kann. Der Elende hat keinen Menschen um sich, er weiß von keinem freundlichen Nachbar, zu glücklich wenn er auch nur einen bösen Nachbar hätte! Thomson wurde sodann diese Stelle

gleichgültig ist. Denn wir sind selten mit der menschlichen Gesellschaft so zufrieden, daß uns die Ruhe, die wir außer derselben genießen, nicht sehr reizend dünk sollte, besonders unter der Vorstellung, welche jedes Individuum schmeichelt, daß es fremden Beistandes nach und nach kann entbehren lernen. Auf der andern Seite gebe man einem Menschen die schmerzlichste, unheilbarste Krankheit, aber man denke ihn zugleich von gefälligen Freunden umgeben, die ihn an nichts

vielleicht vor Augen gehabt haben, wenn er den gleichfalls in eine wüste Insel von Bösewichtern ausgesetzten Melisander sagen läßt

Cast on the wildest of the Cyclad isles
Where never human foot had market the shore,
These Ruffians left me — yet believe me, Arcas,
Such is the rooted love we bear mankind,
All ruffians as they were, I never heard
A sound so dismal as their parting oars

Auch ihm wäre die Gesellschaft von Bösewichtern lieber gewesen als gar keine. Ein großer vortrefflicher Sinn! Wenn es nur gewiß wäre, daß Sophokles auch wirklich so etwas gesagt hätte. Aber ich muß ungern bekennen, daß ich nichts dergleichen bei ihm finde, es wäre denn, daß ich lieber mit den Augen des alten Scholasten als mit meinen eigenen sehen wollte, welcher die Worte des Dichters so umschreibt: *Οὐ μόνον ὅπου καλὸν οὐκ εἶχε τινα τῶν ἐγγυωρίων γειτόνα, ἀλλὰ οὐδὲ κακὸν, παρ' οὗ ἀμοιβαίον λόγον στεναζῶν ἀκουσείε.* [„Nicht nur, daß er keinen guten Nachbarn unter den Eingeborenen hatte, sondern nicht einmal einen bösen, mit dem er unter Stöhnen Wechselrede tauschen könnte.“] Wie dieser Auslegung die angeführten Übersetzer gefolgt sind, so hat sich auch ebensowohl Brumoy als unser neuer deutscher Übersetzer daran gehalten. Jener sagt: „sans société, même importune“, und dieser „jeder Gesellschaft, auch der beschwerlichsten, beraubt“. Meine Gründe, warum ich von ihnen allen abgehen muß, sind diese. Erstlich ist es offenbar, daß, wenn *κακογειτόνα* von *τῶν ἐγγυωρίων* getrennt werden und ein besonders Glied ausmachen sollte, die Partikel *οὐδὲ* vor *κακογειτόνα* notwendig wiederholt sein mußte. Da sie es aber nicht ist, so ist es ebenso offenbar, daß *κακογειτόνα* zu *τινα* gehört und das Komma nach *ἐγγυωρίων* wegfallen muß. Dieses Komma hat sich aus der Übersetzung eingeschlichen, wie ich denn wirklich finde, daß es einige ganz griechische Ausgaben (z. E. die Wittenbergische von 1585 in 8, welche dem Fabricius völlig unbekannt geblieben) auch gar nicht haben und es erst, wie gehörig, nach *κακογειτόνα* setzen. Zweitens, ist das wohl ein böser Nachbar, von dem wir uns *στονὸν ἀντιτυπὸν, ἀμοιβαίον*, wie es der Scholast erklärt, versprechen können? Wechselseitig mit uns seufzen, ist die Eigenschaft eines Freundes, nicht aber eines Feindes. Kurz also, man hat das Wort *κακογειτόνα* unrecht verstanden, man hat angenommen, daß es aus dem Adjektivo *κακός* zusammengesetzt sei, und es ist aus dem Substantiv *το κακόν* zusammengesetzt, man hat es durch einen bösen Nachbar erklärt und hätte es durch einen Nachbar des Bösen erklären sollen. So wie *κακομαντής* nicht einen bösen, das ist falschen, unwahren Propheten, sondern einen Propheten des Bösen, *κακοτεχνός* nicht einen bösen, ungeschickten Künstler, sondern einen Künstler im Bösen bedeuten. Unter einem Nachbar des Bösen versteht der Dichter aber denjenigen, welcher entweder mit gleichen Unfällen als wir behaftet ist oder aus Freundschaft an unsern Unfällen Anteil nimmt, so daß die ganzen Worte *οὐδ' ἔχον τιν' ἐγγυωρίων κακογειτόνα* bloß durch „neque quenquam indignarum mali socium habens“ zu übersetzen sind. Der neue englische Übersetzer des Sophokles, Thomas Franklin, kann nicht anders als meiner Meinung gewesen sein, indem er den bösen Nachbar in *κακογειτῶν* auch nicht findet, sondern es bloß durch fellow-mourner übersetzt:

E xpos'd to the inclement skies,
Deserted and forlorn he lies,
No friend nor fellow-mourner there,
To soothe his sorrow, and divide his care.

Mangel leiden lassen, die sein Übel, soviel in ihren Kräften stehet, erleichtern, gegen die er unverhohlen klagen und jammern darf: unstreitig werden wir Mitleid mit ihm haben, aber dieses Mitleid dauert nicht in die Länge, endlich zucken wir die Achsel und verweisen ihn zur Geduld. Nur wenn beide Falle zusammenkommen, wenn der Einsame auch seines Körpers nicht mächtig ist, wenn dem Kranken ebensowenig jemand anders hilft, als er sich selbst helfen kann, und seine Klagen in der oden Luft verfliegen: alsdann sehen wir alles Elend, was die menschliche Natur treffen kann, über den Unglücklichen zuschlagen, und jeder fluchtige Gedanke, mit dem wir uns an seiner Stelle denken, erregt Schaudern und Entsetzen. Wir erblicken nichts als die Verzweiflung in ihrer schrecklichsten Gestalt vor uns, und kein Mitleid ist stärker, keines zerschmelzet mehr die ganze Seele als das, welches sich mit Vorstellungen der Verzweiflung mischet. Von dieser Art ist das Mitleid, welches wir für den Philoktet empfinden und in dem Augenblicke am stärksten empfinden, wenn wir ihn auch seines Bogens beraubt sehen, des einzigen, was ihm sein kummerliches Leben erhalten mußte. — O des Franzosen, der keinen Verstand, dieses zu überlegen, kein Herz, dieses zu fühlen, gehabt hat! Oder, wann er es gehabt hat, der klein genug war, dem armseligen Geschmacke seiner Nation alles dieses aufzuopfern! *Chataubrum* gibt dem Philoktet Gesellschaft. Er läßt eine Prinzessin Tochter zu ihm in die wüste Insel kommen. Und auch diese ist nicht allein, sondern hat ihre Hofmeisterin bei sich; ein Ding, von dem ich nicht weiß, ob es die Prinzessin oder der Dichter nothiger gebraucht hat. Das ganze vortreffliche Spiel mit dem Bogen hat er weggelassen. Dafür läßt er schöne Augen spielen. Freilich wurden Pfeil und Bogen der französischen Heldenjugend sehr lustig vorgekommen sein. Nichts hingegen ist ernsthafter als der Zorn schöner Augen. Der Grieche martert uns mit der greulichen Besorgung, der arme Philoktet werde ohne seinem Bogen auf der wusten Insel bleiben und elendiglich umkommen müssen. Der Franzose weiß einen gewissen Weg zu unsern Herzen: er läßt uns fürchten, der Sohn des Achilles werde ohne seine Prinzessin abziehen müssen. Dieses hießen denn auch die Pariser Kunstrichter: „über die Alten triumphieren“, und einer schlug vor, das *Chataubrum*sche Stück „*La Difficulté vaincue*“ zu benennen.¹

3. Nach der Wirkung des Ganzen betrachte man die einzeln Szenen, in welchen Philoktet nicht mehr der verlassene Kranke ist; wo er Hoffnung hat, nun bald die trostlose Einode zu verlassen und

¹ *Mercur de France*, Avril 1755. p. 177

wieder in sein Reich zu gelangen, wo sich also sein ganzes Unglück auf die schmerzliche Wunde einschränkt. Er wimmert, er schreiet, er bekommt die graßlichsten Zuckungen. Hierwider gehet eigentlich der Einwurf des beleidigten Anstandes. Es ist ein Engländer, welcher diesen Einwurf macht, ein Mann also, bei welchem man nicht leicht eine falsche Delikatesse argwohnen darf. Wie schon berührt, so gibt er ihm auch einen sehr guten Grund „Alle Empfindungen und Leidenschaften,“ sagt er¹, „mit welchen andere nur sehr wenig sympathisieren können, werden anstoßig, wenn man sie zu heftig ausdrückt. Aus diesem Grunde ist nichts unanständiger und einem Manne unwürdiger, als wenn er den Schmerz, auch den allerheftigsten, nicht mit Geduld ertragen kann, sondern weinet und schreiet. Zwar gibt es eine Sympathie mit dem körperlichen Schmerze. Wenn wir sehen, daß jemand einen Schlag auf den Arm oder das Schienbein bekommen soll, so fahren wir natürlicherweise zusammen und ziehen unsern eigenen Arm oder Schienbein zurück, und wenn der Schlag wirklich geschieht, so empfinden wir ihn gewissermaßen ebensowohl als der, den er getroffen. Gleichwohl aber ist es gewiß, daß das Übel, welches wir fühlen, gar nicht beträchtlich ist; wenn der Geschlagene daher ein heftiges Geschrei erregt, so ermangeln wir nicht, ihn zu verachten, weil wir in der Verfassung nicht sind, ebenso heftig schreien zu können als er.“— Nichts ist betruglicher als allgemeine Gesetze für unsere Empfindungen. Ihr Gewebe ist so fein und verwickelt, daß es auch der behutsamsten Spekulation kaum möglich ist, einen einzeln Faden rein aufzufassen und durch alle Kreuzfäden zu verfolgen. Gelingt es ihr aber auch schon, was für Nutzen hat es? Es gibt in der Natur keine einzelne reine Empfindung; mit einer jeden entstehen tausend andere zugleich, deren geringste die Grundempfindung gänzlich verändert, so daß Ausnahmen über Ausnahmen erwachsen, die das vermeintlich allgemeine Gesetz endlich selbst auf eine bloße Erfahrung in wenig einzeln Fällen einschränken. — „Wir verachten denjenigen,“ sagt der Engländer, „den wir unter körperlichen Schmerzen heftig schreien hören.“ Aber nicht immer, nicht zum ersten Male; nicht, wenn wir sehen, daß der Leidende alles mögliche anwendet, seinen Schmerz zu verbeißen; nicht, wenn wir ihn sonst als einen Mann von Standhaftigkeit kennen, noch weniger, wenn wir ihn selbst unter dem Leiden Proben von seiner Standhaftigkeit ablegen sehen; wenn wir sehen, daß ihn der Schmerz zwar zum Schreien, aber auch zu weiter nichts zwingen kann; daß er

¹ The Theory of Moral Sentiments, by Adam Smith Part I sect 2 chap 1. p 41. (London 1761).

sich lieber der längern Fortdauer dieses Schmerzes unterwirft als das Geringste in seiner Denkungsart, in seinen Entschlüssen ändert, ob er schon in dieser Veränderung die ganzliche Endschaft seines Schmerzes hoffen darf. Das alles findet sich bei dem Philoktet. Die moralische Größe bestand bei den alten Griechen in einer eben so unveränderlichen Liebe gegen seine Freunde als unwandelbarem Hasse gegen seine Feinde. Diese Größe behalt Philoktet bei allen seinen Martern. Sein Schmerz hat seine Augen nicht so vertrocknet, daß sie ihm keine Tränen über das Schicksal seiner alten Freunde gewähren konnten. Sein Schmerz hat ihn so murbe nicht gemacht, daß er, um ihn los zu werden, seinen Feinden vergeben und sich gern zu allen ihren eigennützligen Absichten brauchen lassen mochte. Und diesen Felsen von einem Manne hatten die Athenienser verachten sollen, weil die Wellen, die ihn nicht erschüttern können, ihn wenigstens ertönen machen? – Ich bekenne, daß ich an der Philosophie des *Cicero* überhaupt wenig Geschmack finde, am allerwenigsten aber an der, die er in dem zweiten Buche seiner „Tuskulanischen Fragen“ über die Erduldung des körperlichen Schmerzes auskramet. Man sollte glauben, er wolle einen Gladiator abrichten, so sehr eifert er wider den äußerlichen Ausdruck des Schmerzes. In diesem scheint er allein die Ungeduld zu finden, ohne zu überlegen, daß er oft nichts weniger als freiwillig ist, die wahre Tapferkeit aber sich nur in freiwilligen Handlungen zeigen kann. Er hort bei dem *Sophokles* den Philoktet nur klagen und schreien und übersieht sein ubriges standhaftes Betragen ganzlich. Wo hatte er auch sonst die Gelegenheit zu seinem rhetorischen Ausfalle wider die Dichter hergenommen? „Sie sollen uns weichlich machen, weil sie die tapfersten Männer klagend einführen.“ Sie müssen sie klagen lassen, denn ein Theater ist keine Arena. Dem verdammten oder feilen Fechter kam es zu, alles mit Anstand zu tun und zu leiden. Von ihm mußte kein kläglicher Laut gehoret, keine schmerzliche Zuckung erblickt werden. Denn da seine Wunden, sein Tod die Zuschauer ergotzen sollten, so mußte die Kunst alles Gefühl verbergen lehren. Die geringste Aeußerung desselben hatte Mitleiden erweckt, und ofters erregtes Mitleiden wurde diesen frostig grausamen Schauspielen bald ein Ende gemacht haben. Was aber hier nicht erregt werden sollte, ist die einzige Absicht der tragischen Bühne und fodert daher ein gerade entgegengesetztes Betragen. Ihre Helden müssen Gefühl zeigen, müssen ihre Schmerzen äußern und die bloße Natur in sich wirken lassen. Verraten sie Abrihtung und Zwang, so lassen sie unser Herz kalt, und Klopffechter im Kothurne können höchstens nur bewundert werden.

Diese Benennung verdienen alle Personen der sogenannten *Seneca'schen* Tragödien, und ich bin der festen Meinung, daß die gladiatorischen Spiele die vornehmste Ursache gewesen, warum die Römer in dem Tragischen noch so weit unter dem Mittelmäßigen geblieben sind. Die Zuschauer lernten in dem blutigen Amphitheater alle Natur verkennen, wo allenfalls ein *Krieger* seine Kunst studieren konnte, aber nimmermehr ein *Sophokles*. Das tragischste Genie, an diese künstlichen Todesszenen gewohnt, mußte auf Bombast und Rodomontaden verfallen. Aber sowenig als solche Rodomontaden wahren Heldenmut einflößen können, ebensowenig können Philoktetische Klagen weichlich machen. Die Klagen sind eines Menschen, aber die Handlungen eines Helden. Beide machen den menschlichen Helden, der weder weichlich noch verhärtet ist, sondern bald dieses, bald jenes scheint, so wie ihn itzt Natur, itzt Grundsätze und Pflicht verlangen. Er ist das Hochste, was die Weisheit hervorbringen und die Kunst nachahmen kann.

4. Nicht genug, daß *Sophokles* seinen empfindlichen Philoktet vor der Verachtung gesichert hat; er hat auch allem andern weislich vorgebaut, was man sonst aus der Anmerkung des Engländers wider ihn erinnern konnte. Denn verachten wir schon denjenigen nicht immer, der bei körperlichen Schmerzen schreiet, so ist doch dieses unwidersprechlich, daß wir nicht so viel Mitleiden für ihn empfinden, als dieses Geschrei zu erfordern scheint. Wie sollen sich also diejenigen verhalten, die mit dem schreienden Philoktet zu tun haben? Sollen sie sich in einem hohen Grade gerührt stellen? Es ist wider die Natur. Sollen sie sich so kalt und verlegen bezeigen, als man wirklich bei dergleichen Fällen zu sein pflegt? Das würde die widrigste Dissonanz für den Zuschauer hervorbringen. Aber, wie gesagt, auch diesem hat *Sophokles* vorgebaut. Dadurch nämlich, daß die Nebenpersonen ihr eigenes Interesse haben; daß der Eindruck, welchen das Schreien des Philoktet auf sie macht, nicht das einzige ist, was sie beschäftigt, und der Zuschauer daher nicht sowohl auf die Disproportion ihres Mitleids mit diesem Geschrei als vielmehr auf die Veränderung achtgibt, die in ihren eigenen Gesinnungen und Anschlägen durch das Mitleid, es sei so schwach oder so stark es will, entsteht oder entstehen sollte. Neoptolem und der Chor haben den unglücklichen Philoktet hintergangen; sie erkennen, in welche Verzweiflung ihn ihr Betrug stürzen werde; nun bekommt er seinen schrecklichen Zufall vor ihren Augen; kann dieser Zufall keine merkliche sympathetische Empfindung in ihnen erregen, so kann er sie doch antreiben, in sich zu gehen, gegen so viel Elend

Achtung zu haben und es durch Verratherei nicht haufen zu wollen. Dieses erwartet der Zuschauer, und seine Erwartung findet sich von dem edelmütigen Neoptolem nicht getauscht. Philoktet, seiner Schmerzen Meister, wurde den Neoptolem bei seiner Verstellung erhalten haben Philoktet, den sein Schmerz aller Verstellung unfähig macht, so höchst nötig sie ihm auch scheint, damit seinen kunftigen Reisegefährten das Versprechen, ihn mit sich zu nehmen, nicht zu bald gereue, Philoktet, der ganz Natur ist, bringt auch den Neoptolem zu seiner Natur wieder zurück. Diese Umkehr ist vortrefflich und um so viel ruhrender, da sie von der bloßen Menschlichkeit bewirkt wird. Bei dem Franzosen haben wiederum die schonen Augen ihren Teil daran.¹ Doch ich will an diese Parodie nicht mehr denken. — Des namlichen Kunstgriffs, mit dem Mitleiden, welches das Geschrei über körperliche Schmerzen hervorbringen sollte, in den Umstehenden einen andern Affekt zu verbinden, hat sich *Sophokles* auch in den „Trachinerinnen“ bedient. Der Schmerz des Herkules ist kein ermattender Schmerz; er treibt ihn bis zur Raserei, in der er nach nichts als nach Rache schnaubet. Schon hatte er in dieser Wut den Lichas ergriffen und an dem Felsen zerschmettert. Der Chor ist weiblich; um so viel natürlicher muß sich Furcht und Entsetzen seiner bemeistern. Dieses und die Erwartung, ob noch ein Gott dem Herkules zu Hülfe eilen oder Herkules unter diesem Übel erliegen werde, macht hier das eigentliche allgemeine Interesse, welches von dem Mitleiden nur eine geringe Schattierung erhält. Sobald der Ausgang durch die Zusammenhaltung der Orakel entschieden ist, wird Herkules ruhig, und die Bewunderung über seinen letzten Entschluß tritt an die Stelle aller andern Empfindungen. Überhaupt aber muß man bei der Vergleichung des leidenden Herkules mit dem leidenden Philoktet nicht vergessen, daß jener ein Halbgott und dieser nur ein Mensch ist. Der Mensch schämt sich seiner Klagen nie; aber der Halbgott schämt sich, daß sein sterblicher Teil über den unsterblichen so viel vermocht habe, daß er wie ein Mädchen weinen und winseln müssen.² Wir Neuern glauben keine Halbgötter, aber der geringste Held soll bei uns wie ein Halbgott empfinden und handeln.

Ob der Schauspieler das Geschrei und die Verzuckungen des Schmerzes bis zur Illusion bringen könne, will ich weder zu ver-

¹ Act II Sc III „De mes déguisemens que penserait Sophie?“ sagt der Sohn des Achilles

² Trach v 1088—89

— — ὅστις ὥστε παρθένος
Βεβρυχα κλαίων — —

[„welcher wie ein Mädchen weinend heult“]

neinen noch zu bejahen wagen Wenn ich fände, daß es unsere Schauspieler nicht konnten, so mußte ich erst wissen, ob es auch ein *Garrick* nicht vermögend wäre, und wenn es auch diesem nicht gelänge, so wurde ich mir noch immer die Skeupoeie und Deklamation der Alten in einer Vollkommenheit denken dürfen, von der wir heutzutage gar keinen Begriff haben.

V.

Es gibt Kenner des Altertums, welche die Gruppe Laokoon zwar für ein Werk griechischer Meister, aber aus der Zeit der Kaiser halten, weil sie glauben, daß der *Virgilische* Laokoon dabei zum Vorbilde gedient habe Ich will von den altern Gelehrten, die dieser Meinung gewesen sind, nur den *Bartholomäus Marliani*¹ und von den neuern den *Montfaucon*² nennen Sie fanden ohne Zweifel zwischen dem Kunstwerke und der Beschreibung des Dichters eine so besondere Übereinstimmung, daß es ihnen unmöglich dunkte, daß beide von ungefähr auf einerlei Umstände sollten gefallen sein, die sich nichts weniger als von selbst darbieten Dabei setzten sie voraus, daß, wenn es auf die Ehre der Eifindung und des ersten Gedankens ankomme, die Wahrscheinlichkeit für den Dichter ungleich größer sei als für den Künstler.

Nur scheinen sie vergessen zu haben, daß ein dritter Fall möglich sei. Denn vielleicht hat der Dichter ebensowenig den Künstler als der Künstler den Dichter nachgeahmt, sondern beide haben aus einerlei alteren Quelle geschöpft Nach dem *Macrobius* wurde *Pisander* diese ältere Quelle sein können.³ Denn als die Werke dieses griechischen Dichters noch vorhanden waren, war es schulkundig (*pueris decantatum*), daß der Römer die ganze Eroberung und Zerstörung Iliums, sein ganzes zweites Buch, aus ihm nicht sowohl nachgeahmt als treulich übersetzt habe. Ware nun also *Pisander*

¹ Topographiæ Urbis Romæ libr IV cap 14 „Et quamquam hî (Agesander et Polydorus et Athenodorus Rhodii) ex Virgilio descriptione statum hanc formavisse videntur“ etc [„Und obgleich diese (Agesander und Polydorus und Athenodorus in Rhodos) dieses Bildwerk nach der Beschreibung des Vergil geformt zu haben scheinen usw“]

² Suppl aux Ant Expliq T I p 242. „Il semble qu'Agesandre, Polydore et Athénodore, qui en furent les ouvriers, aient travaillé comme à l'envie, pour laisser un monument, qui répondait à l'incomparable description qu'a fait Virgile de Laocoon“ etc

³ Saturnal lib V cap 2 „Quæ Virgilius traxit à Græcis, dicturumne me putatis quæ vulgo nota sunt? quod Theocritum sibi fecerit pastoralis operis autorem, ruralis Hesiodum? et quod in ipsis ‚Georgicis‘ tempestatis serenitatisque signa de Arati ‚Phænomenis‘ traxerint? vel quod eversionem Trojæ cum Sinone suo et equo ligneo cætersque omnibus, quæ librum secundum faciunt, a Pisandro pæne ad verbum transcripserint? qui inter Græcos poetas eminet opere, quod a nuptiis Jovis et Junonis incipiens universas historias, quæ mediis omnibus sæculis usque ad ætatem ipsius Pisandri contigerunt, in unam seriem coactas redegerit et unum ex

auch in der Geschichte des Laokoon *Virgils* Vorgänger gewesen, so brauchten die griechischen Künstler ihre Anleitung nicht aus einem lateinischen Dichter zu holen, und die Mutmaßung von ihrem Zeitalter gründet sich auf nichts.

Indes, wenn ich notwendig die Meinung des *Marham* und *Montfaucon* behaupten mußte, so wurde ich ihnen folgende Ausflucht leihen *Pisanders* Gedichte sind verloren; wie die Geschichte des Laokoon von ihm erzählt worden, läßt sich mit Gewißheit nicht sagen, es ist aber wahrscheinlich, daß es mit eben den Umständen geschehen sei, von welchen wir noch jetzt bei griechischen Schriftstellern Spuren finden. Nun kommen aber diese mit der Erzählung des *Virgils* im geringsten nicht überein, sondern der römische Dichter muß die griechische Tradition völlig nach seinem Gutdunken umgeschmolzen haben. Wie er das Unglück des Laokoon erzählt, so ist es seine eigene Erfindung, folglich, wenn die Künstler in ihrer Vorstellung mit ihm harmonieren, so können sie nicht wohl anders als nach seiner Zeit gelebt und nach seinem Vorbilde gearbeitet haben.

Quintus Calaber läßt zwar den Laokoon einen gleichen Verdacht, wie *Virgil*, wider das holzerne Pferd bezeigen, allein der Zorn der Minerva, welchen sich dieser dadurch zuzieht, äußert sich bei ihm ganz anders. Die Erde erbebt unter dem warnenden Trojaner, Schrecken und Angst überfallen ihn; ein brennender Schmerz tobt in seinen Augen, sein Gehirn leidet; er raset; er verblindet. Erst, da er blind noch nicht aufhört, die Verbrennung des holzernen Pferdes anzuraten, sendet Minerva zwei schreckliche Drachen, die aber bloß die Kinder des Laokoon ergreifen. Umsonst strecken diese die Hände nach ihrem Vater aus, der arme blinde Mann kann ihnen nicht helfen; sie werden zerfleischt, und die Schlangen schlupfen in die Erde. Dem Laokoon selbst geschieht von ihnen nichts; und daß dieser

diversis hiatibus temporum corpus effecerit? in quo opere inter historias ceteras intentus quoque Trojæ in hunc modum relatus est Quæ fideliter Maro interpretando, fabricatus est sibi Iliacæ urbis ruinam Sed et hæc et talia ut pueris decantata prætereo "[„Glaubt ihr, ich würde allgemein Bekanntes wiederholen, was nämlich Virgil von den Griechen übernommen hat? daß er den Theokrit zum Muster seiner schäferlichen, den Hesiod zum Vorbild seiner ländlichen Dichtung genommen hat? daß er selbst in den ‚Georgica‘ die Darstellung von Unwetter und Aufheiterung aus den ‚Phænomena‘ des Aratus geholt hat? und daß er die Zerstörung Trojas mit seinem Sinon und dem holzernen Pferd und allen anderen Ereignissen, die das 2. Buch ausmachen, von Pisander fast wörtlich übertragen hat? der unter den griechischen Dichtern durch sein Werk hervorragt, weil er, von Jupiters und Junos Hochzeit beginnend, alle Geschichten, die im Mittelalter bis zu Pisanders Zeit selbst sich ereignet haben, in eine Folge gebracht und aus den verschiedenen Zeitspannen eine Einheit geschaffen hat? Dabei wird unter anderen Geschichten auch der Untergang Trojas in dieser Art erzählt. Durch eine getreue Übertragung hat Vergil dann die Zerstörung der Stadt Ilios sich zurechtgezimmert. Aber das und anderes übergehe ich als von den Schulknaben hergelehrte Dinge.“]

Umstand dem *Quintus*¹ nicht eigen, sondern vielmehr allgemein angenommen musse gewesen sein, bezeugt eine Stelle des *Lykophron*, wo diese Schlangen² das Berwort der Kinderfresser fuhren.

War er aber, dieser Umstand, bei den Griechen allgemein angenommen, so wurden sich griechische Kunstler schwerlich erkunht haben, von ihm abzuweichen, und schwerlich wurde es sich getroffen haben, daß sie auf eben die Art wie ein romischer Dichter abgewichen waren, wenn sie diesen Dichter nicht gekannt hatten, wenn sie vielleicht nicht den ausdrucklichen Auftrag gehabt hatten, nach ihm zu arbeiten. Auf diesem Punkte, meine ich, mußte man bestehen, wenn man den *Marliani* und *Montfaucon* verteidigen wollte. *Virgil* ist der erste und einzige³, welcher sowohl Vater als Kinder

¹ Paralip lib. XII v 398–408 et v 439–474.

² Oder vielmehr Schlange, denn *Lykophron* scheint nureine angenommen zu haben.

³ Ich erinnere mich, daß man das Gemälde hierwider anführen könnte, welches *Eumolp* bei dem *Petron* auslegt. Es stellte die Zerstörung von Troja und besonders die Geschichte des *Laokoon* vollkommen so vor, als sie *Virgil* erzählt, und da in der nämlichen Galerie zu Neapel, in der es stand, andere alte Gemälde vom *Zeuxis*, *Protogenes*, *Apelles* waren, so ließe sich vermuten, daß es gleichfalls ein altes griechisches Gemälde gewesen sei. Allen man erlaube mir, einen Romandichter fur keinen Historikus halten zu dürfen. Diese Galerie und dieses Gemälde und dieser *Eumolp* haben, allem Ansehen nach, nirgends als in der Phantasie des *Petron* existiert. Nichts verrät ihre gänzliche Erdichtung deutlicher als die offenbaren Spuren einer beinahe schulermäßigen Nachahmung der *Virgilischen* Beschreibung. Es wird sich der Mühe verlohnen, die Vergleichung anzustellen. So *Virgil* (*Aeneid* lib II, 199–224):

Hic aliud majus miseris multoque tremendum
Obijcit magis atque improvida pectora turbat
Laocoon, ductus Neptuno sorte sacerdos,
Sollemnis taurum ingentem mactabat ad aras
Ecce autem gemini a Tenedo tranquilla per alta
(Horresco referens) immensis orbitibus angues
Incumbunt pelago pariterque ad litora tendunt
Pectora quorum inter fluctus arrecta, jubæque
Sanguinea exsuperant undas, pars cetera pontum
Pone legit sinuatque immensa volumine terga
Fit sonitus spumante salo, jamque arva tenebant,
Ardentesque oculos suffectu sanguine et igni
Sibila lambebant linguis vibrantibus ora
Diffugimus visu exsanguis. Illi agnune certo
Laocoonta petunt, et primum parva duorum
Corpora natorum serpens amplexus uterque
Implicat et miseros morsu depascitur artus
Post ipsum, auxilio subeuntem ac tela ferentem,
Corripunt spursque ligant ingentibus, et jam
Bis medium amplexi, bis collo squamea circum
Terga dati, superant capite et cervicibus altis
Ille simul manibus tendit divellere nodos,
Perfusus sanie vittas atroque veneno;
Clamores simul horrendos ad sidera tollit.
Quales mugitus, fugit cum saucius aram
Taurus et incertam excussit cervice securum.

[„Hier ereignet sich ein größeres und gewaltigeres Schrecknis und erschüttert die nichtsahnenden Herzen. *Laokoon*, durch das Los dem *Neptun* als *Priester* bestimmt, wollte feierlich am *Altar* einen ungeheuren *Stier* schlachten. Siehe, da wälzen sich von *Tenedos* her durch die ruhige See (ich schaudere beim Erzählen) in unermeßlichen Windungen zwei Schlangen dem *Ufer* zu und gelangen zu gleicher Zeit an das *Gestade*. Ihre Brust ist über die Wellen erhoben, und die blutigen Mähnen ragen über die *Wogen* heraus; der übrige Teil schleppt sich hintennach durch das Meer und krümmt im *Bogen* den unermeßlichen Rücken. Laut aufschäumt die

von den Schlangen umbringen laßt, die Bildhauer tun dieses gleichfalls, da sie es doch als Griechen nicht hatten tun sollen. also ist es wahrscheinlich, daß sie es auf Veranlassung des *Virgils* getan haben.

Ich empfinde sehr wohl, wie viel dieser Wahrscheinlichkeit zur historischen Gewißheit mangelt. Aber da ich auch nichts Historisches weiter daraus schließen will, so glaube ich wenigstens, daß man sie als eine Hypothese kann gelten lassen, nach welcher der Kritikus seine Betrachtungen anstellen darf. Bewiesen oder nicht bewiesen, daß die Bildhauer dem *Virgil* nachgearbeitet haben: ich will es bloß annehmen, um zu sehen, wie sie ihm sodann nachgearbeitet hatten.

Salzflut, rasch erreichen sie das Festland mit blutunterlaufenen, feurigen Augen, und aus den zischenden Rachen züngeln die zitternden Zungen. Wir fliehen totenbleich vor dem Anblick. Jene greifen in sicherem Zuge den Laokoon an. Zuerst umstricken beide in furchtbarer Umarmung die zarten Körper der zwei Knaben und zerfleischen mit ihren Bissen die unglücklichen Glieder. Dann packen sie ihn, der speerschwingend zu Hilfe eilen will, und fesseln ihn mit furchtbaren Windungen, doppelt umstricken sie seinen Leib, doppelt ringeln sich die schuppigen Rücken um seinen Hals, und sie überragen ihn mit dem Kopf und dem hohen Nacken. Jener versucht mit den Händen zugleich die Knoten zu zerreißen, während seine Binde von Geifer und schwarzem Gift besudelt wird, das schreckliche Geschrei der Unglücklichen dringt bis zu den Sternen empor. Brüllend flieht der verwundete Stier vom Altar und schüttelt das schwankende Beil vom Nacken.“ Und so Eumolp (vom dem man sagen könnte, daß es ihm wie allen Poeten aus dem Stegreife ergangen sei, ihr Gedächtnis hat immer an ihren Versen ebensoviel Anteil als ihre Einbildung)

Ecce alia monstra Celsa qua Tenedos mare
Dorso repellit, tumida consurgunt freta,
Undaque resultat scissa tranquillo minor
Qualis silenti nocte remorum sonus
Longe refertur, cum premunt classes mare,
Pulsumque marmor abiete imposita gemit
Respicimus, angues orbibus geminis ferunt
Ad saxa fluctus, tumida quorum pectora
Rates ut altæ, lateribus spumas agunt,
Dat cauda sonitum, liberæ ponto jubæ
Coruscant luminibus, fulmineum jubar
Incendit æquor, sibilisque undæ tremunt.
Stupere mentes. Infulis stabant sacris
Phrygioque cultu gemina nati pignora
Laocoonte, quos repente tergombus ligant
Angues corusci, parvulas illi manus
Ad ora referunt, neuter auxilio sibi,
Uterque fratri transtulit pias vices,
Morsque ipsa miseros mutuo perdit metu
Accumulat ecce liberum funus parens,
Infirmitas auxiliator invadunt virum
Jam morte pasti membraque ad terram trahunt
Jacet sacerdos inter aras victima.

[„Siehe da, andere Wunderzeichen! Wo das steile Tenedos sich mit dem Rücken aus dem Meere hebt, schwellen die Fluten auf, und die Wogen springen aufgeregt übereinander. Ein Geräusch ertönt, wie wenn in schweigender Nacht bei der see-fahrenden Flotte der Ruderschlag weithin erschallt, und wie der Marmor stöhnt, getroffen von der sturzenden Tanne. Wir sehen uns um. Schlangen tragen die Wogen in doppelten Windungen an die felsigen Gestade, ihre Brüste ragen auf wie hohe Balken, Schaum peitscht ihre Flanken, ihre Schwänze klatschen tönend meder, über das Wasser erheben sich schimmernd die Mähnen, blitzender Glanz strahlt über die See, und die schwanken Wogen zittern. Erstarrt sind unsere Seelen. Mit heiligen Binden und in phrygischer Tracht stehen bei Laokoon die beiden Söhne, die plötzlich die glänzenden Schlangen mit ihren Leibern umstricken, die kleinen

Über das Geschrei habe ich mich schon erklärt. Vielleicht, daß mich die weitere Vergleichung auf nicht weniger unterrichtende Bemerkungen leitet.

Der Einfall, den Vater mit seinen beiden Söhnen durch die morderischen Schlangen in einen Knoten zu schurzen, ist ohnstreitig ein sehr glücklicher Einfall, der von einer ungemein malerischen Phantasie zeigt. Wem gehört er? Dem Dichter oder den Kunstlern? *Montfaucon* will ihn bei dem Dichter nicht finden¹. Aber ich meine, *Montfaucon* hat den Dichter nicht aufmerksam genug gelesen.

Hände erheben jene gegen die Rachen, keiner hilft sich selbst, sondern jeder will wechselseitig hilfsbereit den Bruder befreien, und in gegenseitiger Angst ereilt der Tod die Unglücklichen. Der Kinder Vernichtung übersteigt noch der Vater, der schwache Helfer nach Mord lustern, ergreifen sie den Vater und reißen seine Glieder zur Erde. Als Schlachtopfer liegt der Priester am Altar.“] Die Hauptzüge sind in beiden Stellen eben dieselben, und Verschiedenes ist mit den nämlichen Worten ausgedrückt. Doch das sind Kleinigkeiten, die von selbst in die Augen fallen. Es gibt andere Kennzeichen der Nachahmung, die feiner, aber nicht weniger sicher sind. Ist der Nachahmer ein Mann, der sich etwas zutraut, so ahmet er selten nach, ohne verschönern zu wollen, und wenn ihm dieses Verschönern nach seiner Meinung geglückt ist, so ist er Fuchs genug, seine Fußstapfen, die den Weg, welchen er hergekommen, verraten wurden, mit dem Schwanz zuzukehren. Aber eben diese eitle Begierde, zu verschönern, und diese Behutsamkeit, Original zu scheinen, entdeckt ihn. Denn sein Verschönern ist nichts als Übertreibung und unnatürliches Raffinieren. Virgil sagt *sanguineæ jubæ Petron libera jubæ luminibus coruscant* Virgil *ardentes oculos suffecti sanguine et igni*, Petron *fulmineum jubar incendit æquor* Virgil *fit sonitus spumante salo*, Petron *sibilus undæ tremunt*. So geht der Nachahmer immer aus dem Großen ins Ungeheuer, aus dem Wunderbaren ins Unmögliche. Die von den Schlangen umwundene Knaben sind dem Virgil ein Parergon, das er mit wenigen bedeutenden Strichen hinsetzt, in welchen man nichts als ihr Unvermögen und ihren Jammer erkennt. Petron malt dieses Nebenwerk aus und macht aus den Knaben ein Paar heldenmutige Seelen,

— — — neuter auxilio sibi,
Utique fratri transtulit pias vices,
Morsque ipsa miseros mutuo perdit metu

[„Keiner hilft sich selbst, sondern jeder will wechselseitig den Bruder befreien, und in gegenseitiger Angst ereilt der Tod die Unglücklichen.“] Wer erwartet von Menschen, von Kindern, diese Selbstverleugnung? Wieviel besser kannte der Grieche die Natur (Quintus Calaber lib XII v 459—461), welcher bei Erscheinung der schrecklichen Schlangen sogar die Mutter ihrer Kinder vergessen läßt, so sehr war jedes nur auf seine eigene Erhaltung bedacht. Zu verbergen sucht sich der Nachahmer gemeinlich dadurch, daß er den Gegenständen eine andere Beleuchtung gibt, die Schatten des Originals heraus- und die Lichter zurücktreibt. Virgil gibt sich Mühe, die Größe der Schlangen recht sichtbar zu machen, weil von dieser Größe die Wahrscheinlichkeit der folgenden Erscheinung abhängt, das Geräusche, welches sie verursachen, ist nur eine Nebenidee und bestimmt, den Begriff der Größe auch dadurch lebhafter zu machen. Petron hingegen macht diese Nebenidee zur Hauptsache, beschreibt das Geräusch mit aller möglichen Üppigkeit und vergißt die Schilderung der Größe so sehr, daß wir sie nur fast aus dem Geräusche schließen müssen. Es ist schwerlich zu glauben, daß er in diese Unschicklichkeit verfallen wäre, wenn er bloß aus seiner Einbildung geschuldert und kein Muster vor sich gehabt hätte, dem er nachzeichnen, dem er aber nachgezeichnet zu haben, nicht verraten wollen. So kann man zuverlässig jedes poetische Gemälde, das in kleinen Zügen überladen und in den großen fehlerhaft ist, für eine verunglückte Nachahmung halten, es mag sonst so viele kleine Schönheiten haben, als es will, und das Original mag sich lassen angeben können oder nicht.

¹ Suppl. aux Antiq. Expl. T. I p 243 „Il y a quelque petite différence entre ce que dit Virgile, et ce que le marbre représente. Il semble, selon ce que dit le poète, que les serpens quittèrent les deux enfants pour venir entortiller le père, au lieu que dans ce marbre ils lient en même tems les enfants et leur père.“

— — — illi agmine certo
 Laocoonta petunt, et primum parva duorum
 Corpora natorum serpens amplexus uterque
 Implicat et miseros morsu depascitur artus.
 Post ipsum, auxilio subeuntem et tela ferentem
 Corripiunt spirisque ligant ingentibus — —

[„Jene greifen in sicherem Zuge den Laokoon an. Zuerst umstricken beide in furchtbarer Umarmung die zarten Körper der zwei Knaben und zerfleischen mit ihren Bissen die unglücklichen Glieder. Dann packen sie ihn, der speerschwingend zu Hilfe eilt, und fesseln ihn mit furchtbaren Windungen.“]

Der Dichter hat die Schlangen von einer wunderbaren Länge geschildert. Sie haben die Knaben umstrickt, und da der Vater ihnen zu Hilfe kommt, ergreifen sie auch ihn (corripiunt). Nach ihrer Größe konnten sie sich nicht auf einmal von den Knaben loswinden; es mußte also einen Augenblick geben, da sie den Vater mit ihren Köpfen und Vorderteilen schon angefallen hatten und mit ihren Hinterteilen die Knaben noch umschlungen hielten. Dieser Augenblick ist in der Fortschreitung des poetischen Gemaldes notwendig; der Dichter läßt ihn sattsam empfinden, nur ihn auszumalen, dazu war itzt die Zeit nicht. Daß ihn die alten Ausleger auch wirklich empfunden haben, scheint eine Stelle des *Donatus*¹ zu bezeugen. Wieviel weniger wird er den Kunstlern entwischt sein, in deren verstandiges Auge alles, was ihnen vorteilhaft werden kann, so schnell und deutlich einleuchtet?

In den Windungen selbst, mit welchen der Dichter die Schlangen um den Laokoon fuhret, vermeidet er sehr sorgfältig die Arme, um den Händen alle ihre Wirksamkeit zu lassen.

Ille simul manibus tendit divellere nodos.

[„Jener versucht mit den Händen zugleich die Knoten zu zerreißen.“]
 Hierin mußten ihm die Künstler notwendig folgen. Nichts gibt

¹ Donatus ad v 227 lib II Aeneid „Mirandum non est, clypeo et simulacri vestigis tegi potuisse, quos supra et longos et validos dixit et multiplici ambitu circumdeditis Laocoontis corpus ac liberorum et fusse superfluum partem“ („Es ist nicht wunderbar, daß sie sich hinter dem Schild und der Kleidung des Götterbildes decken konnten, denn er hat oben gesagt, daß sie lang und stark waren und in mehrfacher Windung die Leiber des Laokoon und seiner Kinder umstrickten, und daß doch noch ein Teil (ihres Körpers) übrig blieb.“) Mich dünkt übrigens, daß in dieser Stelle aus den Worten „mirandum non est“ entweder das „non“ wegfallen muß oder am Ende der ganze Nachsatz mangelt. Denn da die Schlangen so außerordentlich groß waren, so ist es allerdings zu verwundern, daß sie sich unter dem Schilde der Göttin verbergen können, wenn dieses Schild nicht selbst sehr groß war und zu einer kolossalschen Figur gehörte. Und die Versicherung hievon mußte der mangelnde Nachsatz sein, oder das „non“ hat keinen Sinn.

mehr Ausdruck und Leben als die Bewegung der Hande; im Affekte besonders ist das sprechendste Gesicht ohne sie unbedeutend. Arme, durch die Ringe der Schlangen fest an den Körper geschlossen, wurden Frost und Tod über die ganze Gruppe verbreitet haben. Also sehen wir sie, an der Hauptfigur sowohl als an den Nebenfiguren, in volliger Tätigkeit und da am meisten beschäftigt, wo gegenwärtig der heftigste Schmerz ist.

Weiter aber auch nichts als diese Freiheit der Arme fanden die Künstler zuträglich, in Ansehung der Verstrickung der Schlangen von dem Dichter zu entlehnen. *Virgil* läßt die Schlangen doppelt um den Leib und doppelt um den Hals des Laokoon sich winden und hoch mit ihren Köpfen über ihn herausragen:

Bis medium amplexi, bis collo squamea cinctum
Terga dati, superant capite et cervicibus altis.

[„Doppelt umstricken sie seinen Leib, doppelt ringeln sich die schuppigen Rücken um seinen Hals, und sie überragen ihn mit dem Kopf und den hohen Nacken“.]

Dieses Bild füllet unsere Einbildungskraft vortrefflich; die edelsten Teile sind bis zum Ersticken gepreßt, und das Gift gehet gerade nach dem Gesichte. Demohngeachtet war es kein Bild für Künstler, welche die Wirkungen des Giftes und des Schmerzes in dem Körper zeigen wollten. Denn um diese bemerken zu können, mußten die Hauptteile so frei sein als möglich, und durchaus mußte kein äußerer Druck auf sie wirken, welcher das Spiel der leidenden Nerven und arbeitenden Muskeln verändern und schwächen konnte. Die doppelten Windungen der Schlangen wurden den ganzen Leib verdeckt haben, und jene schmerzliche Einziehung des Unterleibes, welche so sehr ausdrückend ist, wurde unsichtbar geblieben sein. Was man über oder unter oder zwischen den Windungen von dem Leibe noch erblickt hatte, wurde unter Pressungen und Aufschwellungen erschienen sein, die nicht von dem innern Schmerze, sondern von der äußern Last gewirkt worden. Der ebenso oft umschlungene Hals wurde die pyramidalische Zuspitzung der Gruppe, welche dem Auge so angenehm ist, ganzlich verdorben haben; und die aus dieser Wulst ins Freie hinausragende spitze Schlangenköpfe hatten einen so plotzlichen Abfall von Mensur gemacht, daß die Form des Ganzen äußerst anstoßig geworden wäre. Es gibt Zeichner, welche unverstandig genug gewesen sind, sich demohngeachtet an den Dichter zu binden. Was denn aber auch daraus geworden, läßt sich unter andern

aus einem Blatte des *Franz Cley*¹ mit Abscheu erkennen. Die alten Bildhauer übersahen es mit einem Blicke, daß ihre Kunst hier eine ganzliche Abänderung erfordere. Sie verlegten alle Windungen von dem Leibe und Halse um die Schenkel und Füße. Hier konnten diese Windungen, dem Ausdrücke unbeschadet, soviel decken und pressen, als nötig war. Hier erregten sie zugleich die Idee der gehemmten Flucht und einer Art von Unbeweglichkeit, die der kunstlichen Fortdauer des namlichen Zustandes sehr vorteilhaft ist.

Ich weiß nicht, wie es gekommen, daß die Kunstrichter diese Verschiedenheit, welche sich in den Windungen der Schlangen zwischen dem Kunstwerke und der Beschreibung des Dichters so deutlich zeigt, ganzlich mit Stillschweigen übergangen haben. Sie erhebet die Weisheit der Künstler ebenso sehr als die andre, auf die sie alle fallen, die sie aber nicht sowohl anzupreisen wagen als vielmehr nur zu entschuldigen suchen. Ich meine die Verschiedenheit in der Bekleidung. *Virgil's* Laokoon ist in seinem priesterlichen Ornate, und in der Gruppe erscheint er mit seinen beiden Söhnen vollig nackend. Man sagt, es gebe Leute, welche eine große Ungereimtheit darin fanden, daß ein Königssohn, ein Priester, bei einem Opfer, nackend vorgestellt werde. Und diesen Leuten antworten Kenner der Kunst in allem Ernste, daß es allerdings ein Fehler wider das Übliche sei, daß aber die Künstler dazu gezwungen worden, weil sie ihren Figuren keine anständige Kleidung geben konnten. Die Bildhauerei, sagen sie, könne keine Stoffe nachahmen, dicke Falten machten eine uble Wirkung: aus zwei Unbequemlichkeiten habe man also die geringste wählen und lieber gegen die Wahrheit selbst verstoßen als in den Gewandern tadelhaft werden müssen.² Wenn die alten Artisten bei dem Einwurfe lachen wurden, so weiß ich nicht, was sie zu der Beantwortung sagen durften. Man kann die Kunst nicht tiefer herabsetzen, als es dadurch geschehet. Denn gesetzt, die Skulptur konnte die verschiedenen Stoffe ebenso gut nachahmen als die Malerei, wurde sodann Laokoon notwendig bekleidet sein müssen? Wurden wir unter dieser Bekleidung nichts verlieren? Hat ein Gewand, das Werk

¹ In der prächtigen Ausgabe von Drydens englischem Virgil (London 1697 in groß Folio). Und doch hat auch dieser die Windungen der Schlangen um den Leib nur einfach und um den Hals fast gar nicht geführt. Wenn ein so mittelmäßiger Künstler anders eine Entschuldigung verdient, so könnte ihm nur die zustatten kommen, daß Kupfer zu einem Buche als bloße Erläuterungen, nicht aber als für sich bestehende Kunstwerke zu betrachten sind.

² So urteilt selbst De Piles in seinen Anmerkungen über den Du Fresnoy v. 210: „Remarquez, s'il vous plaît, que les draperies tendres et legeres n'étant donnees qu'au sexe féminin, les anciens sculpteurs ont évité autant qu'ils ont pu, d'habiller les figures d'hommes, parce qu'ils ont pensé, comme nous l'avons déjà dit, qu'en sculpture on ne pouvait imiter les étoffes et que les gros plis faisaient un mauvais effet. Il y a presque autant d'exemples de cette vérité, qu'il y a parmi les antiques

sklavischer Hände, ebensoviel Schönheit als das Werk der ewigen Weisheit, ein organisierter Körper? Erfordert es einerlei Fähigkeiten, ist es einerlei Verdienst, bringt es einerlei Ehre, jenes oder diesen nachzunehmen? Wollen unsere Augen nur getauscht sein, und ist es ihnen gleichviel, womit sie getauscht werden?

Bei dem Dichter ist ein Gewand kein Gewand, es verdeckt nichts, unsere Einbildungskraft sieht überall hindurch. Laokoon habe es bei dem *Virgil* oder habe es nicht, sein Leiden ist ihr an jedem Teile seines Körpers einmal so sichtbar wie das andere. Die Stirne ist mit der priesterlichen Binde für sie umbunden, aber nicht umhüllt. Ja, sie hindert nicht allein nicht, diese Binde, sie verstärkt auch noch den Begriff, den wir uns von dem Unglücke des Leidenden machen

Perfusus sanie vittas atroque veneno

[„Während seine Binde von Geifer und schwarzem Gifte besudelt wird“.]

Nichts hilft ihm seine priesterliche Würde; selbst das Zeichen derselben, das ihm überall Ansehen und Verehrung verschafft, wird von dem giftigen Geifer durchnetzt und entheiligt.

Aber diesen Nebenbegriff mußte der Artist aufgeben, wenn das Hauptwerk nicht leiden sollte. Hatte er dem Laokoon auch nur diese Binde gelassen, so wurde er den Ausdruck um ein großes geschwächt haben. Die Stirne wäre zum Teil verdeckt worden, und die Stirne ist der Sitz des Ausdruckes. Wie er also dort, bei dem Schreien, den Ausdruck der Schönheit aufopferte, so opferte er hier das Übliche dem Ausdrucke auf. Überhaupt war das Übliche bei den Alten eine sehr geringgeschätzte Sache. Sie fühlten, daß die höchste Bestimmung ihrer Kunst sie auf die vollige Entbehnung desselben fuhrte. Schönheit ist diese höchste Bestimmung, Not erfand die Kleider, und was hat die Kunst mit der Not zu tun? Ich gebe es zu, daß es auch eine Schönheit der Bekleidung gibt, aber was ist sie gegen die Schönheit der menschlichen Form? Und wird der, der das Größere erreichen kann, sich mit dem Kleinen begnügen? Ich fürchte sehr, der vollkommenste

de figures d'hommes nus. Je rapporterai seulement celui du Laocoon le quel selon la vraisemblance devrait être vetu. En effet, qu'elle apparence y a-t-il qu'un fils de roi, qu'un prêtre d'Apollon se trouvât tout nud dans la cérémonie actuelle d'un sacrifice, car les serpens passèrent de l'isle de Tenédos au rivage de Troye, et surprirent Laocoon et ses fils dans le tems même qu'il sacrifiait à Neptune sur le bord de la mer, comme le marque Virgile dans le second livre de son Enéide. Cependant les artistes, qui sont les auteurs de ce bel ouvrage, ont bien vu, qu'ils ne pouvaient pas leur donner de vêtements convenables à leur qualité, sans faire comme un amas de pierres, dont la masse ressemblerait à un rocher, au lieu des trois admirables figures, qui ont été et qui sont toujours l'admiration des siècles. C'est pour cela que de deux inconvéniens, ils ont jugé celui des draperies beaucoup plus fâcheux, que celui d'aller contre la vérité même."

Meister in Gewändern zeigt durch diese Geschicklichkeit selbst, woran es ihm fehlt.

VI.

Meine Voraussetzung, daß die Künstler dem Dichter nachgeahmt haben, gereicht ihnen nicht zur Verkleinerung. Ihre Weisheit erscheint vielmehr durch diese Nachahmung in dem schönsten Lichte. Sie folgten dem Dichter, ohne sich in der geringsten Kleinigkeit von ihm verführen zu lassen. Sie hatten ein Vorbild, aber da sie dieses Vorbild aus einer Kunst in die andere hinübertragen mußten, so fanden sie genug Gelegenheit, selbst zu denken. Und diese ihre eigene Gedanken, welche sich in den Abweichungen von ihrem Vorbilde zeigen, beweisen, daß sie in ihrer Kunst ebenso groß gewesen sind als er in der seinigen.

Nun will ich die Voraussetzung umkehren: Der Dichter soll den Künstlern nachgeahmet haben. Es gibt Gelehrte, die diese Voraussetzung als eine Wahrheit behaupten.¹ Daß sie historische Gründe dazu haben konnten, wußte ich nicht. Aber da sie das Kunstwerk so überschwenglich schon fanden, so konnten sie sich nicht bereden, daß es aus so später Zeit sein sollte. Es mußte aus der Zeit sein, da die Kunst in ihrer vollkommensten Blüte war, weil es daraus zu sein verdiente.

Es hat sich gezeigt, daß, so vortrefflich das Gemälde des *Virgils* ist, die Künstler dennoch verschiedene Züge desselben nicht brauchen konnten. Der Satz leidet also seine Einschränkung, daß eine gute poetische Schilderung auch ein gutes wirkliches Gemälde geben müsse, und daß der Dichter nur insoweit gut geschildert habe, als ihm der Artist in allen Zügen folgen könne. Man ist geneigt, diese Einschränkung zu vermuten, noch ehe man sie durch Beispiele erhärtet sieht, bloß aus Erwägung der weitem Sphäre der Poesie, aus dem unendlichen Felde unserer Einbildungskraft, aus der Geistigkeit ihrer Bilder, die in großer Menge und Mannigfaltigkeit nebeneinander stehen können, ohne daß eines das andere deckt oder schändet, wie es wohl die Dinge selbst oder die natürlichen Zeichen derselben in den engen Schranken des Raumes oder der Zeit tun wurden.

Wenn aber das Kleinere das Größere nicht fassen kann, so kann das Kleinere in dem Größern enthalten sein. Ich will sagen: Wenn

¹ Maffei, Richardson und noch neuerlich der Herr von Hagedorn (Betrachtungen über die Malerei S 37 Richardson, *Traité de la Peinture*, Tome III p 513) De Fontanes verdient es wohl nicht, daß ich ihn diesen Männern beifüge. Er hält zwar, in den Anmerkungen zu seiner Übersetzung des *Virgils*, gleichfalls dafür, daß der Dichter die Gruppe in Augen gehabt habe, er ist aber so unwissend, daß er sie für ein Werk des Phidias ausibt.

nicht jeder Zug, den der malende Dichter braucht, eben die gute Wirkung auf der Fläche oder in dem Marmor haben kann, so mochte vielleicht jeder Zug, dessen sich der Artist bedient, in dem Werke des Dichters von ebenso guter Wirkung sein können? Ohnstreitig, denn was wir in einem Kunstwerke schon finden, das findet nicht unser Auge, sondern unsere Einbildungskraft, durch das Auge, schon. Das nämliche Bild mag also in unserer Einbildungskraft durch willkürliche oder natürliche Zeichen wieder erregt werden, so muß auch jederzeit das nämliche Wohlgefallen, obschon nicht in dem nämlichen Grade, wieder entstehen.

Dieses aber eingestanden, muß ich bekennen, daß mir die Voraussetzung, *Virgil* habe die Künstler nachgeahmet, weit unbegreiflicher wird, als mir das Widerspiel derselben geworden ist. Wenn die Künstler dem Dichter gefolgt sind, so kann ich mir von allen ihren Abweichungen Rede und Antwort geben. Sie mußten abweichen, weil die nämlichen Züge des Dichters in ihrem Werke Unbequemlichkeiten verursacht haben wurden, die sich bei ihm nicht äußern. Aber warum mußte der Dichter abweichen? Wann er der Gruppe in allen und jeden Stücken treulich nachgegangen wäre, wurde er uns nicht immer noch ein vortreffliches Gemälde geliefert haben?¹

¹ Ich kann mich desfalls auf nichts Entscheidenderes berufen als auf das Gedicht des Sadolet. Es ist eines alten Dichters würdig, und da es sehr wohl die Stelle eines Kupfers vertreten kann, so glaube ich es hier ganz einrücken zu dürfen.

DE LAOCOONTIS STATUA
IACOBI SADOLETI CARMEN

Ecce alto terræ e cumulo ingentisque ruinæ
Visceribus, iterum reducem longinqua reduxit
Laocoonta dies, aulis regalibus olim
Qui stetit atque tuos ornabat, Tite, penates,
Divinæ simulacrum artis, nec docta vetustas
Nobilis spectabat opus, nunc celsa revisit
Exemptum tenebris redivivæ mœnia Romæ
Quid primū nū summūve loquar? miserumne parentem
Et prolem geminam? an sinuatos flexibus angues
Terribili aspectu? caudasque irasque draconum
Vulneraque et veros, saxo moriente, dolores?
Horret ad hæc animus, mutaque ab imagine pulsat
Pectora non parvo pietas commixta tremori.
Prolixum bini spirus glomerantur in orbem
Ardentes colubri et sinuosis orbibus errant
Ternaque multiplices constringunt corpora nexu.
Vix oculi sufferre valent crudele tuendo
Exitum casusque feros micat alter et ipsum
Laocoonta petit totūque infraque supraque
Implicat et rabido tandem ferit illa morsu
Connexum refugit corpus torquentia sese
Membra, latusque retro sinuatum a vulnere cernas.
Ille, dolore acri et laniatu impulsus acerbo,
Dat gemitum ingentem, crudosque evellere dentes
Connexus, lævam impatiens ad terga Chelydri
Objicit intendunt nervi, collectaque ab omni
Corpore vis frustra summus conatibus instat
Ferre nequit rabiem, et de vulnere murmur anhelum est

Ich begreife wohl, wie seine vor sich selbst arbeitende Phantasie ihn auf diesen und jenen Zug bringen konnten, aber die Ursachen, warum seine Beurteilungskraft solche Züge, die er vor Augen gehabt, in diese andere Züge verwandeln zu müssen glaubte, diese wollen mir nirgends einleuchten.

Mich dunket sogar, wenn *Virgil* die Gruppe zu seinem Vorbilde gehabt hatte, daß er sich schwerlich würde haben maßen können, die Verstrickung aller drei Körper in einen Knoten gleichsam nur erraten zu lassen. Sie wurde sein Auge zu lebhaft gerührt haben, er wurde eine zu treffliche Wirkung von ihr empfunden haben, als daß sie nicht auch in seiner Beschreibung mehr vorstechen sollte. Ich habe gesagt es war itzt die Zeit nicht, diese Verstrickung auszumalen. Nein; aber ein einziges Wort mehr wurde ihr in dem Schatten, worin sie der Dichter lassen mußte, einen sehr entscheidenden Druck vielleicht gegeben haben. Was der Artist ohne dieses Wort

At serpens lapsu crebro redeunte subintrat
 Lubricus intortoque ligat genua infima nodo
 Absistunt suræ, spirisque prementibus arctum
 Crus tumet, obsepto turgent vitalia pulsu
 Liventesque atro distendunt sanguine venas
 Nec minus in natos eadem vis efferat sævit
 Implexuque angit rapido miserandaque membra
 Dilacerat jamque alterius dapasta cruentum
 Pectus suprema genitorem voce cientes
 Circumjectu orbis validoque volumine fuleat.
 Alter adhuc nullo violatus corpora morsu,
 Dum parat adducta caudam divellere planta,
 Horret ad aspectum miseri patris, hæret in illo,
 Et jamjam ingentes fletus lachrymasque cadentes
 Anceps in dubio retinet timor Ergo perenni
 Qui tantum statuisti opus jam laude nitentes,
 Artifices magni (quanquam et melioribus actis
 Quæritur æternum nomen, multoque licebat
 Clarius ingenium venturæ tradere famæ
 Attamen ad laudem quæcunque oblata facultas
 Egrigium hanc rapere et summa ad fastigia miti) —
 Vos rigidum lapidem vivis animare figuris
 Eximii et vivos spiranti in marmore sensus
 Inserere aspicimus motumque iramque doloremque,
 Et paene audimus gemitus: vos extulit olim
 Clara Rhodos, vestræ jacuerunt artis honores
 Tempore ab immenso, quos rursum in luce secunda
 Roma videt celebratque frequens, operisque vetusti
 Gratia parta recens Quanto præstantius ergo est,
 Ingenio aut quovis extendere fata labore,
 Quam fastus et opes et manem extendere luxum!

[Über die Statue des Laokoon.

Gedicht des Jakob Sadoletus

„Siehe, aus dem hohen Erdhugel und aus den ungeheuren Eingeweiden der Ruine führte der lange Tag den Laokoon heimkehrend zurück, der einst im königlichen Hof stand und, o Titus, deinen Palast schmückte, ein Abbild göttlicher Kunst, und kein edleres Werk schaute das gelehrte Altertum. Jetzt erblickt jenes wieder, aus der Finsternis hervorgeholt, die hohen Mauern des neuerstandenen Rom. Was soll ich als Erstes und Höchstes rühmen? den unglücklichen Vater und die beiden Sprößlinge? oder die in Windungen aufgebäumten Schlangen, schrecklich anzusehen? oder die vor Erbitterung peitschenden Schwänze der Drachen, die Wunden

entdecken konnte, wurde der Dichter, wenn er es bei dem Artisten gesehen hatte, nicht ohne dasselbe gelassen haben.

Der Artist hatte die dringendsten Ursachen, das Leiden des Laokoon nicht in Geschrei ausbrechen zu lassen. Wenn aber der Dichter die so ruhrende Verbindung von Schmerz und Schönheit in dem Kunstwerke vor sich gehabt hatte, was hatte ihn ebenso unvermeidlich notigen können, die Idee von mannlichem Anstande und großmütiger Geduld, welche aus dieser Verbindung des Schmerzes und der Schönheit entspringt, so völlig unangedeutet zu lassen und uns auf einmal mit dem graßlichen Geschrei seines Laokoons zu schrecken? *Richardson* sagt: „*Vergils* Laokoon muß schreien, weil der Dichter nicht sowohl Mitleid für ihn als Schrecken und Entsetzen bei den Trojanern erregen will.“ Ich will es zugeben, obgleich *Richardson* nicht erwogen zu haben scheint, daß der Dichter die Beschreibung nicht in seiner eignen Person macht, sondern sie den Aeneas machen

und steinerweichenden Schmerzen? Hier stockt das Herz, und Mitleid, vermengt mit großem Schrecken, erregt die Brust. Zwei feurige Schlangen schlagen in Windungen einen weiten Zirkel, winden sich in bauschigen Kreisen herum und umstricken drei Leiber mit vielfacher Umarmung. Kaum vermögen die Augen das furchtbare Ende zu ertragen und das grausame Geschick, das eine Untier zucht blitzschnell auf, ergreift den Laokoon selbst, umwickelt ihn ganz von oben bis unten und verletzt ihm endlich mit wutendem Bisse die Weiche. Der umschlungene Körper flieht gleichsam die qualvoll sich windenden Glieder, und du kannst sehen, wie sich die verwundete Seite nach rückwärts bäumt. Von heftigem Schmerz und herbem Biß gepeinigt, stöhnt jener ungeheuerlich auf, strebt sich den grausamen Zähnen zu entreißen, und stützt sich mit der Linken ungeduldig auf den Rücken des Chelydrus, alle Muskeln sind angespannt, und die gesammelte Kraft des ganzen Körpers drängt sich vergeblich in die höchsten Anstrengungen zusammen. Er kann den wutenden Angriff nicht ertragen, und dumpfes Gestöhn erhebt sich infolge der Wunde. Dagegen die schlüpfrige Schlange wendet sich in häufig wiederkehrendem Kreise nach unten und fesselt mit schnürendem Knoten die Knie. Die Waden werden schwach, und unter engen Windungen zusammengeschnürt schwillt der Schenkel an. Der Sitz des Lebens gärt auf unter pressendem Druck und zerdehnt die mit dunklem Blut gefüllten bläulichten Adern. Ebenso gegen die Söhne wüthet die gleiche Unbezwinglichkeit, engt sie in grausig rasche Verstrickung ein und zerfleischt die bejammernswürthen Glieder. schon zerbeißt sie die Brust des einen, der mit letzter Stimme den Erzeuger zu Hilfe ruft, und hält ihn in stärkster Umkreisung fest. Der andere, noch nicht getroffen vom Biß und bemutet, dem gefährlichen Schwanz den Fuß zu entreißen, erschauert beim Anblick des unglücklichen Vaters, hängt sich an ihn, und schon hemmt die verdoppelte Furcht voll Zweifels erbärmliches Weinen und Tränengüsse. Also, ihr großen Künstler, die ihr solch gewaltiges Werk unvergänglichen Lobes wert geschaffen habt (mag auch durch bessere Taten der unsterbliche Name errungen und ein berühmteres Genie sich zukünftigen Ruhm dauernd anvertraut haben, dennoch kann jede gebotene Gelegenheit den Hervorragenden zu diesem Ruhm hureißen und zu den höchsten Gipfeln führen) — ihr habt den starren Stein mit lebenden Leibern in großartigster Weise besetzt, das sehen wir, und auch die Bewegungen, die Zornesaubrüche, die Schmerzen, und fast hören wir das Gestöhn. euch gebar einst das berühmte Rhodus, unermeßliche Zeit schlummerte der Ruhm eurer Kunst, bis ihn wieder in strahlendem Lichte Rom sieht, laut feiert und die Anmut des alten Werkes verjüngt erblickt. Um wieviel herrlicher ist es, durch den arbeitenden Geist die Unsterblichkeit zu erringen, als wenn du öden Prunk und vergängliche Reichtümer zu erwerben strebst!“ (v. *Leodegarii* a *Quercu* *Farrago* *Poematum* T. II p. 64). Auch Gruter hat dieses Gedicht, nebst andern des Sadolets, seiner bekannten Sammlung (*Delic. Poet. Italorum* Parte alt. p. 582) mit einverleibt, allein sehr fehlerhaft. Für bim (v. 14) liest er vivi, für errant (v. 15) oram usw.

läßt und gegen die Dido machen läßt, deren Mitleid Aeneas nicht genug bestürmen konnte. Allein mich befremdet nicht das Geschrei, sondern der Mangel aller Gradation bis zu diesem Geschrei, auf welche das Kunstwerk den Dichter natürlicherweise hatte bringen müssen, wann er es, wie wir voraussetzen, zu seinem Vorbilde gehabt hatte. *Richardson* fuget hinzu:¹ Die Geschichte des Laokoon solle bloß zu der pathetischen Beschreibung der endlichen Zerstörung leiten, der Dichter habe sie also nicht interessanter machen dürfen, um unsere Aufmerksamkeit, welche diese letzte schreckliche Nacht ganz fordere, durch das Unglück eines einzeln Burgers nicht zu zerstreuen. Allein das heißt die Sache aus einem malerischen Augenpunkte betrachten wollen, aus welchem sie gar nicht betrachtet werden kann. Das Unglück des Laokoon und die Zerstörung sind bei dem Dichter keine Gemälde nebeneinander, sie machen beide kein Ganzes aus, das unser Auge auf einmal übersehen konnte oder sollte; und nur in diesem Falle wäre es zu besorgen, daß unsere Blicke mehr auf den Laokoon als auf die brennende Stadt fallen durften. Beider Beschreibungen folgen aufeinander, und ich sehe nicht, welchen Nachteil es der folgenden bringen konnte, wenn uns die vorhergehende auch noch so sehr gerührt hatte, es sei denn, daß die folgende an sich selbst nicht ruhrend genug wäre.

Noch weniger Ursache wurde der Dichter gehabt haben, die Windungen der Schlangen zu verändern. Sie beschäftigen in dem Kunstwerke die Hände und verstricken die Füße. So sehr dem Auge diese Verteilung gefällt, so lebhaft ist das Bild, welches in der Einbildung davon zuruckbleibt. Es ist so deutlich und rein, daß es sich durch Worte nicht viel schwächer darstellen läßt als durch natürliche Zeichen.

— — — Micat alter et ipsum

Laocoonta petit, totumque infraque supraque

Implicat et rabido tandem ferit ilia morsu

— — — — —

At serpens lapsu crebro redeunte subintrat

Lubricus intortoque ligat genua infima nodo.

[„Das eine Untier zuckt blitzschnell auf, ergreift den Laokoon selbst, umwickelt ihn ganz von oben bis unten und verletzt ihm endlich mit wutendem Bisse die Weiche. Dagegen die schlupfrige Schlange

¹ De la Peinture, Tome III p 516 „C'est l'horreur que les Troïens ont conçue contre Laocoon, qui était nécessaire à Virgile pour la conduite de son poëme, et cela le mène à cette description pathétique de la destruction de la patrie de son héros. Aussi Virgile n'avait garde de diviser l'attention sur la dernière nuit, pour une grande ville entière, par la peinture d'un petit malheur d'un particulier.“

wendet sich in häufig wiederkehrendem Kreise nach unten und fesselt mit schnurendem Knoten die Knie“.]

Das sind Zeilen des *Sadolet*, die von dem *Virgil* ohne Zweifel noch malerischer gekommen waren, wenn ein sichtbares Vorbild seine Phantasie befeuert hätte, und die alsdann gewiß besser gewesen waren, als was er uns itzt dafür gibt.

Bis medium amplexi, bis collo squamea circum
Terga dati, superant capite et cervicibus altis.

[„Doppelt umstricken sie seinen Leib, doppelt ringeln sich die schuppigen Rücken um seinen Hals, und sie überragen ihn mit dem Kopf und den hohen Rücken“]

Diese Züge füllen unsere Einbildungskraft allerdings, aber sie muß nicht dabei verweilen, sie muß sie nicht aufs Reine zu bringen suchen, sie muß itzt nur die Schlangen, itzt nur den Laokoon sehen, sie muß sich nicht vorstellen wollen, welche Figur beide zusammen machen. Sobald sie hierauf verfällt, fangt ihr das *Virgilische* Bild an zu mißfallen, und sie findet es höchst unmalerisch.

Waren aber auch schon die Veränderungen, welche *Virgil* mit dem ihm geliehenen Vorbilde gemacht hatte, nicht unglücklich, so wären sie doch bloß willkürlich. Man ahmet nach, um ähnlich zu werden, kann man aber ähnlich werden, wenn man über die Not verändert? Vielmehr, wenn man dieses tut, ist der Vorsatz klar, daß man nicht ähnlich werden wollen, daß man also nicht nachgeahmet habe.

Nicht das Ganze, konnte man einwenden, aber wohl diesen und jenen Teil. Gut; doch welches sind denn diese einzeln Teile, die in der Beschreibung und in dem Kunstwerke so genau übereinstimmen, daß sie der Dichter aus diesem entlehnet zu haben scheinen konnte? Den Vater, die Kinder, die Schlangen, das alles gab dem Dichter sowohl als dem Artisten die Geschichte. Außer dem Historischen kommen sie in nichts überein als darin, daß sie Kinder und Vater in einem einzigen Schlangenknoten verstricken. Allein der Einfall hierzu entsprang aus dem veränderten Umstande, daß den Vater ebendasselbe Unglück betroffen habe als die Kinder. Diese Veränderung aber, wie oben erwähnt worden, scheint *Virgil* gemacht zu haben; denn die griechische Tradition sagt ganz etwas anders. Folglich, wenn in Ansehung jener gemeinschaftlichen Verstrickung auf einer oder der andern Seite Nachahmung sein soll, so ist sie wahrscheinlicher auf der Seite der Künstler als des Dichters zu vermuten. In allem übrigen weicht einer von dem andern ab, nur mit dem Unter-

schiede, daß, wenn es der Künstler ist, der die Abweichungen gemacht hat, der Vorsatz, den Dichter nachzuahmen, noch dabei bestehen kann, indem ihn die Bestimmung und die Schranken seiner Kunst dazu nötigten, ist es hingegen der Dichter, welcher dem Künstler nachgeahmet haben soll, so sind alle die berührten Abweichungen ein Beweis wider diese vermeintliche Nachahmung, und diejenigen, welche sie demohngeachtet behaupten, können weiter nichts damit wollen, als daß das Kunstwerk älter sei als die poetische Beschreibung.

VII.

Wenn man sagt, der Künstler ahme dem Dichter, oder der Dichter ahme dem Künstler nach, so kann dieses zweierlei bedeuten. Entweder der eine macht das Werk des andern zu dem wirklichen Gegenstande seiner Nachahmung, oder sie haben beide einerlei Gegenstande der Nachahmung, und der eine entlehnt von dem andern die Art und Weise, es nachzunahmen.

Wenn *Virgil* das Schild des Aneas beschreibt, so ahmet er dem Künstler, welcher dieses Schild gemacht hat, in der ersten Bedeutung nach. Das Kunstwerk, nicht das, was auf dem Kunstwerke vorgestellt worden, ist der Gegenstand seiner Nachahmung; und wenn er auch schon das mit beschreibt, was man darauf vorgestellt sieht, so beschreibt er es doch nur als ein Teil des Schildes und nicht als die Sache selbst. Wenn *Virgil* hingegen die Gruppe Laokoon nachgeahmet hatte, so wurde dieses eine Nachahmung von der zweiten Gattung sein. Denn er wurde nicht diese Gruppe, sondern das, was diese Gruppe vorstellt, nachgeahmet und nur die Züge seiner Nachahmung von ihr entlehnt haben.

Bei der ersten Nachahmung ist der Dichter Original, bei der andern ist er Kopist. Jene ist ein Teil der allgemeinen Nachahmung, welche das Wesen seiner Kunst ausmacht, und er arbeitet als Genie, sein Vorwurf mag ein Werk anderer Künste oder der Natur sein. Diese hingegen setzt ihn gänzlich von seiner Würde herab; anstatt der Dinge selbst ahmet er ihre Nachahmungen nach und gibt uns kalte Erinnerungen von Zügen eines fremden Genies für ursprüngliche Züge seines eigenen.

Wenn indes Dichter und Künstler diejenigen Gegenstände, die sie miteinander gemein haben, nicht selten aus dem nämlichen Gesichtspunkte betrachten müssen, so kann es nicht fehlen, daß ihre Nachahmungen nicht in vielen Stücken übereinstimmen sollten, ohne daß zwischen ihnen selbst die geringste Nachahmung oder Beeiferung gewesen. Diese Übereinstimmungen können bei zeitverwandten

Kunstlern und Dichtern über Dinge, welche nicht mehr vorhanden sind, zu wechselseitigen Erläuterungen führen, allein dergleichen Erläuterungen dadurch aufzustützen suchen, daß man aus dem Zufalle Vorsatz macht und besonders dem Poeten bei jeder Kleinigkeit ein Augenmerk auf diese Statue oder auf jenes Gemälde andichtet, heißt ihm einen sehr zweideutigen Dienst erweisen. Und nicht allein ihm, sondern auch dem Leser, dem man die schönste Stelle dadurch, wenn Gott will, sehr deutlich, aber auch trefflich frostig macht.

Dieses ist die Absicht und der Fehler eines berühmten englischen Werks. *Spence* schrieb seinen „*Polymetis*“¹ mit vieler klassischen Gelehrsamkeit und in einer sehr vertrauten Bekanntschaft mit den übergebliebenen Werken der alten Kunst. Seinen Vorsatz, aus diesen die römischen Dichter zu erklären und aus den Dichtern hinwiederum Aufschlüsse für noch unerklärte alte Kunstwerke herzuholen, hat er oft glücklich erreicht. Aber demohngeachtet behaupte ich, daß sein Buch für jeden Leser von Geschmack ein ganz unerträgliches Buch sein muß.

Es ist natürlich, daß, wenn *Valerius Flaccus* den geflügelten Blitz auf den römischen Schilden beschreibt:

Nec primus radios, miles Romane, corusci
Fulminis et rutilas scutis diffuderis alas

[„Und du konntest, o römischer Krieger, zuerst die Strahlen des Schlangenblitzes und die rotlichen Flügel auf den Schilden nicht unterscheiden“] mir diese Beschreibung weit deutlicher wird, wenn ich die Abbildung eines solchen Schildes auf einem alten Denkmale erblicke.² Es kann sein, daß Mars in eben der schwebenden Stellung, in welcher ihn *Addison* über der Rhea auf einer Münze zu sehen glaubte³, auch von den alten Waffenschmieden auf den Hel-

¹ Die erste Ausgabe ist von 1747, die zweite von 1755 und führt den Titel *Polymetis, or an Enquiry concerning the Agreement between the Works of the Roman Poets, and the Remains of the ancient Artists, being an Attempt to illustrate them mutually from one another in ten Books*, by the Revd Mr Spence London, printed for Dodsley, fol. Auch ein Auszug, welchen N Tindal aus diesem Werke gemacht hat, ist bereits mehr als einmal gedruckt worden.

² Val Flaccus lib VI v. 55. 56 *Polymetis* Dial. VI p. 50

³ Ich sage es kann sein. Doch wollte ich zehn gegen eins wetten, daß es nicht ist — Juvenal redet von den ersten Zeiten der Republik, als man noch von keiner Pracht und Üppigkeit wußte und der Soldat das erbeutete Gold und Silber nur auf das Geschirr seines Pferdes und auf seine Waffen verwandte (Sat. XI. v. 100—107)

Tunc rudis et Grajas mirari nescius artes
Urbibus eversis praedarum in parte reperta
Magnorum artificum frangebat pocula miles,
Ut phaleris gauderet equus, calataque cassis
Romulae simulacra feræ mansuescere jussæ
Imperii fato, geminos sub rupe Quirinos,
Ac nudam effigiem clipeo fulgentis et hasta
Pendentesque dei perturo ostenderet hosti.

men und Schilden vorgestellt wurde, und daß *Juvenal* einen solchen Helm oder Schild in Gedanken hatte, als er mit einem Worte darauf anspielte, welches bis auf den *Addison* ein Rätsel für alle Aus-

[„Damals war der Soldat ungebildet und verstand noch nicht, die griechischen Kunstwerke zu bewundern, die als Beute ihm zugefallen waren, Becher, von großen Kunstlern verfertigt, zerbrach er, damit das Pferd in glänzendem Stirmschmuck prange, damit der getriebene Helm das Bild der Romulischen Wölfin, die auf höheres Gebot sich zahm erwies, und das der Quirinschen Zwillinge unter dem Felsen und das unverhüllte Bild des mit Schild und Lanze prangenden, herabschwebenden Gottes dem todgeweihten Feinde zeigte.“]

Der Soldat zerbrach die kostbarsten Becher, die Meisterstücke großer Künstler, um eine Wölfin, einen kleinen Romulus und Remus daraus arbeiten zu lassen, womit er seinen Helm ausschmückte. Alles ist verständlich, bis auf die letzten zwei Zeilen, in welchen der Dichter fortfährt, noch ein solches getriebenes Bild auf den Helmen der alten Soldaten zu beschreiben. So viel sieht man wohl, daß dieses Bild der Gott Mars sein soll, aber was soll das Beiwerk pendentis, welches er ihm gibt, bedeuten? Rigaltius fand eine alte Glosse, die es durch quasi ad ictum se inclinantis erklärt. Lubinus meint, das Bild sei auf dem Schilde gewesen, und da das Schild an dem Arme hänge, so habe der Dichter auch das Bild hängend nennen können. Allein dieses ist wider die Konstruktion, denn das zu ostenderet gehörige Subjectum ist nicht miles, sondern cassis. Britannicus will, alles, was hoch in der Luft stehe, könne hängend heißen, und also auch dieses Bild über oder auf dem Helme. Einige wollen gar pendentis dafür lesen, um einen Gegensatz mit dem folgenden perituro zu machen, den aber nur sie allein schön finden dürften. Was sagt nun Addison bei dieser Ungewißheit? Die Ausleger, sagt er, irren sich alle, und die wahre Meinung ist ganz gewiß diese (s. dessen Reisen, deut. Übers. S. 249): „Da die römischen Soldaten sich nicht wenig auf den Stifter und kriegserischen Geist ihrer Republik einbildeten, so waren sie gewohnt, auf ihren Helmen die erste Geschichte des Romulus zu tragen, wie er von einem Gotte erzeugt und von einer Wölfin gesäugt worden. Die Figur des Gottes war vorgestellt, wie er sich auf die Priesterin Iliä oder, wie sie andere nennen, Rhea Sylvia herabläßt, und in diesem Herablassen schien sie über der Jungfrau in der Luft zu schweben, welches denn durch das Wort pendentis sehr eigentlich und poetisch ausgedrückt wird. Außer dem alten Basrelief beim Bellori, welches mich zuerst auf diese Auslegung brachte, habe ich seitdem die nämliche Figur auf einer Münze gefunden, die unter der Zeit des Antonius Pius geschlagen worden.“ — Da Spence diese Entdeckung des Addison so außerordentlich glücklich findet, daß er sie als ein Muster in ihrer Art und als das stärkste Beispiel anführt, wie nützlich die Werke der alten Artisten zur Erklärung der klassischen römischen Dichter gebraucht werden können, so kann ich mich nicht enthalten, sie ein wenig genauer zu betrachten. (Polymetis Dial. VII p. 77) — Vors erste muß ich anmerken, daß bloß das Basrelief und die Münze dem Addison wohl schwerlich die Stelle des Juvenals in die Gedanken gebracht haben würde, wenn er sich nicht zugleich erinnert hätte bei dem alten Scholiasten, der in der letzten ohn einen Zeile anstatt fulgentis, venientis gefunden, die Glosse gelesen zu haben. Martius ad Iliam venientis ut concumberet. Nun nehme man aber diese Lesart des Scholiasten nicht an, sondern man nehme die an, welche Addison selbst annimmt, und sage, ob man sodann die geringste Spur findet, daß der Dichter die Rhea in Gedanken gehabt habe? Man sage, ob es nicht ein wahres Hysteronproteron von ihm sein würde, daß er von der Wölfin und den jungen Knaben rede und sodann erst von dem Abenteuer, dem sie ihr Dasein zu danken haben! Die Rhea ist noch nicht Mutter, und die Kinder liegen schon unter dem Felsen. Man sage, ob eine Schäferstunde wohl ein schickliches Emblema auf dem Helme eines römischen Soldaten gewesen wäre! Der Soldat war auf den göttlichen Ursprung seines Stifters stolz, das zeigten die Wölfin und die Kinder genugsam, mußte er auch noch den Mars im Begriffe einer Handlung zeigen, in der er nichts weniger als der fürchterliche Mars war? Seine Überraschung der Rhea mag auf noch so viel alten Marmorn und Münzen zu finden sein, paßt sie darum auf das Stück einer Rustung? Und welches sind denn die Marmor und Münzen, auf welchen sie Addison fand, und wo er den Mars in dieser schwebenden Stellung sah? Das alte Basrelief, worauf er sich beruft, soll Bellori haben. Aber die „Admiranda“, welches seine Sammlung der schönsten alten Basreliefs ist, wird man vergebens darnach durchblättern. Ich habe es nicht gefunden, und auch Spence muß es weder da noch sonstwo gefunden haben, weil er es gänzlich mit Stillschweigen übergeht. Alles kommt also auf die Münze an. Nun betrachte man diese bei dem Addison selbst. Ich erblicke eine liegende Rhea, und da dem Stempelschneider der Raum nicht erlaubte, die Figur des Mars mit ihr auf gleichem Boden zu stellen, so stehet er ein wenig höher. Das ist es alles, Schweben-

leger gewesen. Mich dunkt selbst, daß ich die Stelle des *Ovids*, wo der ermattete Cephalus den kuhlenden Luften ruft:

Aura — — venias — —

Meque juves intresque sinus, gratissima, nostros!

[„Luft (d. i. aura), komm, hilf mir und kühle mir die Brust, du Liebste!“]

und seine Procris diese Aura für den Namen einer Nebenbuhlerin halt, daß ich, sage ich, diese Stelle natürlicher finde, wenn ich aus den

des hat sie außer diesem nicht das geringste. Es ist wahr, in der Abbildung, die Spence davon gibt, ist das Schweben sehr stark ausgedrückt, die Figur fällt mit dem Oberteile weit vor, und man sieht deutlich, daß es kein stehender Körper ist, sondern daß, wenn es kein fallender Körper sein soll, es notwendig ein schwebender sein muß. Spence sagt, er besitze diese Münze selbst. Es wäre hart, obschon in einer Kleinigkeit, die Aufrichtigkeit eines Mannes in Zweifel zu ziehen. Allein ein gefaßtes Vorurteil kann auch auf unsre Augen Einfluß haben, zudem konnte er es zum Besten seiner Leser für erlaubt halten, den Ausdruck, welchen er zu sehen glaubte, durch seinen Künstler so verstärken zu lassen, daß uns ebensowenig Zweifel deshalb übrig bliebe, als ihm selbst. So viel ist gewiß, daß Spence und Addison eben dieselbe Münze meinen, und daß sie sonach entweder bei diesem sehr verstellt oder bei jenem sehr verschönert sein muß. Doch ich habe noch eine andere Anmerkung wider dieses vermeintliche Schweben des Mars. Diese nämlich, daß ein schwebender Körper ohne eine scheinbare Ursache, durch welche die Wirkung seiner Schwere verhindert wird, eine Ungereimtheit ist, von der man in den alten Kunstwerken kein Exempel findet. Auch die neue Malerei erlaubt sich dieselbe nie, sondern, wenn ein Körper in der Luft hangen soll, so müssen ihn entweder Flügel halten, oder er muß auf etwas zu ruhen scheinen, und sollte es auch nur eine bloße Wolke sein. Wenn Homer die Thetis von dem Gestade sich zu Fuße in den Olymp erheben läßt, *Την μὲν ἀρ' Ὀδυσσεύς ποδὲς φέρον* [„Sie trugen ihre Füße zum Olymp“] (*Iliad* Σ v 148), so versteht der Graf Caylus die Bedürfnisse der Kunst zu wohl, als daß er dem Maler raten sollte, die Göttin so frei die Luft durchschreiten zu lassen. Sie muß ihren Weg auf einer Wolke nehmen (*Tableaux tirés de l'Iliade* p 91), so wie er sie ein andermal auf einen Wagen setzt (p 131), obgleich der Dichter das Gegenteil von ihr sagt. Wie kann es auch wohl anders sein? Ob uns schon der Dichter die Göttin ebenfalls unter einer menschlichen Figur denken läßt, so hat er doch alle Begriffe eines groben und schweren Stoffes davon entfernt und ihren menschenähnlichen Körper mit einer Kraft belebt, die ihn von den Gesetzen unserer Bewegung ausnimmt. Wodurch aber könnte die Malerei die körperliche Figur einer Gottheit von der körperlichen Figur eines Menschen so vorzüglich unterscheiden, daß unser Auge nicht beleidigt würde, wenn es bei der einen ganz andere Regeln der Bewegung, der Schwere, des Gleichgewichts beobachtet fände als bei der andern? Wodurch anders als durch verabredete Zeichen? In der Tat sind ein paar Flügel, eine Wolke auch nichts anders als dergleichen Zeichen. Doch von diesem ein Mehreres an einem andern Orte. Hier ist es genug, von den Verteidigern der Addisonschen Meinung zu verlangen, mir eine andere ähnliche Figur auf alten Denkmälern zu zeigen, die so frei und bloß in der Luft hänge. Sollte dieser Mars die einzige in ihrer Art sein? Und warum? Hatte vielleicht die Tradition einen Umstand überliefert, der ein dergleichen Schweben in diesem Falle notwendig macht? Beim Ovid (*Fast* lib. 3) läßt sich nicht die geringste Spur davon entdecken. Vielmehr kann man zeigen, daß es keinen solchen Umstand könne gegeben haben. Denn es finden sich andere alte Kunstwerke, welche die nämliche Geschichte vorstellen, und wo Mars offenbar nicht schwebet, sondern gehet. Man betrachte das Basrelief beim Montfaucon (*Suppl* T. I. p. 183), das sich, wenn ich nicht irre, zu Rom in dem Palast der Mellini befindet. Die schlafende Rhea liegt unter einem Baume, und Mars nähert sich ihr mit leisen Schritten und mit der bedeutenden Zurückstreckung der rechten Hand, mit der wir denen hinter uns entweder zurückzubleiben oder sachte zu folgen befehlen. Es ist vollkommen die nämliche Stellung, in der er auf der Münze erscheint, nur daß er hier die Lanze in der rechten und dort in der linken Hand führt. Man findet öfter berühmte Statuen und Basreliefs auf alten Münzen kopiert, als daß es auch nicht hier könnte geschehen sein, wo der Stempelschneider den Ausdruck der zurückgewandten rechten Hand vielleicht nicht fühlte und sie daher besser mit der Lanze

Kunstwerken der Alten ersehe, daß sie wirklich die sanften Lufte personifiziert und eine Art weiblicher Sylphen unter dem Namen *Auræ* verehrt haben.¹ Ich gebe es zu, daß, wenn *Juvenal* einen vornehmen Taugenichts mit einer *Hermessaule* vergleicht, man das Ähnliche in dieser Vergleichung schwerlich finden dürfte, ohne eine solche Saule zu sehen, ohne zu wissen, daß es ein schlechter Pfeiler ist, der bloß das Haupt, höchstens mit dem Rumpfe, des Gottes trägt und, weil wir weder Hände noch Füße daran erblicken, den Begriff der Untätigkeit erwecket.² — Erläuterungen von dieser Art

füllen zu können glaubte — Alles dieses nun zusammengekommen, wieviel Wahrscheinlichkeit bleibt dem Addison noch übrig? Schwerlich mehr, als so viel deren die bloße Möglichkeit hat. Doch woher eine bessere Erklärung, wenn diese nicht taugt? Es kann sein, daß sich schon eine bessere unter den vom Addison verworfenen Erklärungen findet. Findet sich aber auch keine, was mehr? Die Stelle des Dichters ist verdorben, sie mag e. bleiben. Und sie wird es bleiben, wenn man auch noch zwanzig neue Vermutungen darüber auskramen wollte. Dergleichen könnte z. E. diese sein, daß *pendentis* in seiner figurlichen Bedeutung genommen werden müsse, nach welcher es so viel als „ungewiß, unentschlossen, unentschieden“ heißt. *Mars pendens* wäre also denn so viel als *Mars incertus* oder *Mars communis*, „Du communes sunt“, sagt Servius (ad v. 118 lib. XII *Aeneid*), „Mars, Bellona, Victoria, qua hi in bello utrique parti favere possunt“ [„Die gemeinsamen Gottheiten sind Mars, Bellona, Victoria, weil diese im Krieg beide Parteien begünstigen können“]. Und die ganze Zeile.

Pendentisque Dei (effigiem) perituro ostenderet hosti

[„und das Bild des herabschwebenden Gottes dem todgeweihten Feinde zeigte“] würde diesen Sinn haben, daß der alte römische Soldat das Bildnis des gemeinschaftlichen Gottes seinem demohngeachtet bald unterliegenden Feinde unter die Augen zu tragen gewohnt gewesen sei. Ein sehr feiner Zug, der die Siege der alten Römer mehr zur Wirkung ihrer eignen Tapferkeit als zur Frucht des partenschen Bestandes ihres Stammvaters macht. Demohngeachtet non liquet [„Es ist nicht klar“].

¹ „Ehe ich“, sagt Spence (*Polymetis Dialogue XIII* p. 208), „mit diesen *Auræ*, Luftnymphen, bekannt ward, wußte ich mich in die Geschichte von *Cephalus* und *Procris* beim Ovid gar nicht zu finden. Ich konnte auf keine Weise begreifen, wie *Cephalus* durch seine Ausrufung *Aura venas*, sie mochte auch in einem noch so zärtlichen, schmachthenden Tone erschollen sein, jemanden auf den Argwohn bringen können, daß er seiner *Procris* untreu sei. Da ich gewohnt war, unter dem Worte *Aura* nichts als die Luft überhaupt oder einen sanften Wind insbesondere zu verstehen, so kam mir die Eifersucht der *Procris* noch weit ungegründeter vor, als auch die allerausschweifendste gemeinlich zu sein pflegt. Als ich aber einmal gefunden hatte, daß *Aura* ebensoviel ein schönes junges Mädchen als die Luft bedeuten könnte, so bekam die Sache ein ganz anderes Ansehen, und die Geschichte dunkte mich eine ziemlich vernünftige Wendung zu bekommen.“ Ich will den Beifall, den ich dieser Entdeckung, mit der sich Spence so sehr schmeichelt, in dem Texte erteile, in der Note nicht wieder zurücknehmen. Ich kann aber doch nicht unangemerkt lassen, daß auch ohne sie die Stelle des Dichters ganz natürlich und begrifflich ist. Man darf nämlich nur wissen, daß *Aura* bei den Alten ein ganz gewöhnlicher Name für Frauenzimmer war. So heißt z. E. beim Nonnus (*Dionys lib. XLVIII*) die Nymphe aus dem Gefolge der *Diana*, die, weil sie sich einer männlichen Schönheit rühmte, als selbst der Göttin ihre war, zur Strafe für ihre Vermessenheit schlafend den Umarmungen des *Bacchus* preisgegeben ward.

² *Juvenalis satyr VIII. v. 52—55:*

— — — — At tu

Nil nisi Cecropides truncoque simillimus Hermæ;

Nullo quippe alio vincis discrimine, quam quod

Ille marmoreum caput est, tua vivit imago

[„Aber du bist nur ein *Cecropide* und gleichst einem *Hermespfeiler*, allein mit dem Unterschied, daß dessen Haupt aus Marmor ist, du aber ein lebendes Bild darstellst.“] Wenn Spence die griechischen Schriftsteller mit in seinen Plan gezogen gehabt hätte,

sind nicht zu verachten, wenn sie auch schon weder allezeit notwendig noch allezeit hinlanglich sein sollten. Der Dichter hatte das Kunstwerk als ein für sich bestehendes Ding und nicht als Nachahmung vor Augen; oder Künstler und Dichter hatten einerlei angenommene Begriffe, demzufolge sich auch Übereinstimmung in ihren Vorstellungen zeigen mußte, aus welcher sich auf die Allgemeinheit jener Begriffe zurückschließen läßt.

Allein wenn *Tibull* die Gestalt des Apollo malet, wie er ihm im Traume erschienen – der schönste Jungling, die Schläfe mit dem keuschen Lorbeer umwunden; syrische Gerüche duften aus dem goldenen Haare, das um den langen Nacken schwimmt, glanzendes Weiß und Purpurrote mischen sich auf dem ganzen Körper, wie auf der zarten Wange der Braut, die itzt ihrem Geliebten zugeführt wird: – warum müssen diese Züge von alten berühmten Gemälden erborgt sein? *Echions* „nova nupta verecundia notabilis“ mag in Rom gewesen sein, mag tausend und tausendmal sein kopiert worden: war darum die brautliche Scham selbst aus der Welt verschwunden? Seit sie der Maler gesehen hatte, war sie für keinen Dichter

so wurde ihm vielleicht, vielleicht aber auch nicht, eine alte Äsopische Fabel befallen sein, die aus der Bildung einer solchen Hermessaule ein noch weit schöneres und zu ihrem Verstande weit unentbehrlicheres Licht erhält als diese Stelle des Juvenals „Merkur“, erzählt Äsopus, „wollte gern erfahren, in welchem Ansehen er bei den Menschen stünde. Er verbarg seine Gottheit und kam zu einem Bildhauer. Hier erblickte er die Statue des Jupiters und fragte den Künstler, wie teuer er sie halte. Eine Drachme, war die Antwort. Merkur lächelte. Und diese Juno? fragte er weiter. Ungefähr ebensoviel. Indem ward er sein eigenes Bild gewahr und dachte bei sich selbst: Ich bin der Bote der Götter, von mir kommt aller Gewinn, mich müssen die Menschen notwendig weit höher schätzen. Aber hier dieser Gott? (Er wies auf sein Bild.) Wie teuer möchte wohl der sein? Dieser? antwortete der Künstler: O, wenn Ihr mir jene beiden abkauft, so sollt Ihr diesen obendrein haben.“ Merkur war abgeführt. Allein der Bildhauer kannte ihn nicht und konnte also auch nicht die Absicht haben, seine Eigenliebe zu kränken, sondern es mußte in der Beschaffenheit der Statuen selbst gegründet sein, warum er die letztere so gering schätzte, hielt, daß er sie zur Zugabe bestimmte. Die geringere Würde des Gottes, welchen sie vorstellte, konnte dabei nichts tun, denn der Künstler schätzte seine Werke nach der Geschicklichkeit, dem Fleiße und der Arbeit, welche sie erfordern, und nicht nach dem Range und dem Werte der Wesen, welche sie ausdrücken. Die Statue des Merkurs mußte weniger Geschicklichkeit, weniger Fleiß und Arbeit verlangen, wenn sie weniger kosten sollte als eine Statue des Jupiters oder der Juno. Und so war es hier wirklich. Die Statuen des Jupiters und der Juno zeigten die völlige Person dieser Götter, die Statue des Merkurs hingegen war ein schlechter viereckichter Pfeiler mit dem bloßen Brustbilde desselben. Was Wunder also, daß sie obendrein gehen konnte? Merkur übersah diesen Umstand, weil er sein vermuthliches überwiegendes Verdienst nur allein vor Augen hatte, und so war seine Demüthigung ebenso natürlich als verdient. Man wird sich vergebens bei den Auslegern und Übersetzern und Nachahmern der Fabeln des Äsopus nach der geringsten Spur von dieser Erklärung umsehen, wohl aber könnte ich ihrer eine ganze Reihe anführen, wenn es sich der Mühe lohnte, die das Märchen geradezu verstanden, das ist, ganz und gar nicht verstanden haben. Sie haben die Ungereimtheit, welche darn liegt, wenn man die Statuen alle für Werke von einerlei Ausführung annimmt, entweder nicht gefühlt oder wohl noch gar übertrieben. Was sonst in dieser Fabel anstößig sein könnte, wäre vielleicht der Preis, welchen der Künstler seinem Jupiter setzt. Für eine Drachme kann ja wohl auch kein Töpfer eine Puppe machen. Eine Drachme muß also hier überhaupt für etwas sehr Geringes stehen. (Fab. Aesop. 90. Edit. Haupt p. 70.)

mehr zu sehen als in der Nachahmung des Malers¹ Oder wenn ein andeier Dichter den Vulkan ermudet und sein vor der Esse erhitztes Gesicht rot, brennend nennet. mußte er es erst aus dem Werke eines Malers lernen, daß Arbeit ermattet und Hitze rotet?² Oder wenn *Lukrez* den Wechsel der Jahreszeiten beschreibt und sie mit dem ganzen Gefolge ihrer Wirkungen in der Luft und auf der Erde in ihrer natürlichen Ordnung vorüber fuhret. war *Lukrez* ein Ephemeron, hatte er ein ganzes Jahr durchlebt, um alle die Veränderungen selbst erfahren zu haben, daß er sie nach einer Prozession schildern mußte, in welcher ihre Statuen herumgetragen wurden? Mußte er erst von diesen Statuen den alten poetischen Kunstgriff lernen, dergleichen Abstrakta zu wirklichen Wesen zu machen?³ Oder *Virgils* „pontem indignatus Araxes“, dieses vortreffliche poetische Bild eines

¹ Tibullus Eleg 4 lib III — Polymetis Dial. VIII p. 84.

² Statius lib I Silv 5 v 8. — Polymetis Dial. VIII. p. 81.

³ Lucretius de R N lib V v 736—747

It Ver et Venus, et Veris prænuntius ante
Pinnatus graditur Zephyrus, vestigia propter
Flora quibus mater præsurgens ante vias
Cuncta coloribus egregius et odoribus opplet
Inde loci sequitur Calor aridus et comes una
Pulverulenta Ceres, et Etesia flabra Aquilonum
Inde Autumnus adit, graditur simul Eurus Evan;
Inde aliae tempestates ventique sequuntur,
Altitonans Voltumnus et Auster fulmine pollens
Tandem Bruma nives adfert pigrumque rigorem
Reddit, Hiems sequitur crepitans ac dentibus Algis

[„Der Frühling erscheint und Venus, und als Vorbote des Frühlings schreitet vorweg der geflügelte Zephyr, neben ihren Schritten erfüllt die mütterliche Flora alle Wege mit herrlichen Blumen und Düften Darauf folgt der glühende Calor (Hitzegott) und als einzige bestaubte Begleiterin Ceres, dazu die gleichmäßig warm wehenden Passatwinde Von dort naht der Herbst heran, mit ihm zugleich wandelt Bacchus, von dort folgen die anderen Stürme und Winde, der hoch herabdonnernde Voltumnus und der blitzglänzende Auster Endlich bringt Bruma den Schnee und starre Kälte, der Winter folgt und der zähneklappernde Algis (Frost)“]

Spence erkennt diese Stelle für eine von den schönsten in dem ganzen Gedichte des Lukrez Wenigstens ist sie eine von denen, auf welche sich die Ehre des Lukrez als Dichter gründet Aber wahrlich, es heißt ihm diese Ehre schmälern, ihn völlig darum bringen wollen, wenn man sagt Diese ganze Beschreibung scheint nach einer alten Prozession der vergötterten Jahreszeiten nebst ihrem Gefolge gemacht zu sein Und warum das? „Darum“, sagt der Engländer, „weil bei den Römern ehemals dergleichen Prozessionen mit ihren Göttern überhaupt ebenso gewöhnlich waren, als noch itzt in gewissen Ländern die Prozessionen sind, die man den Heiligen zu Ehren anstellt, und weil hiernächst alle Ausdrücke, welche der Dichter hier braucht, auf eine Prozession recht sehr wohl passen (come in very aptly, if applied to a procession)“ „Treffliche Gründe! Und wie vieles wäre gegen den letzten noch einzuwenden! Schon die Beiwörter, welche der Dichter den personifizierten Abstrakten gibt, Calor aridus, Ceres pulverulenta, Voltumnus altitonans, fulmine pollens Auster, Algis dentibus crepitans, zeigen, daß sie das Wesen von ihm und nicht von dem Kunstler haben, der sie ganz anders hätte charakterisieren müssen Spence scheint übrigens auf diesen Einfall von einer Prozession durch Abraham Freigern gekommen zu sein, welcher in seinen Anmerkungen über die Stelle des Dichters sagt „Ordo est quasi pompæ cuiusdam, Ver et Venus, Zephyrus et Flora etc.“ [„Die Reihenfolge ist gleichsam die einer Prozession, Frühling und Venus, Zephyr und Flora usw.“] Allen dabei hätte es auch Spence nur sollen bewenden lassen Der Dichter führt die Jahreszeiten gleichsam in einer Prozession auf das ist gut Aber er hat es von einer Prozession gelernt, sie so aufzuführen das ist sehr abgeschmackt

über seine Ufer sich ergießenden Flusses, wie er die über ihn geschlagene Brücke zerreißt, verliert es nicht seine ganze Schönheit, wenn der Dichter auf ein Kunstwerk damit angespielt hat, in welchem dieser Flußgott als wirklich eine Brücke zerbrechend vorgestellt wird?¹ — Was sollen wir mit dergleichen Erläuterungen, die aus der klarsten Stelle den Dichter verdrängen, um den Einfall eines Künstlers durchschimmern zu lassen?

Ich betauere, daß ein so nützliches Buch, als „Polymetis“ sonst sein konnte, durch diese geschmacklose Grille, den alten Dichtern statt eigentümlicher Phantasie Bekanntschaft mit fremder unterzuschreiben, so ekel und den klassischen Schriftstellern weit nachteiliger geworden ist, als ihnen die wäßrigen Auslegungen der schaltesten Wortforscher nimmermehr sein können. Noch mehr betauere ich, daß *Spence* selbst *Addison* hierin vorgegangen, der aus loblicher Begierde, die Kenntnis der alten Kunstwerke zu einem Auslegungsmittel zu erheben, die Fälle ebensowenig unterschieden hat, in welchen die Nachahmung des Künstlers dem Dichter anständig, in welchem sie ihm verkleinerlich ist.²

VIII.

Von der Ähnlichkeit, welche die Poesie und Malerei miteinander haben, macht sich *Spence* die allerseltsamsten Begriffe. Er glaubt, daß beide Künste bei den Alten so genau verbunden gewesen, daß sie beständig Hand in Hand gegangen und der Dichter nie den Maler, der Maler nie den Dichter aus den Augen verloren habe. Daß die Poesie die weitere Kunst ist, daß ihr Schönheiten zu Gebote stehen, welche die Malerei nicht zu erreichen vermag, daß sie oft Ursachen haben kann, die unmalerischen Schönheiten den malerischen vorzuziehen: daran scheint er gar nicht gedacht zu haben und ist daher bei dem geringsten Unterschiede, den er unter den alten Dichtern und Artisten bemerkt, in einer Verlegenheit, die ihn auf die wunderlichsten Ausflüchte von der Welt bringt.

Die alten Dichter geben dem Bacchus meistens Horner. Es ist also doch wunderbar, sagt *Spence*, daß man diese Horner an seinen Statuen so selten erblickt.³ Er fällt auf diese, er fällt auf eine andere Ursache, auf die Unwissenheit der Antiquare, auf die Kleinheit der Hörner selbst, die sich unter den Trauben und Efeublättern, dem

¹ Aeneid. Lib. VIII. v 725 — Polymetis Dial XIV. p 230

² In verschiedenen Stellen seiner „Reisen“ und seines „Gesprächs über die alten Münzen“

³ Polymetis Dial IX p. 129.

bestandigen Kopfputze des Gottes, möchten verkrochen haben. Er windet sich um die wahre Ursache herum, ohne sie zu argwohnen. Die Horner des Bacchus waren keine natürliche Horner, wie sie es an den Faunen und Satyren waren. Sie waren ein Stirnschmuck, den er aufsetzen und ablegen konnte.

Tibi, cum sine cornibus adstas,

Virgineum caput est: — —

[„Mädchenhaft ist dein Haupt, wenn du ohne Horner dastehst“] heißt es in der feierlichen Anrufung des Bacchus beim *Ovid*.¹ Er konnte sich also auch ohne Horner zeigen und zeigte sich ohne Horner, wenn er in seiner jungfräulichen Schönheit erscheinen wollte. In dieser wollte ihn nun auch der Künstler darstellen und mußte daher alle Zusätze von ubler Wirkung an ihm vermeiden. Ein solcher Zusatz wären die Horner gewesen, die an dem Diadem befestigt waren, wie man an einem Kopfe in dem königl. Kabinet zu Berlin sehen kann.² Ein solcher Zusatz war das Diadem selbst, welches die schöne Stirne verdeckte und daher an den Statuen des Bacchus eben so selten vorkommt als die Horner, ob es ihm schon, als seinem Erfinder, von den Dichtern ebensooft beigelegt wird. Dem Dichter gaben die Horner und das Diadem feine Anspielungen auf die Taten und den Charakter des Gottes; dem Künstler hingegen wurden sie Hinderungen, größere Schönheiten zu zeigen; und wenn Bacchus, wie ich glaube, eben darum den Beinamen *Bi-formis*, *Διμορφος* [„Doppelgestaltet“], hatte, weil er sich sowohl schon als schrecklich zeigen konnte, so war es wohl natürlich, daß die Künstler diejenige von seiner Gestalt am liebsten wählten, die der Bestimmung ihrer Kunst am meisten entsprach.

Minerva und Juno schleiden bei den römischen Dichtern ofters den Blitz. Aber warum nicht auch in ihren Abbildungen? fragt *Spence*.³ Er antwortet: Es war ein besonderes Vorrecht dieser zwei Götinnen, wovon man den Grund vielleicht erst in den Samothracischen Geheimnissen erfuhr, weil aber die Artisten bei den alten Römern als gemeine Leute betrachtet und daher zu diesen Geheimnissen selten zugelassen wurden, so wußten sie ohne Zweifel nichts davon, und was sie nicht wußten, konnten sie nicht vorstellen. Ich mochte *Spence* dagegen fragen: Arbeiteten diese gemeinen Leute vor ihren Kopf oder auf Befehl Vornehmerer, die von den Geheimnissen unterrichtet sein konnten? Stunden die Artisten auch bei den Griechen

¹ Metamorph lib IV v 19. 20

² Begeri Thes. Brandenb Vol III. p. 240.

³ Polymetus Dial VI p 63.

in dieser Verachtung? Waren die römischen Artisten nicht mehrtheils geborne Griechen? Und so weiter.

Statius und *Valerius Flaccus* schildern eine erzürnte Venus, und mit so schrecklichen Zügen, daß man sie in diesem Augenblicke eher für eine Furie als für die Göttin der Liebe halten sollte. *Spence* sieht sich in den alten Kunstwerken vergebens nach einer solchen Venus um. Was schließt er daraus? Daß dem Dichter mehr erlaubt ist als dem Bildhauer und Maler? Das hatte er daraus schließen sollen, aber er hat es einmal für allemal als einen Grundsatz angenommen, daß in einer poetischen Beschreibung nichts gut sei, was unschicklich sein würde, wenn man es in einem Gemälde oder an einer Statue vorstellte.¹ Folglich müssen die Dichter gefehlt haben. „*Statius* und *Valerius* sind aus einer Zeit, da die römische Poesie schon in ihrem Verfall war. Sie zeigen auch hierin ihren verderbten Geschmack und ihre schlechte Beurteilungskraft. Bei den Dichtern aus einer bessern Zeit wird man dergleichen Verstöße wider den malerischen Ausdruck nicht finden.“²

So etwas zu sagen, braucht es wahrlich wenig Unterscheidungskraft. Ich will indes mich weder des *Statius* noch des *Valerius* in diesem Fall annehmen, sondern nur eine allgemeine Anmerkung machen. Die Gotter und geistigen Wesen, wie sie der Künstler vorstellt, sind nicht völlig ebendieselben, welche der Dichter braucht. Bei dem Künstler sind sie personifizierte Abstrakta, die beständig die nämliche Charakterisierung behalten müssen, wenn sie erkenntlich sein sollen. Bei dem Dichter hingegen sind sie wirkliche handelnde Wesen, die über ihren allgemeinen Charakter noch andere Eigenschaften und Affekten haben, welche nach Gelegenheit der Umstände vor jenen vorstechen können. Venus ist dem Bildhauer nichts als die Liebe; er muß ihr also alle die sittsame, verschämte Schönheit, alle die holden Reize geben, die uns an geliebten Gegenständen entzücken, und die wir daher mit in den abgesonderten Begriff der Liebe bringen. Die geringste Abweichung von diesem Ideal läßt uns sein Bild verkennen. Schönheit, aber mit mehr Majestat als Scham, ist schon keine Venus, sondern eine Juno. Reize, aber mehr gebieterische, männliche als holde Reize, geben eine Minerva statt einer Venus. Vollends eine zürnende Venus, eine Venus, von Rache und Wut getrieben, ist dem Bildhauer ein wahrer Widerspruch; denn die Liebe als Liebe zurnet nie, rachtet sich nie. Bei dem Dichter hingegen ist

¹ Polymetus Dialogue XX p 311 „Scarce any thing can be good in a poetical description, which would appear absurd, if represented in a statue or picture.“

² Polymetus Dial. VII p 74

Venus zwar auch die Liebe, aber die Göttin der Liebe, die außer diesem Charakter ihre eigne Individualität hat und folglich der Triebe des Abscheus ebenso fähig sein muß als der Zuneigung. Was Wunder also, daß sie bei ihm in Zorn und Wut entbrennet, besonders wenn es die beleidigte Liebe selbst ist, die sie darein versetzt?

Es ist zwar wahr, daß auch der Künstler in zusammengesetzten Werken die Venus oder jede andere Gottheit außer ihrem Charakter als ein wirklich handelndes Wesen, so gut wie der Dichter, einführen kann. Aber alsdenn müssen wenigstens ihre Handlungen ihrem Charakter nicht widersprechen, wenn sie schon keine unmittelbare Folgen desselben sind. Venus übergibt ihrem Sohne die göttlichen Waffen; diese Handlung kann der Künstler sowohl als der Dichter vorstellen. Hier hindert ihn nichts, der Venus alle die Anmut und Schönheit zu geben, die ihr als Göttin der Liebe zukommen; vielmehr wird sie eben dadurch in seinem Werke um soviel kenntlicher. Allein wenn sich Venus an ihren Verächtern, den Männern zu Lemnos, rachen will, in vergrößerter, wilder Gestalt mit fleckichten Wangen, in verwirrtem Haare die Pechfackel ergreift, ein schwarzes Gewand um sich wirft und auf einer finstern Wolke sturmisch herabfährt: so ist das kein Augenblick für den Künstler, weil er sie durch nichts in diesem Augenblicke kenntlich machen kann. Es ist nur ein Augenblick für den Dichter, weil dieser das Vorrecht hat, einen andern, in welchem die Göttin ganz Venus ist, so nahe, so genau damit zu verbinden, daß wir die Venus auch in der Furie nicht aus den Augen verlieren. Dieses tut *Flaccus*:

— — Neque enim alma videri
Iam tumet, aut tereti crinem subnectitur auro,
Sidereos diffusa sinus Eadem effera et ingens
Et maculis suffecta genas, pinumque sonantem
Virginibus Stygius nigramque simillima pallam.¹

[„Nicht mehr glüht sie als holde Göttin, noch halt sie das Haar mit glattem Gold zusammen, das sternenstrahlende Gewand bauschig gelöst. Sondern verwildert, riesig, mit beschmutzten Wangen, mit einer flackernden Kienfackel und in schwarzem Gewand, den Stygischen Jungfrauen ähnlich.“]

Eben dieses tut *Statius*:

Illa Paphon veterem centumque altaria linquens,
Nec vultu nec crine prior, solvisse jugalem
Ceston et Idalias procul ablegasse volucres

¹ Argonaut. Lib. II. v. 102—106

Fertur. Erant certe, media qui noctis in umbra
 Divam, alios ignes majoraque tela gerentem,
 Tartarias inter thalamis volitasse sorores
 Vulgarent: utque implicitis arcana domorum
 Anguibus et saeva formidine cuncta replevit
 Limina ¹ —

[„Jene verließ das alte Paphos und die hundert Altäre; weder in Antlitz noch in Haar wie früher, soll sie den bindenden Gurtel gelöst und ihre Idalischen Vogel weit weggeschickt haben. Auch erzählen einige, die Göttin habe sich mitten im Dunkel der Nacht, andere Flammen und größere Geschosse in den Händen haltend, in der Behausung der Tartarischen Schwestern gezeigt; mit verstrickten Schlangen habe sie das Innere der Wohnungen, mit grausigem Schrecken alle Eingänge erfüllt.“]

Oder man kann sagen: Der Dichter allein besitzt das Kunststück, mit negativen Zügen zu schildern und durch Vermischung dieser negativen mit positiven Zügen zwei Erscheinungen in eine zu bringen. Nicht mehr die holde Venus, nicht mehr das Haar mit goldenen Spannen geheftet, von keinem azurnen Gewande umflattert, ohne ihren Gurtel, mit andern Flammen, mit großem Pfeilen bewaffnet, in Gesellschaft ihr ähnlicher Furen. Aber weil der Artist dieses Kunststückes entbehren muß, soll sich seiner darum auch der Dichter enthalten? Wenn die Malerei die Schwester der Dichtkunst sein will, so sei sie wenigstens keine eifersüchtige Schwester, und die jüngere untersage der älteren nicht alle den Putz, der sie selbst nicht kleidet!

IX.

Wenn man in einzeln Fällen den Maler und Dichter miteinander vergleichen will, so muß man vor allen Dingen wohl zusehen, ob sie beide ihre vollige Freiheit gehabt haben, ob sie ohne allen äußerlichen Zwang auf die höchste Wirkung ihrer Kunst haben arbeiten können.

Ein solcher äußerlicher Zwang war dem alten Künstler oftens die Religion. Sein Werk, zur Verehrung und Anbetung bestimmt, konnte nicht allezeit so vollkommen sein, als wenn er einzig das Vergnügen des Betrachters dabei zur Absicht gehabt hätte. Der Aberglaube überladete die Götter mit Sinnbildern, und die schönsten von ihnen wurden nicht überall als die schönsten verehret.

Bacchus stand in seinem Tempel zu Lemnos, aus welchem die fromme

¹ Thebaid. Lib. V. v. 61—69.

Hypsipyle ihren Vater unter der Gestalt des Gottes rettete¹, mit Hörnern, und so erschien er ohne Zweifel in allen seinen Tempeln, denn die Hörner waren ein Sinnbild, welches sein Wesen mit bezeichnete. Nur der freie Künstler, der seinen Bacchus für keinen Tempel arbeitete, ließ dieses Sinnbild weg, und wenn wir unter den noch übrigen Statuen von ihm keine mit Hörnern finden², so ist dieses vielleicht ein Beweis, daß es keine von den geheiligten sind, in welchen er wirklich verehrt worden. Es ist ohnedem höchst wahrscheinlich, daß auf diese letzteren die Wut der frommen Zerstörer in den ersten Jahrhunderten des Christentums vornehmlich gefallen ist, die nur hier und da ein Kunstwerk schonte, welches durch keine Anbetung verunreinigt war.

Da indes unter den aufgegrabenen Antiken sich Stücke sowohl von der einen als von der andern Art finden, so wünschte ich, daß man den Namen der Kunstwerke nur denjenigen beilegen mochte, in welchen sich der Künstler wirklich als Künstler zeigen konnte, bei welchen die Schönheit seine erste und letzte Absicht gewesen. Alles andere, woran sich zu merkliche Spuren gottesdienstlicher Verabredungen zeigen, verdienet diesen Namen nicht, weil die Kunst hier nicht um ihrer selbst willen gearbeitet, sondern ein bloßes Hilfsmittel der Reli-

¹ Valerius Flaccus Lib II. Argonaut. v. 265—273

Serta patri juvenisque comam vestesque Lyæ
Induit et medium curru locat æraque circum
Tympanaque et plenas tacita formidine castas.
Ipsa sinus hederisque ligat famularibus artus
Pampineamque quatit ventosis ictibus hastam,
Respiciens, teneat virides velatus habenas
Ut pater, et nivea tumeant ut cornua mitra,
Et sacer ut Bacchum referat scyphus.

[„Den Kranz, das Haar und die Kleidung des jungen Lyäus legt sie dem Vater an und stellt ihn auf den Wagen, mitten zwischen die Erzbecken, Trommeln und geheimnisvollen Kisten. Sie selbst umwindet Brust und Glieder mit heimischem Efeu und schwingt mit leichten Händen den Rebenstab, achtsam besorgt, daß der Vater im Schmuck die grünen Zügel halte, daß die Hörner unter der schneeigen Mitra sich emporwölben, und daß der heilige Becher den Bacchus abspiegle.“] Das Wort *tumeant* in der letzten ohnehin Zeile scheint übrigens anzuzeigen, daß man die Hörner des Bacchus nicht so klein gemacht, als sich Spence einbildet.

² Der sogenannte Bacchus in dem Medicischen Garten zu Rom (beim Montfaucon, Suppl. aux Ant. T. I. p. 154) hat kleine, aus der Sturme hervorsprossende Hörner, aber es gibt Kenner, die ihn eben darum lieber zu einem Faune machen wollen. In der Tat sind solche natürliche Hörner eine Schandung der menschlichen Gestalt und können nur Wesen geziemen, denen man eine Art von Mittelgestalt zwischen Menschen und Tier erteilt. Auch ist die Stellung, der lusterne Blick nach der über sich gehaltenen Traube, einem Begleiter des Weingottes anständiger als dem Gotte selbst. Ich erinnere mich hier, was Clemens Alexandrinus von Alexander dem Großen sagt (Protrept. p. 48. Edit. Pott) *Ἐβουλετο δὲ καὶ Ἀλεξάνδρος Ἀμμωνος υἱὸς εἶναι δοκεῖν, καὶ κερασφόρος ἀναπλαττεσθαι πρὸς τῶν ἀγαλματοποιῶν, τοῦ καλὸν ἀνθρώπου ὑβρίσαι σπενδῶν κερᾶτι* („Es war Alexanders ausdrücklicher Wille, daß ihn der Bildhauer mit Hörnern vorstellen sollte; er war es gern zufrieden, daß ihn der menschliche Schönheit in ihm mit Hörnern beschimpft ward, wenn man ihn nur eines göttlichen Ursprungs zu sein glaubte“).

gion war, die bei den sinnlichen Vorstellungen, die sie ihr aufgab, mehr auf das Bedeutende als auf das Schöne sah, ob ich schon dadurch nicht sagen will, daß sie nicht auch öfters alles Bedeutende in das Schöne gesetzt oder aus Nachsicht für die Kunst und den feinem Geschmack des Jahrhunderts von jenem soviel nachgelassen habe, daß dieses allein zu herrschen scheinen konnten.

Macht man keinen solchen Unterschied, so werden der Kenner und der Antiquar beständig miteinander im Streite liegen, weil sie einander nicht verstehen. Wenn jener nach seiner Einsicht in die Bestimmung der Kunst behauptet, daß dieses oder jenes der alte Künstler nie gemacht habe, nämlich als Künstler nicht, freiwillig nicht: so wird dieser es dahin ausdehnen, daß es auch weder die Religion noch sonst eine außer dem Gebiete der Kunst liegende Ursache von dem Künstler habe machen lassen, von dem Künstler nämlich als Handarbeiter. Er wird also mit der ersten mit der besten Figur den Kenner widerlegen zu können glauben, die dieser ohne Bedenken, aber zu großem Argernisse der gelehrten Welt, wieder zu dem Schutte verdammet, woraus sie gezogen worden.¹

¹ Als ich oben behauptete, daß die alten Künstler keine Furien gebildet hätten, war es mir nicht entfallen, daß die Furien mehr als einen Tempel gehabt, die ohne ihre Statuen gewiß nicht gewesen sind. In dem zu Cerynea fand Pausanias dergleichen von Holz, sie waren weder groß noch sonst besonders merkwürdig, es schien, daß die Kunst, die sich nicht an ihnen zeigen können, es an den Bildsäulen ihrer Priesterinnen, die in der Halle des Tempels standen, embringen wollen, als welche von Stein und von sehr schöner Arbeit waren (Pausanias Achaic cap XXV p 589. Edit. Kühn). Ich hatte ebensowenig vergessen, daß man Köpfe von ihnen auf einem Abraxas, den Chiffletius bekannt gemacht, und auf einer Lampe beim Licetus zu sehen glaube (Dissertation sur les Furies par Bannier, Mémoires de l'Académie des Inscriptions T V p 48). Auch sogar die Urne von etruskischer Arbeit beim Gori (Tabl. 151 Mus. Etrusci), auf welcher Orestes und Pylades erscheinen, wie ihnen zwei Furien mit Fackeln zusetzen, war mir nicht unbekannt. Allein ich redete von Kunstwerken, von welchen ich alle diese Stücke ausschließen zu können glaubte. Und wäre auch das letztere nicht sowohl als die übrigen davon auszuschließen, so dienet es von einer andern Seite, mehr meine Meinung zu bestärken als zu widerlegen. Denn sowenig auch die etruskischen Künstler überhaupt auf das Schöne gearbeitet, so scheinen sie doch auch die Furien nicht sowohl durch schreckliche Gesichtszüge als vielmehr durch ihre Tracht und Attribute ausgedrückt zu haben. Diese stoßen mit so ruhigem Gesichte dem Orestes und Pylades ihre Fackeln unter die Augen, daß sie fast scheinen sie nur im Scherze erschrecken zu wollen. Wie furchterlich sie dem Orestes und Pylades vorgekommen, läßt sich nur aus ihrer Furcht, keineswegs aber aus der Bildung der Furien selbst abnehmen. Es sind also Furien und sind auch keine; sie verrichten das Amt der Furien, aber nicht in der Vorstellung von Grimm und Wut, welche wir mit ihrem Namen zu verbinden gewohnt sind, nicht mit der Sturme, die, wie Catull sagt, „expirantis præportat pectoris iras“ [„die den Zorn der empörten Brust kundgibt“] — Noch kürzlich glaubte Herr Winckelmann, auf einem Karmiole in dem Stoschischen Kabinette eine Furie im Laufe, mit fliegendem Rocke und Haaren und einem Dolche in der Hand, gefunden zu haben (Bibliothek der sch. Wiss. V Band S. 30). Der Herr von Hagedorn riet hierauf auch den Künstlern schon an, sich diese Anzeige zunutze zu machen und die Furien in ihren Gemälden so vorzustellen (Betrachtungen über die Malerei S. 222). Allein Herr Winckelmann hat hernach diese seine Entdeckung selbst wiederum ungewiß gemacht, weil er nicht gefunden, daß die Furien, anstatt mit Fackeln, auch mit Dolchen von den Alten bewaffnet worden (Description des Pierres gravées p. 84). Ohne Zweifel erkennt er also die Figuren auf Münzen der Städte Lyrba und Massaura, die Spanheim für Furien ausgibt (Les

Gegenteils kann man sich aber auch den Einfluß der Religion auf die Kunst zu groß vorstellen. *Spence* gibt hiervon ein sonderbares Beispiel. Er fand beim *Ovid*, daß Vesta in ihrem Tempel unter keinem persönlichen Bilde verehret worden, und dieses dunkte ihm genug, daraus zu schließen, daß es überhaupt keine Bildsäulen von dieser Göttin gegeben habe, und daß alles, was man bisher dafür gehalten, nicht die Vesta, sondern eine Vestalin vorstelle.¹ Eine seltsame Folge! Verlor der Künstler darum sein Recht, ein Wesen, dem die Dichter eine bestimmte Persönlichkeit geben, das sie zur Tochter des Saturnus und der Ops machen, das sie in Gefahr kommen lassen, unter die Mißhandlungen des Priapus zu fallen, und was sie sonst von ihr erzählen, verlor er, sage ich, darum sein Recht, dieses Wesen auch nach seiner Art zu personifizieren, weil es in einem Tempel nur unter dem Sinnbilde des Feuers verehret ward? Denn *Spence* begehet dabei noch diesen Fehler, daß er das, was *Ovid* nur von einem gewissen Tempel der Vesta, nämlich von dem zu Rom, sagt², auf alle Tempel dieser Göttin ohne Unterschied und auf ihre Verehrung überhaupt ausdehnet. Wie sie in diesem Tempel zu Rom verehret ward, so ward sie nicht überall verehret, so war sie selbst nicht in Italien verehret worden, ehe ihn Numa erbaute. Numa wollte keine Gottheit in menschlicher oder tierischer Gestalt vorgestellt wissen; und darin bestand ohne Zweifel die Verbesserung, die er in dem Dienste der Vesta machte, daß er alle persönliche Vorstellung von ihr daraus verbannte. *Ovid* selbst lehret uns, daß es vor den Zeiten des Numa Bildsäulen der Vesta in ihrem Tempel gegeben habe, die, als ihre Priesterin Sylvia Mutter

Césars de Julien p 44), nicht dafür, sondern für eine Hekate triformis, denn sonst fände sich allerdings hier eine Furie, die in jeder Hand einen Dolch fuhr, und es ist sonderbar, daß eben diese auch in bloßen, ungebundenen Haaren erscheint, die an den andern mit einem Schleier bedeckt sind. Doch gesetzt auch, es wäre wirklich so, wie es dem Herrn Winckelmann zuerst vorgekommen, so würde es auch mit diesem geschnittenen Steine eben die Bewandnis haben, die es mit der betrurischen Urne hat, es wäre denn, daß sich wegen Kleinheit der Arbeit gar keine Gesichtszüge erkennen ließen. Überdem gehören auch die geschnittenen Steine überhaupt, wegen ihres Gebrauchs als Siegel, schon mit zur Bildersprache, und ihre Figuren mögen öfterer eigensinnige Symbola der Besitzer als freiwillige Werke der Künstler sein.

¹ Polymetis Dial VII p 81

² Fast lib. VI v 295—98

Esse diu stultus Vestæ simulacra putavi:

Mox didici curvo nulla subesse tholo

Ignis inextinctus templo celatur in illo

Effigiem nullam Vestæ, nec ignis, habet

[„Ich Törichter habe geglaubt, es gäbe Bildsäulen der Vesta bald habe ich gelernt, daß sich unter dem runden Kuppeldach keine befinden. Ein nie verlöschendes Feuer wird nur in jenem Tempel gehegt. Kein Bild hat Vesta, wie das Feuer keines hat.“] *Ovid* redet nur von dem Gottesdienste der Vesta in Rom, nur von dem Tempel, den ihr Numa daselbst erbaut hatte, von dem er kurz zuvor (v. 259—60) sagt

Regis opus placidi, quo non metuentius ullum

Numinis ingenium terra Sabina tulit

[„Das Werk des guten Königs, wie milder keine Gottheit je die Sabinische Erde trug.“]

ward, vor Scham die jungfräulichen Hände vor die Augen hoben.¹ Daß sogar in den Tempeln, welche die Göttin außer der Stadt in den römischen Provinzen hatte, ihre Verehrung nicht völlig von der Art gewesen, als sie Numa verordnet, scheinen verschiedene alte Inschriften zu beweisen, in welchen eines Pontificis Vestae gedacht wird.² Auch zu Korinth war ein Tempel der Vesta ohne alle Bildsäule mit einem bloßem Altare, worauf der Göttin geopfert ward.³ Aber hatten die Griechen darum gar keine Statuen der Vesta? Zu Athen war eine im Prytaneo, neben der Statue des Friedens.⁴ Die Jasseer rühmten von einer, die bei ihnen unter freiem Himmel stand, daß weder Schnee noch Regen jemals auf sie falle.⁵ Plinius gedenkt einer sitzenden von der Hand des Skopas, die sich zu seiner Zeit in den Servilianischen Gärten zu Rom befand.⁶ Zugegeben, daß es uns itzt schwer wird, eine bloße Vestalin von einer Vesta selbst zu unterscheiden, beweiset dieses, daß sie auch die Alten nicht unterscheiden können oder wohl gar nicht unterscheiden wollen? Gewisse Kennzeichen sprechen offenbar mehr für die eine als für die andere. Das Zepter, die Fackel, das Palladium lassen sich nur in der Hand der Göttin vermuten. Das Tympanum, welches ihr Codinus beileget, kommt ihr vielleicht nur als der Erde zu; oder Codinus wußte selbst nicht recht, was er sahe.⁷

¹ Fast. libr. III v. 45. 46:

Sylvia fit mater Vestae simulacra feruntur
Virgineas oculis opposuisse manus

[„Sylvia wird Mutter da sollen die Bildsäulen der Vesta mit den jungfräulichen Händen die Augen bedeckt haben“]

Auf diese Weise hätte Spence den Ovid mit sich selbst vergleichen sollen. Der Dichter redet von verschiedenen Zeiten. Hier von den Zeiten vor dem Numa, dort von den Zeiten nach ihm. In jenen ward sie in Italien unter persönlichen Vorstellungen verehrt, so wie sie in Troja war verehrt worden, von wannen Aeneas ihren Gottesdienst mit herübergebracht hatte.

— — Manibus vittas Vestamque potentem
Aeternumque adytis effert penetralibus ignem

[„Auf den Händen trägt er die Binden und die mächtige Vesta und das ewige Feuer aus dem Allerheiligsten heraus“] sagt Virgil von dem Geiste des Hektors, nachdem er dem Aeneas zur Flucht geraten. Hier wird das ewige Feuer von der Vesta selbst oder ihrer Bildsäule ausdrücklich unterschieden. Spence muß die römischen Dichter zu seinem Behufe doch noch nicht aufmerksam genug durchgelesen haben, weil ihm diese Stelle entwischt ist.

² Lipsius, De Vesta et Vestalibus cap. 13.

³ Pausanias Corinth cap. XXXV. p. 194. Edit. Kuhn

⁴ Idem Attic cap. XVIII p. 41

⁵ Polyb. Hist. libr. XVI § 11. Op. T. II p. 443 Edit. Ernest

⁶ Plinius lib. XXXVI. sect. 4. p. 727 Edit. Hard. Scopas fecit — Vestam sedentem laudatum in Servilianis hortis. Diese Stelle muß Lipsius in Gedanken gehabt haben, als er (De Vesta cap. 3) schrieb Plinius Vestam sedentem effingit solitam ostendit, a stabilitate. Allein was Plinius von einem einzelnen Stücke des Skopas sagt, hätte er nicht für einen allgemein angenommenen Charakter ausgeben sollen. Er merkt selbst an, daß auf den Münzen die Vesta ebenso oft stehend als sitzend erscheine. Allein er verbessert dadurch nicht den Plinius, sondern seine eigene falsche Einbildung.

⁷ Georg Codinus de Originib. Constant. Edit. Venet. p. 12 Τὴν γῆν λεγουσιν ἔσσαν, καὶ πλαττοῦσιν αὐτὴν γυναικα, τυμπανὸν βασιλῶσαν,

X.

Ich merke noch eine Befremdung des *Spence* an, welche deutlich zeigt, wie wenig er über die Grenzen der Poesie und Malerei muß nachgedacht haben.

„Was die Musen überhaupt betrifft“, sagt er, „so ist es doch sonderbar, daß die Dichter in Beschreibung derselben so sparsam sind, weit sparsamer, als man es bei Gottinnen, denen sie so große Verbindlichkeit haben, erwarten sollte.“¹

Was heißt das anders, als sich wundern, daß, wenn die Dichter von ihnen reden, sie es nicht in der stummen Sprache der Maler tun? *Urania* ist den Dichtern die Muse der Sternkunst; aus ihrem Namen, aus ihren Verrichtungen erkennen wir ihr Amt. Der Künstler, um es kenntlich zu machen, muß sie mit einem Stabe auf eine Himmelskugel weisen lassen, dieser Stab, diese Himmelskugel, diese ihre Stellung sind seine Buchstaben, aus welchen er uns den Namen *Urania* zusammensetzen läßt. Aber wenn der Dichter sagen will: *Urania* hatte seinen Tod längst aus den Sternen vorhergesehen,

Ipsa diu positus lethum praedixerat astris
*Urania*² —

warum soll er, in Rücksicht auf den Maler, dazusetzen: *Urania*, den Radius in der Hand, die Himmelskugel vor sich? Wäre es nicht, als ob ein Mensch, der laut reden kann und darf, sich noch zugleich der Zeichen bedienen sollte, welche die Stummen im Serraglio des Turken aus Mangel der Stimme unter sich erfunden haben?

Ebendieselbe Befremdung äußert *Spence* nochmals bei den moralischen Wesen oder denjenigen Gottheiten, welche die Alten den Tu-

ἐπειδὴ τοὺς ἀνέμους ἢ γῆ ὅφ' αὐτὴν συγκλείει. Suidas aus ihm, oder beide aus einem altern, sagt unter dem Worte *Ἐστία* ebendieses „Die Erde wird unter dem Namen *Vesta* als eine Frau gebildet, welche ein *Tympanon* trägt, weil sie die Winde in sich verschlossen hält.“ Die Ursache ist ein wenig abgeschmackt. Es würde sich eher haben hören lassen, wenn er gesagt hätte, daß ihr deswegen ein *Tympanon* beigegeben werde, weil die Alten zum Teil geglaubt, daß ihre Figur damit übereinke, *σχημα αὐτῆς τυμπανοειδὲς εἶναι* [„daß ihre Haltung *tympanonförmig* sei“] (*Plutarchus de placitis Philos. cap. 10 id. de facie in orbe Luna*) Wo sich aber *Codinus* nur nicht entweder in der Figur oder in dem Namen oder gar in beiden geirret hat! Er wußte vielleicht, was er die *Vesta* tragen sahe, nicht besser zu nennen als ein *Tympanum* oder hörte es ein *Tympanum* nennen und konnte sich nichts anders dabei gedenken als das Instrument, welches wir eine Heerpauke nennen *Tympana* waren aber auch eine Art von Rädern.

Hinc radios trivere rotis, hinc tympana plaustris
Agricolae —

[„Darauf drechselten die Bauern die Speichen für die Räder, darauf die Vollräder für die Lastwagen.“] (*Virgilius Georgic. lib. II v. 444.*) Und einem solchen Rade scheint mir das, was sich an der *Vesta* des *Fabretti* zeigt (*Ad Tabulam Iliadis p. 339*) und dieser Gelehrte für eine Handmühle hält, sehr ähnlich zu sein.

¹ Polymetis Dial. VIII. p. 91.

² Statius Theb. VIII v. 551.

genden und der Führung des menschlichen Lebens vorsetzten.¹ „Es verdient angemerkt zu werden“, sagt er, „daß die römischen Dichter von den besten dieser moralischen Wesen weit weniger sagen, als man erwarten sollte. Die Artisten sind in diesem Stucke viel reicher, und wer wissen will, was jedes derselben für einen Aufzug gemacht, darf nur die Münzen der römischen Kaiser zu Rate ziehen.² — Die Dichter sprechen von diesen Wesen zwar oft als von Personen; überhaupt aber sagen sie von ihren Attributen, ihrer Kleidung und übrigen Ansehen sehr wenig.“

Wenn der Dichter Abstrakta personifiziert, so sind sie durch den Namen und durch das, was er sie tun läßt, genug charakterisiert.

Dem Künstler fehlen diese Mittel. Er muß also seinen personifizierten Abstraktus Sinnbilder zugeben, durch welche sie kenntlich werden. Diese Sinnbilder, weil sie etwas anders sind und etwas anders bedeuten, machen sie zu allegorischen Figuren.

Eine Frauensperson mit einem Zaum in der Hand, eine andere, an eine Säule gelehnt, sind in der Kunst allegorische Wesen. Allein die Mäßigung, die Standhaftigkeit bei dem Dichter sind keine allegorische Wesen, sondern bloß personifizierte Abstrakta.

Die Sinnbilder dieser Wesen bei dem Künstler hat die Not erfunden. Denn er kann sich durch nichts anders verständlich machen, was diese oder jene Figur bedeuten soll. Wozu aber den Künstler die Not treibt, warum soll sich das der Dichter aufdringen lassen, der von dieser Not nichts weiß?

Was *Spencer* so sehr befremdet, verdienet den Dichtern als eine Regel vorgeschrieben zu werden. Sie müssen die Bedürfnisse der Malerei nicht zu ihrem Reichtume machen. Sie müssen die Mittel, welche die Kunst erfunden hat, um der Poesie nachzukommen, nicht als Vollkommenheiten betrachten, auf die sie neidisch zu sein Ursache hatten. Wenn der Künstler eine Figur mit Sinnbildern auszieret, so erhebt er eine bloße Figur zu einem hohen Wesen. Bedient sich aber der Dichter dieser malerischen Ausstaffierungen, so macht er aus einem hohen Wesen eine Puppe.

So wie diese Regel durch die Befolgung der Alten bewahrt ist, so ist die geflissentliche Übertretung derselben ein Lieblingsfehler der neuern Dichter. Alle ihre Wesen der Einbildung gehen in Maske, und die sich auf diese Maskeraden am besten verstehen, verstehen sich meistens auf das Hauptwerk am wenigsten: nämlich ihre Wesen.

¹ Polym. Dial. X p. 137.

² Ibid p. 134.

handeln zu lassen und sie durch die Handlungen derselben zu charakterisieren.

Doch gibt es unter den Attributen, mit welchen die Künstler ihre Abstrakta bezeichnen, eine Art, die des poetischen Gebrauchs fähiger und würdiger ist. Ich meine diejenigen, welche eigentlich nichts Allegorisches haben, sondern als Werkzeuge zu betrachten sind, deren sich die Wesen, welchen sie beigelegt werden, falls sie als wirkliche Personen handeln sollten, bedienen wurden oder konnten. Der Zaum in der Hand der Mäßigung, die Saule, an welche sich die Standhaftigkeit lehnet, sind lediglich allegorisch, für den Dichter also von keinem Nutzen. Die Waage in der Hand der Gerechtigkeit ist es schon weniger, weil der rechte Gebrauch der Waage wirklich ein Stücker der Gerechtigkeit ist. Die Leier oder Flöte aber in der Hand einer Muse, die Lanze in der Hand des Mars, Hammer und Zange in den Händen des Vulkans sind ganz und gar keine Sinnbilder, sind bloße Instrumente, ohne welche diese Wesen die Wirkungen, die wir ihnen zuschreiben, nicht hervorbringen können. Von dieser Art sind die Attribute, welche die alten Dichter in ihre Beschreibungen etwa noch einflechten, und die ich deswegen, zum Unterschiede jener allegorischen, die poetischen nennen mochte. Diese bedeuten die Sache selbst, jene nur etwas Ähnliches ¹

¹ Man mag in dem Gemälde, welches Horaz von der Notwendigkeit macht, und welches vielleicht das an Attributen reichste Gemälde bei allen alten Dichtern ist (Lib I Od 35)

Te semper anteit sava Necessitas,
Clavos trabales et cuneos manu
Gestans aenea nec severus
Uncus abest liquidumque plumbum —

[„Dir geht immer voraus die grausame Notwendigkeit, die Balkennägel und die Klammern in eherner Hand haltend, und es fehlt nicht der schonungslose Haken noch das flüssige Blei“] man mag, sage ich, in diesem Gemälde die Nägel, die Klammern, das fließende Blei für Mittel der Befestigung oder für Werkzeuge der Bestrafung annehmen, so gehören sie doch immer mehr zu den poetischen als allegorischen Attributen. Aber auch als solche sind sie zu sehr gehäuft, und die Stelle ist eine von den frostigsten des Horaz. Sanadon sagt „J'ose dire que ce tableau pris dans le détail serait plus beau sur la toile que dans une ode héroïque. Je ne puis souffrir cet attirail patibulaire de clous, de coins, de crocs et de plomb fondu. J'ai cru en devoir décharger la traduction, en substituant les idées générales aux idées singulières. C'est dommage que le poète ait eu besoin de ce correctif.“ Sanadon hatte ein feines und richtiges Gefühl, nur der Grund, womit er es bewähren will, ist nicht der rechte. Nicht weil die gebrauchten Attribute ein attirail patibulaire sind, denn es stand nur bei ihm, die andere Auslegung anzunehmen und das Galgengeräte in die festesten Bindemittel der Baukunst zu verwandeln, sondern weil alle Attribute eigentlich für das Auge und nicht für das Gehör gemacht sind und alle Begriffe, die wir durch das Auge erhalten sollten, wenn man sie uns durch das Gehör beibringen will, eine größere Anstrengung erfordern und einer geringern Klarheit fähig sind — Der Verfolg von der angeführten Strophe des Horaz erinnert mich übrigens an ein paar Versehen des Spence, die von der Genauigkeit, mit welcher er die angezogenen Stellen der alten Dichter will erwogen haben, nicht den vorteilhaftesten Begriff erwecken. Er redet von dem Bilde, unter welchem die Römer die Treue oder Ehrlichkeit vorstellten (Dial X p. 145). „Die Römer“, sagt er, „nannten sie Fides, und wenn sie die Sola Fides nannten, so scheinen sie den hohen Grad dieser Eigenschaft, den wir durch grundehrlich (im Englischen downright honesty) ausdrücken, darunter verstanden

XI.

Auch der Graf Caylus scheint zu verlangen, daß der Dichter seine Wesen der Einbildung mit allegorischen Attributen ausschmücken solle.¹ Der Graf verstand sich besser auf die Malerei als auf die Poesie.

Doch ich habe in seinem Werke, in welchem er dieses Verlangen äußert, Anlaß zu erheblichen Betrachtungen gefunden, wovon ich das Wesentlichste zu besserer Erwägung hier anmerke.

Der Künstler, ist des Grafen Absicht, soll sich mit dem größten malerischen Dichter, mit dem *Homer*, mit dieser zweiten Natur, näher bekannt machen. Er zeigt ihm, welchen reichen noch nie genutzten Stoff zu den trefflichsten Schildereien die von dem Griechen behandelte Geschichte darbiete, und wie so viel vollkommener ihm die Ausführung gelingen müsse, je genauer er sich an die kleinsten von dem Dichter bemerkten Umstände halten könne.

In diesem Vorschlage vermischt sich also die oben getrennte doppelte Nachahmung. Der Maler soll nicht allein das nachahmen, was der Dichter nachgeahmet hat, sondern er soll es auch mit den nämlichen

zu haben. Sie wird mit einer freien, offenen Gesichtsbildung und in nichts als einem dunnen Kleide vorgestellt, welches so fein ist, daß es für durchsichtig gelten kann. Horaz nennet sie daher, in einer von seinen Oden „dunnekleidet und in einer andern durchsichtig.“ In dieser kleinen Stelle sind nicht mehr als drei ziemlich grobe Fehler. Erstlich ist es falsch, daß *Sola* ein besonderes Beiwort sei, welches die Römer der Göttin *Fides* gegeben. In den beiden Stellen des *Livius*, die er desfalls zum Beweise anführt (Lib. I c 22 Lib. II c 3), bedeutet es weiter nichts, als was es überall bedeutet die Ausschließung alles übrigen. In der einen Stelle scheint den Criticus das solt sogar verdächtig und durch einen Schreibfehler, der durch das gleich daneben stehende solenne veranlaßt worden, in den Text gekommen zu sein. In der andern aber ist nicht von der Treue, sondern von der Unschuld, der Unsträflichkeit, *Innocentia*, die Rede. Zweitens Horaz soll in einer seiner Oden der Treue das Beiwort „dunnekleidet“ geben, nämlich in der oben angezogenen fünfunddreißigsten des ersten Buchs.

Te spes et albo rara fides colit
Velata panno

[„Dich hegt die Hoffnung und die seltene Treue im weißen Schleierkleid“]. Es ist wahr, *rara* heißt auch „dunne“, aber hier heißt es bloß „selten“, was wenig vorkommt, und ist das Beiwort der Treue selbst und nicht ihrer Bekleidung. Spence würde recht haben, wenn der Dichter gesagt hätte *Fides raro velata panno*. Drittens. An einem andern Orte soll Horaz die Treue oder Redlichkeit „durchsichtig“ nennen, um eben das damit anzudeuten, was wir in unsern gewöhnlichen Freundschaftsversicherungen zu sagen pflegen. „Ich wünschte, Sie könnten mein Herz sehen.“ Und dieser Ort soll die Zeile der achtzehnten Ode des ersten Buchs sein

Arcanique Fides prodiga, pellucidior vitro

[„die das Geheimnis preisgebende Fides (Treue), durchsichtiger als Glas“]. Wie kann man sich aber von einem bloßen Worte so verführen lassen? Heißt denn *Fides arcana prodiga* die Treue? Oder heißt es nicht vielmehr die Treulosigkeit? Von dieser sagt Horaz, und nicht von der Treue, daß sie durchsichtig wie Glas sei, weil sie die ihr anvertrauten Geheimnisse eines jeden Blickes bloßstellt.

¹ Apollo übergibt den gereinigten und balsamirten Leichnam des *Sarpedon* dem Tode und dem Schläfe, ihn nach seinem Vaterlande zu bringen (II II v 681. 682):

Περπτε δε μιν πομποισιν ἄμα κραιπνοῖσι φρεσὶν αἶ
ῥ' ὕπνῳ καὶ Θανάτῳ διδυμασιν.

[„Er übergab ihn den Zwillingen Schlaf und Tod als schnellen Begleitern, um ihn fortzutragen.“] Caylus empfiehlt diese Erdrückung dem Maler, fugt aber hinzu: „II

Zugen nachahmen, er soll den Dichter nicht bloß als Erzähler, er soll ihn als Dichter nutzen.

Diese zweite Art der Nachahmung aber, die für den Dichter so verkleinerlich ist, warum ist sie es nicht auch für den Künstler? Wenn vor dem *Homer* eine solche Folge von Gemalden, als der Graf *Caylus* aus ihm angibt, vorhanden gewesen wäre, und wir wußten, daß der Dichter aus diesen Gemalden sein Werk genommen hatte, würde er nicht von unserer Bewunderung unendlich verlieren? Wie kommt es, daß wir dem Künstler nichts von unserer Hochachtung entziehen, wenn er schon weiter nichts tut, als daß er die Worte des Dichters mit Figuren und Farben ausdrucket?

Die Ursach scheint diese zu sein: Bei dem Artisten dunket uns die Ausführung schwerer als die Erfindung; bei dem Dichter hingegen ist es umgekehrt, und seine Ausführung dunket uns gegen die Erfindung das Leichtere. Hatte *Virgil* die Verstrickung des *Laokoon* und seiner Kinder von der Gruppe genommen, so würde ihm das Verdienst, welches wir bei diesem seinem Bilde für das Schwerere und Größere halten, fehlen und nur das Geringere übrig bleiben.

est fâcheux, qu'Homère ne nous ait rien laissé sur les attributs qu'on donnait de son temps au sommeil, nous ne connaissons, pour caractériser ce Dieu, que son action même, et nous le couronnons de pavots. Ces idées sont modernes, la première est d'un médiocre service, mais elle ne peut être employée dans le cas présent, où même les fleurs me paraissent déplacées, surtout pour une figure qui groupe avec la mort " (S. Tableaux tirés de l'Iliade, de l'Odyssée d'Homère et de l'Énéide de Virgile, avec des observations générales sur le costume, à Paris 1757 8.) Das heißt von dem *Homer* eine von den kleinen Zieraten verlangen, die am meisten mit seiner großen Manier streiten. Die sinnreichsten Attribute, die er dem Schlafe hätte geben können, wurden ihn bei weitem nicht so vollkommen charakterisieret, bei weitem kein so lebhaftes Bild bei uns erregt haben als der einzige Zug, durch den er ihn zum Zwillingenbruder des Todes macht. Diesen Zug suche der Künstler auszudrücken, und er wird alle Attribute entbehren können. Die alten Künstler haben auch wirklich den Tod und den Schlaf mit der Ähnlichkeit unter sich vorgestellt, die wir an Zwillingen so natürlich erwarten. Auf einer Kiste von Zedernholz in dem Tempel der Juno zu Elis ruhten sie beide als Knaben in den Armen der Nacht. Nur war der eine weiß, der andere schwarz, jener schlief, dieser schien zu schlafen, beide mit übereinander-geschlagenen Füßen. Denn so wollte ich die Worte des *Pausanias* (*Eliac* cap XVIII p. 422 Edit. Kuhn) ἀμφοτέρους διςστραμμένους τοὺς ποδας, lieber übersetzen als „mit krummen Füßen“, oder wie es *Gedoin* in seiner Sprache gegeben hat „les pieds contrefaits“. Was sollten die „krummen Füße“ hier ausdrücken? Übereinander geschlagene Füße hingegen sind die gewöhnliche Lage der Schlafenden, und der Schlaf beim *Maffei* (*Raccol* Pl. 141) liegt nicht anders. Die neuen Artisten sind von dieser Ähnlichkeit, welche Schlaf und Tod bei den Alten miteinander haben, gänzlich abgegangen, und der Gebrauch ist allgemein worden, den Tod als ein Skelett, höchstens als ein mit Haut bekleidetes Skelett, vorzustellen. Vor allen Dingen hätte *Caylus* dem Künstler also hier raten müssen, ob er in Vorstellung des Todes dem alten oder dem neuen Gebrauche folgen sollte. Doch er scheint sich für den neuen zu erklären, da er den Tod als eine Figur betrachtet, gegen die eine andere, mit Blumen gekrönt, nicht wohl gruppieren möchte. Hat er aber hierbei auch bedacht, wie ungeschicklich diese moderne Idee in einem Homerischen Gemälde sein dürfte? Und wie hat ihm das Ekelhafte derselben nicht anstößig sein können? Ich kann mich nicht bereuen, daß das kleine metallene Bild in der herzoglichen Galerie zu Florenz, welches ein liegendes Skelett vorstellt, das mit dem einen Arme auf einem Aschenkrüge ruhet (*Spence's Polymetis* Tab. XLI), eine wirkliche Antike sei. Den Tod überhaupt kann es wenigstens nicht vorstellen sollen, weil ihn die Alten anders vorstellten. Selbst ihre Dichter haben ihn unter diesem widerlichen Bilde nie gedacht.

Denn diese Verstrickung in der Einbildungskraft erst schaffen, ist weit wichtiger, als sie in Worten ausdrücken. Hatte hingegen der Künstler diese Verstrickung von dem Dichter entlehnt, so wurde er in unsern Gedanken doch noch immer Verdienst genug behalten, ob ihm schon das Verdienst der Erfindung abgeht. Denn der Ausdruck in Marmor ist unendlich schwerer als der Ausdruck in Worten; und wenn wir Erfindung und Darstellung gegeneinander abwägen, so sind wir jederzeit geneigt, dem Meister an der einen so viel wiederum zu erlassen, als wir an der andern zu viel erhalten zu haben meinen.

Es gibt sogar Fälle, wo es für den Künstler ein größeres Verdienst ist, die Natur durch das Medium der Nachahmung des Dichters nachgeahmet zu haben, als ohne dasselbe. Der Maler, der nach der Beschreibung eines *Thomsons* eine schöne Landschaft darstellt, hat mehr getan, als der sie gerade von der Natur kopieret. Dieser sieht sein Urbild vor sich, jener muß erst seine Einbildungskraft so anstrengen, bis er es vor sich zu sehen glaubet. Dieser macht aus lebhaften, sinnlichen Eindrücken etwas Schönes, jener aus schwanken und schwachen Vorstellungen willkürlicher Zeichen.

So natürlich aber die Bereitwilligkeit ist, dem Künstler das Verdienst der Erfindung zu erlassen, ebenso natürlich hat daraus die Lauigkeit gegen dasselbe bei ihm entspringen müssen. Denn da er sahe, daß die Erfindung seine glänzende Seite nie werden könne, daß sein größtes Lob von der Ausführung abhänge, so ward es ihm gleichviel, ob jene alt oder neu, einmal oder unzähligemal, gebraucht sei, ob sie ihm oder einem anderen zugehöre. Er blieb in dem engen Bezirke weniger, ihm und dem Publikum gelaufig gewordener Vorwürfe und ließ seine ganze Erfindsamkeit auf die bloße Veränderung in dem Bekannten gehen, auf neue Zusammensetzungen alter Gegenstände. Das ist auch wirklich die Idee, welche die Lehrbücher der Malerei mit dem Worte Erfindung verbinden. Denn ob sie dieselbe schon sogar in malerische und dichterische einteilen, so gehet doch auch die dichterische nicht auf die Hervorbringung des Vorwurfs selbst, sondern lediglich auf die Anordnung oder den Ausdruck¹. Es ist Erfindung, aber nicht Erfindung des Ganzen, sondern einzelner Teile und ihrer Lage untereinander. Es ist Erfindung, aber von jener geringern Gattung, die *Horaz* seinem tragischen Dichter anriet:

— — — Tuque

Rectius Iliacum carmen deducis in actus,

Quam si proferres ignota indictaque primus.²

¹ v. Hagedorn, „Betrachtungen über die Malerei“ S. 159 u. f.

² Ad Pisones v. 128—130.

[„Du spinnst richtiger die Ilias in Akte aus, als wenn du als Erster Unbekanntes und Ungesagtes ans Licht forderst.“] Anriet, sage ich, aber nicht befahl. Anriet, als für ihn leichter, bequemer, zuträglich, aber nicht befahl, als besser und edler an sich selbst.

In der That hat der Dichter einen großen Schritt voraus, welcher eine bekannte Geschichte, bekannte Charaktere behandelt. Hundert frostige Kleinigkeiten, die sonst zum Verständnisse des Ganzen unentbehrlich sein wurden, kann er übergehen, und je geschwinder er seinen Zuhörern verständlich wird, desto geschwinder kann er sie interessieren. Diesen Vorteil hat auch der Maler, wenn uns sein Vorwurf nicht fremd ist, wenn wir mit dem ersten Blicke die Absicht und Meinung seiner ganzen Komposition erkennen, wenn wir auf seine Personen nicht bloß sprechen sehen, sondern auch hören, was sie sprechen. Von dem ersten Blicke hängt die größte Wirkung ab, und wenn uns dieser zu muhsamen Nachsinnen und Raten notiget, so erkaltet unsere Begierde geruhret zu werden; um uns an dem unverständlichen Künstler zu rächen, verhartet wir uns gegen den Ausdruck, und weh ihm, wann er die Schönheit dem Ausdrucke geopfert hat! Wir finden sodann gar nichts, was uns reizen konnte, vor seinem Werke zu verweilen, was wir sehen, gefällt uns nicht, und was wir dabei denken sollen, wissen wir nicht.

Nun nehme man beides zusammen: einmal, daß die Erfindung und Neuheit des Vorwurfs das Vornehmste bei weitem nicht ist, was wir von dem Maler verlangen, zweitens, daß ein bekannter Vorwurf die Wirkung seiner Kunst befodert und erleichtert; und ich meine, man wird die Ursache, warum er sich so selten zu neuen Vorwürfen entschließt, nicht mit dem Grafen *Caylus* in seiner Bequemlichkeit, in seiner Unwissenheit, in der Schwierigkeit des mechanischen Theiles der Kunst, welche alle seinen Fleiß, alle seine Zeit erfordert, suchen dürfen, sondern man wird sie tiefer gegründet finden und vielleicht gar, was anfangs Einschränkung der Kunst, Verkümmerung unsers Vergnügens zu sein scheint, als eine weise und uns selbst nützliche Enthaltbarkeit an dem Artisten zu loben geneigt sein. Ich fürchte auch nicht, daß mich die Erfahrung widerlegen werde. Die Maler werden dem Grafen für seinen guten Willen danken, aber ihn schwerlich so allgemein nutzen, als er es erwartet. Geschahe es jedoch, so wurde über hundert Jahr ein neuer *Caylus* nötig sein, der die alten Vorwürfe wieder ins Gedächtnis brachte und den Künstler in das Feld zurückfuhrte, wo andere vor ihm so unsterbliche Lorbeeren gebrochen haben. Oder verlangt man, daß das Publikum so gelehrt sein soll, als der Kenner aus seinen Büchern ist? daß ihm alle Szenen der

Geschichte und der Fabel, die ein schönes Gemälde geben können, bekannt und gelaufig sein sollen? Ich gebe es zu, daß die Künstler besser getan hätten, wenn sie seit *Raffaels* Zeiten anstatt des *Ovids* den *Homer* zu ihrem Handbuche gemacht hätten. Aber da es nun einmal nicht geschehen ist, so lasse man das Publikum in seinem Gleise und mache ihm sein Vergnügen nicht saurer, als ein Vergnügen zu stehen kommen muß, um das zu sein, was es sein soll.

Protogenes hatte die Mutter des *Aristoteles* gemalt. Ich weiß nicht, wie viel ihm der Philosoph dafür bezahlte. Aber entweder anstatt der Bezahlung oder noch über die Bezahlung erteilte er ihm einen Rat, der mehr als die Bezahlung wert war. Denn ich kann mir nicht einbilden, daß sein Rat eine bloße Schmeichelei gewesen sei; sondern vornehmlich, weil er das Bedürfnis der Kunst erwog, allen verständlich zu sein, riet er ihm, die Taten des *Alexanders* zu malen, Taten, von welchen damals alle Welt sprach, und von welchen er voraussehen konnte, daß sie auch der Nachwelt unvergeßlich sein würden. Doch *Protogenes* war nicht gesetzt genug, diesem Rate zu folgen, impetus animi, sagt *Plinius*, et quaedam artis libido¹, ein gewisser Übermut der Kunst, eine gewisse Lusternheit nach dem Sonderbaren und Unbekannten trieben ihn zu ganz andern Vorwürfen. Er malte lieber die Geschichte eines *Jalysus*², einer *Cydippe* und dergleichen, von welchen man itzt auch nicht einmal mehr erraten kann, was sie vorgestellt haben.

¹ Lib XXXV sect 36. p. 700. Edit. Hard.

² Richardson nennet dieses Werk, wenn er die Regel erläutern will, daß in einem Gemälde die Aufmerksamkeit des Betrachters durch nichts, es möge auch noch so vortreflich sein, von der Hauptfigur abgezogen werden müsse „*Protogenes*“, sagt er, „hatte in seinem berühmten Gemälde *Jalysus* ein Rebhuhn mit angebracht und es mit so vieler Kunst ausgemalt, daß es zu leben schien und von ganz Griechenland bewundert ward, weil es aber aller Augen, zum Nachteil des Hauptwerks, zu sehr an sich zog, so löschte er es gänzlich wieder aus“ (Traité de la Peinture T. I p. 46) Richardson hat sich geirrt. Dieses Rebhuhn war nicht in dem *Jalysus*, sondern in einem andern Gemälde des *Protogenes* gewesen, welches „der ruhende oder müßige Satyr“, *Ζατυρος ἀναπαυόμενος*, hieß. Ich wurde diesen Fehler, welcher aus einer mißverstandenen Stelle des *Plinius* entsprungen ist, kaum anmerken, wenn ich ihn nicht auch beim *Meursius* fände (Rhodi lib. I. cap. 14 p. 38). „In eadem, tabula sc., in qua *Jalysus*, *Satyrus* erat, quem dicebant *Anapauomenon*, tibiis tenens“ [„Auf demselben, Gemälde nämlich, auf dem *Jalysus* gemalt war, befand sich auch der *Satyr*, den sie den Ruhenden nannten, mit seiner Flöte.“] Desgleichen bei dem Herrn *Winckelmann* selbst (Von der Nachahm. der Gr. W. in der Mal. und Bildh. S. 56). *Strabo* ist der eigentliche Wahrmann dieses Histörchens mit dem Rebhühne, und dieser unterscheidet den *Jalysus* und den an eine Säule sich lehrenden *Satyr*, auf welcher das Rebhuhn saß, ausdrücklich (Lib. XIV p. 750 Edit. Xyl.). Die Stelle des *Plinius* (Lib. XXXV sect. 36 p. 699) haben *Meursius* und *Richardson* und *Winckelmann* deswegen falsch verstanden, weil sie nicht achtgegeben, daß von zwei verschiedenen Gemälden daselbst die Rede ist. Dem einen, dessenwegen *Demetrius* die Stadt nicht überkam, weil er den Ort nicht angreifen wollte, wo es stand, und dem andern, welches *Protogenes* während dieser Belagerung malte. Jenes war der *Jalysus*, und dieses der *Satyr*.

XII.

Homer bearbeitet eine doppelte Gattung von Wesen und Handlungen: sichtbare und unsichtbare. Diesen Unterschied kann die Malerei nicht angeben, bei ihr ist alles sichtbar und auf einerlei Art sichtbar.

Wenn also der Graf *Caylus* die Gemälde der unsichtbaren Handlungen in unzertrennter Folge mit den sichtbaren fortlaufen läßt; wenn er in den Gemälden der vermischten Handlungen, an welchen sichtbare und unsichtbare Wesen teilnehmen, nicht angibt und vielleicht nicht angeben kann, wie die letztern, welche nur wir, die wir das Gemälde betrachten, darin entdecken sollten, so anzubringen sind, daß die Personen des Gemäldes sie nicht sehen, wenigstens sie nicht notwendig sehen zu müssen scheinen können: so muß notwendig sowohl die ganze Folge als auch manches einzelne Stück dadurch äußerst verwirrt, unbegreiflich und widersprechend werden.

Doch diesem Fehler wäre, mit dem Buche in der Hand, noch endlich abzuheifen. Das Schlimmste dabei ist nur dieses, daß durch die malerische Aufhebung des Unterschiedes der sichtbaren und unsichtbaren Wesen zugleich alle die charakteristischen Züge verloren gehen, durch welche sich diese höhere Gattung über jene geringere erhebet.

Z. B. Wenn endlich die über das Schicksal der Trojaner getheilten Gotter unter sich selbst handgemein werden, so gehet bei dem Dichter¹ dieser ganze Kampf unsichtbar vor, und diese Unsichtbarkeit erlaubt der Einbildungskraft, die Szene zu erweitern, und läßt ihr freies Spiel, sich die Personen der Gotter und ihre Handlungen so groß und über das gemeine Menschliche so weit erhaben zu denken, als sie nur will. Die Malerei aber muß eine sichtbare Szene annehmen, deren verschiedene notwendige Teile der Maßstab für die darauf handelnden Personen werden; ein Maßstab, den das Auge gleich daneben hat, und dessen Unproportion gegen die höhern Wesen, diese höhern Wesen, die bei dem Dichter groß waren, auf der Fläche des Kunstlers ungeheuer macht.

Minerva, auf welche Mars in diesem Kampfe den ersten Angriff waget, tritt zurück und fasset mit mächtiger Hand von dem Boden einen schwarzen, rauhen, großen Stein auf, den vor alten Zeiten vereinigte Mannerhande zum Grenzsteine hingewalzet hatten:

‘*H δ’ ἀναχασσάμενη λίθον εἴλετο χειρὶ παχείῃ,
Κείμενον ἐν πεδίῳ, μέλανα τρηχύν τε μέγαν τε,
Τὸν ὃ’ ἄνδρες πρότεροι θέσαν ἔμμεναι οὐδ’ ὄρον ἀρουργς.*

¹ *Iliad* Φ. v 383 sequ.

[„Doch sie wich und erhob mit nerviger Rechte den Feldstein,
Der dort lag im Gefilde, den dunklen, rauhen und großen,
Aufgestellt zur Grenze der Flur von Mannern der Vorzeit“

J H Voss]

Um die Größe dieses Steins gehörig zu schätzen, erinnere man sich, daß *Homer* seine Helden noch einmal so stark macht als die stärksten Männer seiner Zeit, jene aber von den Männern, wie sie Nestor in seiner Jugend gekannt hatte, noch weit an Stärke übertreffen laßt. Nun frage ich: Wenn Minerva einen Stein, den nicht ein Mann, den Männer aus Nestors Jugendjahren zum Grenzsteine aufgerichtet hatten, wenn Minerva einen solchen Stein gegen den Mars schleidert, von welcher Statur soll die Göttin sein? Soll ihre Statur der Größe des Steins proportioniert sein, so fällt das Wunderbare weg. Ein Mensch, der dreimal größer ist als ich, muß natürlicherweise auch einen dreimal größern Stein schleidern können. Soll aber die Statur der Göttin der Größe des Steins nicht angemessen sein, so entsteht eine anschauliche Unwahrscheinlichkeit in dem Gemälde, deren Anstoßigkeit durch die kalte Überlegung, daß eine Göttin übermenschliche Stärke haben müsse, nicht gehoben wird. Wo ich eine größere Wirkung sehe, will ich auch größere Werkzeuge wahrnehmen.

Und Mars, von diesem gewaltigen Steine niedergeworfen,

Ἑπτα δ' ἐπεσχε πελεθρα — —

„bedeckte sieben Hufen“. Unmöglich kann der Maler dem Gotte diese außerordentliche Größe geben. Gibt er sie ihm aber nicht, so liegt nicht Mars zu Boden, nicht der Homerische Mars, sondern ein gemeiner Krieger.¹

¹ Diesen unsichtbaren Kampf der Götter hat Quintus Calaber in seinem zwölften Buche (v. 158—185) nachgeahmet, mit der nicht undeutlichen Absicht, sein Vorbild zu verbessern. Es scheint nämlich, der Grammatiker habe es unanständig gefunden, daß ein Gott mit einem Steine zu Boden geworfen werde. Er laßt also zwar auch die Götter große Felsenstücke, diese von dem Ida abreißen, gegeneinander schleidern, aber diese Felsen zerschellen an den unsterblichen Gliedern der Götter und stieben wie Sand um sie her.

— — — Οἱ δὲ κολωνας
Χερσιν ἀποβέβησαντες ἀπ' οὐδοῦς Ἰδαιοιο
Βαλλον ἐπ' ἀλλήλους· αἱ δὲ ψαμαθοῖσι ὅμοιαι
ῥεῖα διεσκιδνάντο· θεῶν περὶ δ' ἀσχετα γυναι
ῤῥηγνύμενα δια τῦττα — — —

[„Steine rissen sie vom Fuß des Ida los und schleuderten sie gegeneinander, doch leicht wie Sand zerstoßen diese und zersplitterten an den unwiderstehlichen Gliedern der Götter.“]

Eine Kunstlei, welche die Hauptsache verdirbt. Sie erhöht unsern Begriff von den Körpern der Götter und macht die Waffen, welche sie gegeneinander brauchen, lächerlich. Wenn Götter einander mit Steinen werfen, so müssen diese Steine auch die Götter beschädigen können, oder wir glauben mutwillige Buben zu sehen, die sich mit Erdklößen werfen. So bleibt der alte Homer immer der Weisere, und aller Tadel, mit dem ihn der kalte Kunstrichter belegt, aller Wettstreit, in welchen sich geringere Genies mit ihm einlassen, dienen zu weiter nichts, als seine Weisheit in

Longin sagt, es komme ihm ofters vor, als habe *Homer* seine Menschen zu Göttern erheben und seine Götter zu Menschen herabsetzen wollen. Die Malerei vollföhrt diese Herabsetzung. In ihr verschwindet vollends alles, was bei dem Dichter die Götter noch über die göttlichen Menschen setzt. Große, Starke, Schnelligkeit, wovon *Homer* noch immer einen höhern, wunderbarem Grad für seine Götter in Vorrat hat, als er seinen vorzüglichsten Helden beileget¹, müssen in dem Gemälde auf das gemeine Maß der Menschheit herabsinken, und Jupiter und Agamemnon, Apollo und Achilles, Ajax und Mars werden vollkommen einerlei Wesen, die weiter an nichts als an äußerlichen, verabredeten Merkmalen zu kennen sind.

Das Mittel, dessen sich die Malerei bedient, uns zu verstehen zu

ihr bestes Licht zu setzen. Indes will ich nicht leugnen, daß in der Nachahmung des Quintus nicht auch sehr treffliche Züge vorkommen, und die ihm eigen sind. Doch sind es Züge, die nicht sowohl der bescheidenen Größe des Homers geziemen als dem stürmischen Feuer eines neuern Dichters Ehre machen würden. Daß das Geschrei der Götter, welches hoch bis in den Himmel und tief bis in den Abgrund ertönt, welches den Berg und die Stadt und die Flotte erschüttert, von den Menschen nicht gehöret wird, dunkt mich eine sehr vielbedeutende Wendung zu sein. Das Geschrei war größer, als daß es die kleinen Werkzeuge des menschlichen Gehörs fassen konnten.

¹ In Ansehung der Stärke und Schnelligkeit wird niemand, der den Homer auch nur ein einziges Mal flüchtig durchlaufen hat, dieser Assertion in Abrede sein. Nur dürfte er sich vielleicht der Exempel nicht gleich erinnern, aus welchen es erhellet, daß der Dichter seinen Göttern auch eine körperliche Größe gegeben, die alle natürlichen Maße weit übersteiget. Ich verweise ihn also, außer der angezogenen Stelle von dem zu Boden geworfenen Mars, der sieben Hufen bedeckt, auf den Helm der Minerva (*Κυνην ἑκατον πόλεων περιλεσσ' ἀραρυίαν*, *Iliad E v 744*), unter welchem sich soviel Streiter, als hundert Städte in das Feld zu stellen vermögen, verbergen können, auf die Schritte des Neptunus (*Iliad N v 20*), vornehmlich aber auf die Zeilen aus der Beschreibung des Schildes, wo Mars und Minerva die Truppen der belagerten Stadt anführen (*Iliad Σ v 516—19*).

— — *Ἡρῆς δ' ἀραρυίαν Ἀρης καὶ Πάλλας Ἀθηνῆν*

Ἄμφω χρυσεῖω, χρυσεῖα δὲ εἵματα ἔσθην

Καλὴ καὶ μεγαλὴ σὺν τεύχεσιν, ὥς τε θεὸς περ,

Ἄμφις ἀριζήλω λαοὶ δ' ὑπολιζόνες ἦσαν.

[„Jen“ enteilen, von Ares geföhrt und Pallas Athene,

Beide sie waren von Gold und in goldene Kleider gehüllet,

Beide schön in den Waffen und groß wie unsterbliche Götter,

Weit umher vorstrahlend, denn kleiner an Wuchs war die Heerschar “

J H Voß]

Selbst Ausleger des Homers, alte sowohl als neue, scheinen sich nicht allezeit dieser wunderbaren Statur seiner Götter genugsam erinnert zu haben, welches aus den hundertnden Erklärungen abzunehmen, die sie über den großen Helm der Minerva geben zu müssen glauben (S die Clarkisch-Ernestische Ausgabe des Homers in der angezogenen Stelle). Man verliert aber von der Seite des Erhabenen unendlich viel, wenn man sich die Homerischen Götter nur immer in der gewöhnlichen Größe denkt, in welcher man sie in Gesellschaft der Sterblichen auf der Leinwand zu sehen verwöhnet wird. Ist es indes schon nicht der Malerei vergönnet, sie in diesen übersteigenden Dimensionen darzustellen, so darf es doch die Bildhauerei gewissermaßen tun, und ich bin überzeugt, daß die alten Meister, so wie die Bildung der Götter überhaupt, also auch das Kolossalische, das sie öfters ihren Statuen erteilten, aus dem Homer entlehnet haben (Herodot lib II p 130 Edit Wessell). Verschiedene Anmerkungen über dieses Kolossalische insbesondere, und warum es in der Bildhauerei von so großer, in der Malerei aber von gar keiner Wirkung ist, verspare ich auf einen andern Ort.

geben, daß in ihren Kompositionen dieses oder jenes als unsichtbar betrachtet werden müsse, ist eine dünne Wolke, in welche sie es von der Seite der mithandelnden Personen einhüllt. Diese Wolke scheint aus dem *Homer* selbst entlehnt zu sein. Denn wenn im Getummel der Schlacht einer von den wichtigern Helden in Gefahr kommt, aus der ihn keine andere als göttliche Macht retten kann, so läßt der Dichter ihn von der schützenden Gottheit in einen dicken Nebel oder in Nacht verhüllen und so davonfahren, als den Paris von der Venus¹, den Idäus vom Neptun², den Hektor vom Apollo³. Und diesen Nebel, diese Wolke wird *Caylus* nie vergessen dem Künstler bestens zu empfehlen, wenn er ihm die Gemälde von dergleichen Begebenheiten vorzeichnet. Wer sieht aber nicht, daß bei dem Dichter das Einhüllen in Nebel und Nacht weiter nichts als eine poetische Redensart für „unsichtbar machen“ sein soll? Es hat mich daher jederzeit befremdet, diesen poetischen Ausdruck realisiert und eine wirkliche Wolke in dem Gemälde angebracht zu finden, hinter welcher der Held wie hinter einer spanischen Wand vor seinem Feinde verborgen steht. Das war nicht die Meinung des Dichters. Das heißt aus den Grenzen der Malerei herausgehen; denn diese Wolke ist hier eine wahre Hieroglyphe, ein bloßes symbolisches Zeichen, das den befreiten Held nicht unsichtbar macht, sondern den Betrachtern zuruft. Ihr müßt ihn euch als unsichtbar vorstellen! Sie ist hier nichts besser als die beschriebenen Zettelchen, die auf alten gotischen Gemälden den Personen aus dem Munde gehen.

Es ist wahr, *Homer* läßt den Achilles, indem ihm Apollo den Hektor entrückte, noch dreimal nach dem ducken Nebel mit der Lanze stoßen: *τρίς δ' ἥσθα τυψε βαθεῖαν*.⁴ Allein auch das heißt in der Sprache des Dichters weiter nichts, als daß Achilles so wutend gewesen, daß er noch dreimal gestoßen, ehe er es gemerkt, daß er seinen Feind nicht mehr vor sich habe. Keinen wirklichen Nebel sahe Achilles nicht, und das ganze Kunststück, womit die Gotter unsichtbar machten, bestand auch nicht in dem Nebel, sondern in der schnellen Entrückung. Nur um zugleich mit anzuzeigen, daß die Entrückung so schnell geschehen, daß kein menschliches Auge dem entrückten Körper nachfolgen konnten, hüllet ihn der Dichter vorher in Nebel ein; nicht weil man anstatt des entrückten Körpers einen Nebel gesehen, sondern weil wir das, was in einem Nebel ist, als nicht sichtbar denken. Daher kehrt er es auch bisweilen um und läßt, anstatt das Objekt unsichtbar zu

¹ *Iliad* Γ v 381.

² *Iliad* Ε v 23.

³ *Iliad* Υ v 444.

⁴ *Iliad* Υ v. 446.

machen, das Subjekt mit Blindheit geschlagen werden. So verfinstert Neptun die Augen des Achilles, wenn er den Aeneas aus seinen mordenschen Händen errettet, den er mit einem Rucke mitten aus dem Gewühle auf einmal in das Hintertiefen versetzt ¹ In der Tat aber sind des Achilles Augen hier ebensowenig verfinstert, als dort die ent-rückten Helden in Nebel gehullet; sondern der Dichter setzt das eine und das andere nur bloß hinzu, um die äußerste Schnelligkeit der Ent-rückung, welche wir das Verschwinden nennen, dadurch sinnlicher zu machen.

Den Homerischen Nebel aber haben sich die Maler nicht bloß in den Fällen zu eigen gemacht, wo ihn *Homer* selbst gebraucht hat oder gebraucht haben wurde bei Unsichtbarwerdungen, bei Verschwin-dungen, sondern überall, wo der Betrachter etwas in dem Gemalde erkennen soll, was die Personen des Gemäldes entweder alle oder zum Teil nicht erkennen Minerva ward dem Achilles nur allein sichtbar, als sie ihn zuruckhielt, sich mit Tätigkeiten gegen den Agamemnon zu vergehen. Dieses auszudrücken, sagt *Caylus*, weiß ich keinen andern Rat, als daß man sie von der Seite der übrigen Ratsversammlung in eine Wolke verhullet. Ganz wider den Geist des Dichters Unsichtbar sein ist der natürliche Zustand seiner Gotter; es bedarf keiner Blendung, keiner Abschneidung der Lichtstrahlen, daß sie nicht gesehen werden²; sondern es bedarf einer Erleuchtung, einer Erhöhung des

¹ *Iliad* V v 321

² Zwar läßt *Homer* auch Gottheiten sich dann und wann in eine Wolke hüllen, aber nur alsdann, wenn sie von andern Gottheiten nicht wollen gesehen werden Z E *Iliad* E. v 282, wo Juno und der Schlaf *ἤρεα ἐσσαμῆναι* [„eingehüllt in Nebel“] sich nach dem *Ida* verfügen, war es der schlauen Göttin höchste Sorge, von der *Venus* nicht entdeckt zu werden, die ihr nur unter dem Vorwande einer ganz andern Reise ihren Gürtel geliehen hatte In eben dem Buche (v 344) muß eine glühende Wolke den wollusttrunkenen *Jupiter* mit seiner Gemahlin umgeben, um ihren zuch-tigen Weigerungen abzuhelpen

Πως κ' εἶ, εἰ τις νῶϊ θεῶν αἰεγενεταῶν
Εὔδοντ' ἄθρησαι, — — —

[„O wie wär's, wenn uns einer der ewigwährenden Götter

Beid' im Schlummer erblickt“]

J H Voß]

Sie fürchte sich nicht, von den Menschen gesehen zu werden, sondern von den Göttern Und wenn schon *Homer* den *Jupiter* einige Zeilen darauf sagen läßt

Ἥρη, μήτε θεῶν τογὲ δειδιδί, μήτε τιν' ἀνδρῶν

ὄψεσθαι τοιον τοι ἔγω νεφὸς ἀμφικαλύψω

Χρυσέον —

[„Here, weder ein Gott, vertraue mir, weder ein Mensch auch

Wird uns schaun, denn ein solches Gewölk umhüll' ich dir ringstüm,
Strahlend von Gold.“]

J H Voß]

so folgt doch daraus nicht, daß sie erst diese Wolke vor den Augen der Menschen würde verborgen haben, sondern es will nur so viel, daß sie in dieser Wolke eben so unsichtbar den Göttern werden solle, als sie es nur immer den Menschen sei. So auch, wenn *Minerva* sich den Helm des *Pluto* aufsetzt (*Iliad* E v 845), welches mit dem Verhüllen in eine Wolke einerlei Wirkung hatte, geschieht es nicht, um von den Trojanern nicht gesehen zu werden, die sie entweder gar nicht oder unter der Gestalt des *Sthenelus* erblicken, sondern lediglich, damit sie *Mars* nicht erkennen möge

sterblichen Gesichts, wenn sie gesehen werden sollen. Nicht genug also, daß die Wolke ein willkürliches und kein natürliches Zeichen bei den Malern ist: dieses willkürliche Zeichen hat auch nicht einmal die bestimmte Deutlichkeit, die es als ein solches haben konnte; denn sie brauchen es ebensowohl, um das Sichtbare unsichtbar, als um das Unsichtbare sichtbar zu machen.

XIII.

Wenn Homers Werke gänzlich verloren waren, wenn wir von seiner „Ilias“ und „Odyssee“ nichts übrig hatten als eine ähnliche Folge von Gemalden, dergleichen *Caylus* daraus vorgeschlagen wurden: wir wohl aus diesen Gemalden – sie sollen von der Hand des vollkommensten Meisters sein –, ich will nicht sagen von dem ganzen Dichter, sondern bloß von seinem malerischen Talente uns den Begriff bilden können, den wir jetzt von ihm haben?

Man mache einen Versuch mit dem ersten dem besten Stücke. Es sei das Gemälde der Pest.¹ Was erblicken wir auf der Fläche des Künstlers? Tote Leichname, brennende Scheiterhaufen, Sterbende mit Gestorbenen beschaffugt, den erzürnten Gott auf einer Wolke seine Pfeile abdruckend. Der größte Reichtum dieses Gemäldes ist Armut des Dichters. Denn sollte man den *Homer* aus diesem Gemälde wieder herstellen, was konnte man ihn sagen lassen? „Hierauf ergrimmete Apollo und schoß seine Pfeile unter das Heere der Griechen. Viele Griechen starben, und ihre Leichname wurden verbrannt.“ Nun lese man den *Homer* selbst:

Βῆ δὲ κατ' Ὀλύμπου καρήνων χωόμενος κῆρ,
 Τόξ' ὁμοῖσιν ἔχων, ἀμφηρεφεα τε φαρετρεν.
 Ἐκλαγξαν δ' αἶ' οἵστοι ἐπ' ὤμων χωόμενοι,
 Αὐτοῦ κινήθεντος· ὁ δ' ἦϊε νυκτὶ εἰοικώς.
 Ἐξείτ' ἐπειτ' ἀπαενθε νεων, μετὰ δ' ἰὼν ἔηκε.
 Δεινὴ δὲ κλαγγὴ γενετ' ἀργυροῖο βιοῖο.
 Οὐραίας μὲν πρῶτον ἐπώχετο καὶ κυναῖς ἀργούς·
 Αὐτὰρ ἐπειτ' αὐτοῖσι βέλος ἔχευεν κες ἐφριεῖς
 Βαλλ'· αἰεὶ δὲ πυρραὶ νεκρῶν καιοντο θαμνῶν.

[„Schnell von den Höhen des Olympos
 enteilet' er zurnenden Herzens,
 Auf der Schulter den Bogen und rings-
 verschlossenen Kocher.

Laut erschollen die Pfeile zugleich an
 des Zurnenden Schulter,

¹ *Iliad* A. v. 44–53. Tableaux tirés de l'Iliade p. 7.

Als er einher sich bewegt'; er wandelte
 duster wie Nachtgraun,
 Setzte sich drauf von den Schiffen ent-
 fernt und schnellte den Pfeil ab,
 Und ein schrecklicher Klang entscholl
 dem silbernen Bogen.
 Nur Maultier' erlegt er zuerst und
 hurtige Hunde.
 Doch nun gegen sie selbst das herbe
 Geschoß hinwendend,
 Traf er, und rastlos brannten die
 Totenfeuer in Menge.“

J. H. Voß]

So weit das Leben über das Gemälde ist, so weit ist der Dichter hier über den Maler Ergrimmt, mit Bogen und Kocher, steigt Apollo von den Zinnen des Olympus Ich sehe ihn nicht allein herabsteigen, ich höre ihn Mit jedem Schritte erklingen die Pfeile um die Schultern des Zornigen Er geht einher gleich der Nacht. Nun sitzt er gegen den Schiffen über und schneller – furchterlich erklingt der silberne Bogen – den ersten Pfeil auf die Maultiere und Hunde Sodann faßt er mit dem giftigern Pfeile die Menschen selbst, und überall lodern unaufhörlich Holzstöße mit Leichnamen. – Es ist unmöglich, die musikalische Malerei, welche die Worte des Dichters mit hören lassen, in eine andere Sprache überzutragen Es ist eben so unmöglich, sie aus dem materiellen Gemälde zu vermuten, ob sie schon nur der aller-kleinste Vorzug ist, den das poetische Gemälde vor selbigem hat. Der Hauptvorzug ist dieser, daß uns der Dichter zu dem, was das materielle Gemälde aus ihm zeigt, durch eine ganze Galerie von Gemälden führt

Aber vielleicht ist die Pest kein vorteilhafter Vorwurf für die Malerei. Hier ist ein anderer, der mehr Reize für das Auge hat. Die ratpflegenden, trinkenden Gotter¹ Ein goldner offener Palast, willkürliche Gruppen der schönsten und verehrungswürdigsten Gestalten, den Pokal in der Hand, von Heben, der ewigen Jugend, bedient. Welche Architektur, welche Massen von Licht und Schatten, welche Kontraste, welche Mannigfaltigkeit des Ausdruckes! Wo fange ich an, wo höre ich auf, mein Auge zu weiden? Wann mich der Maler so bezaubert, wie vielmehr wird es der Dichter tun! Ich schlage ihn auf, und ich finde – mich betrogen. Ich finde vier gute plane Zeilen, die zur Unterschrift eines Gemaldes dienen können, in welchen der Stoff zu einem Gemälde liegt, aber die selbst keine Gemälde sind:

¹ *Iliad* 4 v.1–4 Tableaux tirés de l'*Iliade* p 30.

Οἱ δὲ θεοὶ παρ' Ἰνῆ καθήμενοι ἡγορώωντο
 Χρυσέῳ ἐν δαπέδῳ, μετὰ δὲ σφίσι ποτνια Ἥβη
 Νεκτάρ ἐφνοχοῖ· τοὶ δὲ χρυσεοῖς δεπασσοῖ
 Δειδεχάτ' ἀλλήλους, Τρώων πόλιν εἰσορώωντες.

[„Aber die Gotter um Zeus ratschlageten all' in Versammlung,
 Sitzend auf goldener Flur, sie durchging die treffliche Hebe,
 Nektar umher einschenkend, und jen' aus goldenen Bechern
 Tranken sich zu einander und schaueten nieder auf Troja “

J. H. Voss]

Das würde ein *Apollonius*, oder ein noch mittelmaßigerer Dichter, nicht schlechter gesagt haben, und *Homer* bleibt hier eben so weit unter dem Maler, als der Maler dort unter ihm blieb

Noch dazu findet *Caylus* in dem ganzen vierten Buche der *Ilias* sonst kein einziges Gemälde als nur eben in diesen vier Zeilen. „So sehr sich“, sagt er, „das vierte Buch durch die mannigfaltigen Ermunterungen zum Angriffe, durch die Fruchtbarkeit glänzender und abstechender Charaktere und durch die Kunst ausnimmt, mit welcher uns der Dichter die Menge, die er in Bewegung setzen will, zeigt, so ist es doch für die Malerei gänzlich unbrauchbar.“ Er hatte dazu setzen können: so reich es auch sonst an dem ist, was man poetische Gemälde nennen. Denn wahrlich, es kommen derer in dem vierten Buche so häufige und so vollkommene vor, als nur in irgend einem andern. Wo ist ein ausgeführteres, tauschenderes Gemälde, als das vom Pandarus ist, wie er auf Anreizen der Minerva den Waffenstillstand bricht und seinen Pfeil auf den Menelaus losdruckt? als das von dem Anrücken des griechischen Heeres? als das von dem beiderseitigen Angriffe? als das von der Tat des Ulysses, durch die er den Tod seines Leukus rächet?

Was folgt aber hieraus, daß nicht wenige der schönsten Gemälde des *Homers* keine Gemälde für den Artisten geben? daß der Artist Gemälde aus ihm ziehen kann, wo er selbst keine hat? daß die, welche er hat und der Artist gebrauchen kann, nur sehr armselige Gemälde sein wurden, wenn sie nicht mehr zeigten, als der Artist zeigt? Was sonst als die Verneinung meiner obigen Frage? Daß aus den materiellen Gemälden, zu welchen die Gedichte des *Homers* Stoff geben, wann ihrer auch noch so viele, wann sie auch noch so vortrefflich wären, sich dennoch auf das malerische Talent des Dichters nichts schließen läßt.

XIV.

Ist dem aber so, und kann ein Gedicht sehr ergiebig für den Maler, dennoch aber selbst nicht malerisch, hinwiederum ein anderes sehr

malerisch und dennoch nicht ergiebig für den Maler sein: so ist es auch um den Einfall des Grafen *Caylus* getan, welcher die Brauchbarkeit für den Maler zum Probiersteine der Dichter machen und ihre Rangordnung nach der Anzahl der Gemälde, die sie dem Artisten darboten, bestimmen wollen¹

Fern sei es, diesem Einfalle auch nur durch unser Stillschweigen das Ansehen einer Regel gewinnen zu lassen. *Milton* wurde als das erste unschuldige Opfer derselben fallen. Denn es scheint wirklich, daß das verachtliche Urteil, welches *Caylus* über ihn spricht, nicht sowohl Nationalgeschmack als eine Folge seiner vermeinten Regel gewesen. Der Verlust des Gesichts, sagt er, mag wohl die größte Ähnlichkeit sein, die *Milton* mit dem *Homer* gehabt hat. Freilich kann *Milton* keine Galerien füllen. Aber mußte, solange ich das leibliche Auge hatte, die Sphäre desselben auch die Sphäre meines innern Auges sein, so wurde ich, um von dieser Einschränkung frei zu werden, einen großen Wert auf den Verlust des erstern legen.

„Das verlorne Paradies“ ist darum nicht weniger die erste Epöee nach dem *Homer*, weil es wenig Gemälde liefert, als die Leidensgeschichte Christi deswegen ein Poem ist, weil man kaum den Kopf einer Nadel in sie setzen kann, ohne auf eine Stelle zu treffen, die nicht eine Menge der größten Artisten beschäftigt hatte. Die Evangelisten erzählen das Faktum mit aller möglichen trockenen Einfalt, und der Artist nutzt die mannigfaltigen Teile desselben, ohne daß sie ihrerseits den geringsten Funken von malerischem Genie dabei gezeigt haben. Es gibt malbare und unmalbare Fakta, und der Geschichtschreiber kann die malbarsten ebenso unmalerisch erzählen, als der Dichter die unmalbarsten malerisch darzustellen vermögend ist.

Man läßt sich bloß von der Zweideutigkeit des Wortes verführen, wenn man die Sache anders nimmt. Ein poetisches Gemälde ist nicht notwendig das, was in ein materielles Gemälde zu verwandeln ist, sondern jeder Zug, jede Verbindung mehrerer Züge, durch die uns der Dichter seinen Gegenstand so sinnlich macht, daß wir uns dieses Gegenstandes deutlicher bewußt werden als seiner Worte, heißt malerisch, heißt ein Gemälde, weil es uns dem Grade der Illusion näher bringt, dessen das materielle Gemälde besonders fähig ist, der sich

¹ Tableaux tirés de l'Iliade, Avert p V „On est toujours convenu, que plus un poëme fournissait d'images et d'actions, plus il avoit de supériorité en poésie Cette réflexion m'avait conduit à penser que le calcul des différens tableaux, qu'offrent les poëmes, pouvait servir à comparer le mérite respectif des poëmes et des poëtes Le nombre et le genre des tableaux que présentent ces grands ouvrages, auraient été une espèce de pierre de touche, ou plutôt une balance certaine du mérite de ces poëmes et du génie de leurs auteurs “

von dem materiellen Gemälde am ersten und leichtesten abstrahieren lassen.¹

XV.

Nun kann der Dichter zu diesem Grade der Illusion, wie die Erfahrung zeigt, auch die Vorstellungen anderer als sichtbarer Gegenstände erheben. Folglich müssen notwendig dem Artisten ganze Klassen von Gemälden abgehen, die der Dichter vor ihm voraus hat. Drydens Ode auf den Cacilienstag ist voller musikalischer Gemälde, die den Pinsel mußig lassen. Doch ich will mich in dergleichen Exempel nicht verlieren, aus welchen man am Ende doch wohl nicht viel mehr lernet, als daß die Farben keine Töne und die Ohren keine Augen sind.

Ich will bei den Gemälden bloß sichtbarer Gegenstände stehen bleiben, die dem Dichter und Maler gemein sind. Woran liegt es, daß manche poetische Gemälde von dieser Art für den Maler unbrauchbar sind und hinwiederum manche eigentliche Gemälde unter der Behandlung des Dichters den größten Teil ihrer Wirkung verlieren?

Exempel mögen mich leiten. Ich wiederhole es: das Gemälde des Pandarus im vierten Buche der Ilias ist eines von den ausgeführtesten, tausendsten im ganzen Homer. Von dem Ergreifen des Bogens bis zu dem Fluge des Pfeiles ist jeder Augenblick gemalt, und alle diese Augenblicke sind so nahe und doch so unterschieden angenommen, daß, wenn man nicht wußte, wie mit dem Bogen umzugehen war, man es aus diesem Gemälde allein lernen konnte.¹ Pandarus zieht seinen

¹ Was wir poetische Gemälde nennen, nannten die Alten Phantasien, wie man sich aus dem Longin erinnern wird. Und was wir die Illusion, das Täuschende dieser Gemälde heißen, hieß bei ihnen die Enargie. Daher hatte einer, wie Plutarchus meldet (Erot. II Edit. Henr. Steph. p. 1351), gesagt: „Die poetischen Phantasien wären wegen ihrer Enargie Träume der Wachenden.“ (*Αἱ ποιητικαὶ φαντασίαι διὰ τὴν ἐναργεῖαν ἐγρηγοροῦσιν ἐνυπνία εἶσιν*). Ich wünschte sehr, die neuern Lehrbücher der Dichtkunst hätten sich dieser Benennung bedienen und des Worts Gemälde gänzlich enthalten wollen. Sie würden uns eine Menge halbwarer Regeln erspart haben, deren vornehmster Grund die Übereinstimmung eines willkürlichen Namens ist. Poetische Phantasien wurde kein Mensch so leicht den Schranken eines materiellen Gemäldes unterworfen haben, aber sobald man die Phantasien poetische Gemälde nannte, so war der Grund zur Verführung gelegt.

¹ Iliad. 4 v. 105.

Ἀντικ' ἔσσυλα τοξὸν ἐξῆoon — — — —
 Καὶ το μὲν εὖ κατεθῆκε ταυνοσσεμενος, ποτὶ γαίῃ
 Ἀγκλῦνας — — — — —
 Ἀνταρ δ' οὐλα πωμα φαρετρῆς· ἐκ δ' ἔλετ' ἰον
 Ἀβλήτα, πτεροεντα, μελαινων ἐρμ' ὀδυνων,
 Αἴψα δ' ἐπὶ νευρῇ κατεκοσμεῖ πικρον δίστον — —
 Ἐλκε δ' ὁμοῦ γλυφίδας τε λαβὼν καὶ νεῦρα βοεῖα.
 Νευρὴν μὲν μαζῶ πελασεν, τοξῶ δε σιδηρον.
 Ἀνταρ ἐπειδὴ κυκλωτορες μεγά τοξὸν ἔτεινε,
 Λιγέε βιος, νευρῇ δε μεγ' ἴαχεν, ἄλτο δ' οἶστος
 Ὀξυβελῆς, καθ' ὁμίλον ἐπιπτεσθαι μενεαινων

Bogen hervor, legt die Senne an, öffnet den Kocher, wahlet einen noch ungebrauchten wohlbediederten Pfeil, setzt den Pfeil an die Senne, zieht die Senne mitsamt dem Pfeile unten an dem Einschnitte zurück, die Senne nahet sich der Brust, die eiserne Spitze des Pfeiles dem Bogen, der große gerundete Bogen schlägt tonend auseinander, die Senne schwirret, ab sprang der Pfeil, und gierig fliegt er nach seinem Ziele.

Übersehen kann *Caylus* dieses vortreffliche Gemälde nicht haben. Was fand er also darin, warum er es für unfähig achtete, seinen Artisten zu beschäftigen? Und was war es, warum ihm die Versammlung der ratpflegenden, zechenden Gotter zu dieser Absicht tauglicher dunkelte? Hier sowohl als dort sind sichtbare Vorwürfe, und was braucht der Maler mehr als sichtbare Vorwürfe, um seine Fläche zu füllen?

Der Knoten muß dieser sein: Obschon beide Vorwürfe als sichtbar der eigentlichen Malerei gleich fähig sind, so findet sich doch dieser wesentliche Unterschied unter ihnen, daß jener eine sichtbare fortschreitende Handlung ist, deren verschiedene Teile sich nach und nach, in der Folge der Zeit, ereignen, dieser hingegen eine sichtbare stehende Handlung, deren verschiedene Teile sich nebeneinander im Raume entwickeln. Wenn nun aber die Malerei vermöge ihrer Zeichen oder der Mittel ihrer Nachahmung, die sie nur im Raume verbinden kann, der Zeit ganzlich entsagen muß, so können fortschreitende Handlungen, als fortschreitend, unter ihre Gegenstände nicht gehören, sondern sie muß sich mit Handlungen nebeneinander oder mit bloßen Körpern, die durch ihre Stellungen eine Handlung vermuten lassen, begnügen. Die Poesie hingegen —

XVI.

Doch ich will versuchen, die Sache aus ihren ersten Gründen herzuweisen.

Ich schließe so Wenn es wahr ist, daß die Malerei zu ihren Nachahmungen ganz andere Mittel oder Zeichen gebraucht als die Poesie, jene nämlich Figuren und Farben in dem Raume, diese aber artikulierte Töne in der Zeit, wenn unstreitig die Zeichen ein bequemes Ver-

[„Schnell entblößt' er den Bogen ..
Diesen nun stellt' er geschickt, nachdem er ihn spannt', auf die Erde
Angelehnt
Jetzt des Kochers Deckel eröffnet' er, wählet den Pfeil dann,
Ungeschnellt und gefiedert, den Urquell dunkeler Qualen.
Eilend ordnet' er nun das herbe Geschoß auf der Senne
Fassend dann zog er die Kerbe zugleich und die Nerve des Rindes,
Daß die Senne der Brust annah' und das Eisen dem Bogen
Als er nunmehr kreisförmig den mächtigen Bogen gekrummet,
Schwirrte das Horn und tonte die Senn' und sprang das Geschoß hin,
Scharfgespißt, in den Haufen hineinzufiegen verlangend“

J H Voß]

hältnis zu dem Bezeichneten haben müssen: so können nebeneinander-geordnete Zeichen auch nur Gegenstände, die nebeneinander oder deren Teile nebeneinander existieren, aufeinanderfolgende Zeichen aber auch nur Gegenstände ausdrücken, die aufeinander oder deren Teile aufeinander folgen

Gegenstände, die nebeneinander oder deren Teile nebeneinander existieren, heißen Körper. Folglich sind Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften die eigentlichen Gegenstände der Malerei.

Gegenstände, die aufeinander oder deren Teile aufeinanderfolgen, heißen überhaupt Handlungen. Folglich sind Handlungen der eigentliche Gegenstand der Poesie

Doch alle Körper existieren nicht allein in dem Raume, sondern auch in der Zeit. Sie dauern fort und können in jedem Augenblicke ihrer Dauer anders erscheinen und in anderer Verbindung stehen. Jede dieser augenblicklichen Erscheinungen und Verbindungen ist die Wirkung einer vorübergehenden und kann die Ursache einer folgenden und sonach gleichsam das Zentrum einer Handlung sein. Folglich kann die Malerei auch Handlungen nachahmen, aber nur andeutungsweise durch Körper.

Auf der andern Seite können Handlungen nicht für sich selbst bestehen, sondern müssen gewissen Wesen anhängen. Insofern nun diese Wesen Körper sind oder als Körper betrachtet werden, schildert die Poesie auch Körper, aber nur andeutungsweise durch Handlungen.

Die Malerei kann in ihren koexistierenden Kompositionen nur einen einzigen Augenblick der Handlung nutzen und muß daher den prägnantesten wählen, aus welchem das Vorhergehende und Folgende am begreiflichsten wird

Ebenso kann auch die Poesie in ihren fortschreitenden Nachahmungen nur eine einzige Eigenschaft der Körper nutzen und muß daher diejenige wählen, welche das sinnlichste Bild des Körpers von der Seite erwecket, von welcher sie ihn braucht.

Hieraus fließt die Regel von der Einheit der malerischen Beiwörter und der Sparsamkeit in den Schilderungen körperlicher Gegenstände.

Ich würde in diese trockene Schlußkette weniger Vertrauen setzen, wenn ich sie nicht durch die Praxis des *Homers* vollkommen bestaunget fände, oder wenn es nicht vielmehr die Praxis des *Homers* selbst wäre, die mich darauf gebracht hatte. Nur aus diesen Grundsätzen läßt sich die große Manier des Griechen bestimmen und erklären sowie der entgegengesetzten Manier so vieler neuern Dichter ihr Recht erteilen, die in einem Stücke mit dem Maler wetterfeiern wollen, in welchem sie notwendig von ihm überwunden werden müssen.

Ich finde, *Homer* malet nichts als fortschreitende Handlungen, und alle Körper, alle einzelne Dinge malet er nur durch ihren Anteil an diesen Handlungen, gemeiniglich nur mit einem Zuge. Was Wunder also, daß der Maler da, wo *Homer* malet, wenig oder nichts für sich zu tun siehet, und daß seine Ernte nur da ist, wo die Geschichte eine Menge schöner Körper in schönen Stellungen in einem der Kunst vorteilhaftem Raume zusammenbringt, der Dichter selbst mag diese Körper, diese Stellungen, diesen Raum so wenig malen, als er will? Man gehe die ganze Folge der Gemalde, wie sie *Caylus* aus ihm vorschlagt, Stück vor Stück durch, und man wird in jedem den Beweis von dieser Anmerkung finden.

Ich lasse also hier den Grafen, der den Farbenstein des Malers zum Probiesteine des Dichters machen will, um die Manier des *Homers* näher zu erklären.

Für ein Ding, sage ich, hat *Homer* gemeiniglich nur einen Zug. Ein Schiff ist ihm bald das schwarze Schiff, bald das hohle Schiff, bald das schnelle Schiff, höchstens das wohlberuderte schwarze Schiff. Weiter laßt er sich in die Malerei des Schiffes nicht ein. Aber wohl das Schifffen, das Abfahren, das Anlanden des Schiffes macht er zu einem ausführlichen Gemalde, zu einem Gemalde, aus welchem der Maler fünf, sechs besondere Gemalde machen mußte, wenn er es ganz auf seine Leinwand bringen wollte.

Zwingen den *Homer* ja besondere Umstände, unsern Blick auf einen einzeln körperlichen Gegenstand länger zu heften, so wird demohngeachtet kein Gemalde daraus, dem der Maler mit dem Pinsel folgen konnte; sondern er weiß durch unzählige Kunstgriffe diesen einzeln Gegenstand in eine Folge von Augenblicken zu setzen, in deren jedem er anders erscheint, und in deren letztem ihn der Maler erwarten muß, um uns entstanden zu zeigen, was wir bei dem Dichter entstehen sehen. Z. E. Will *Homer* uns den Wagen der Juno sehen lassen, so muß ihn Hebe vor unsern Augen Stück vor Stück zusammensetzen. Wir sehen die Räder, die Achsen, den Sitz, die Deichsel und Riemen und Stränge, nicht sowohl wie es beisammen ist, als wie es unter den Händen der Hebe zusammenkommt. Auf die Räder allein verwendet der Dichter mehr als einen Zug und weiset uns die ehernen acht Speichen, die goldenen Felgen, die Schienen von Erz, die silberne Nabe, alles insbesondere. Man sollte sagen: da der Rader mehr als eines war, so mußte in der Beschreibung ebensoviel Zeit mehr auf sie gehen, als ihre besondere Anlegung deren in der Natur selbst mehr erforderte.¹

¹ *Iliad. E. v. 722—31.*

Ἥβη δ' ἄμφ' ὄχεσσι θοῶς βάλε καμπύλα κυκλά,
 Χαλκῆα ὀκτακνήμη, σιδηρεῶ ἄξονι ἄμφις.
 Τῶν ἦτοι χρύση ἵνυς ἀφθίτος, αὐτὰρ ὑπερθεῖν
 Χαλκῆ' ἐπισσώτρα, προσσρηροτα, θαῦμα ἰδεσθαι
 Πλημναι δ' ἀργυρον εἰσι περιδρομοὶ ἀμφοτέρωθεν
 Διφρὸς δὲ χρύσεισι καὶ ἀργυροῖσιν ἵμασιν
 Ἐντεταται δοῖαι δὲ περιδρομοὶ ἀντὶ γέρας εἰσι·
 Τὸν δ' ἐξ ἀργυρέος ὄνυμος πέλεν' αὐτὰρ ἐπ' ἀκρῶ
 Δίησε χρύσειον καλὸν ζυγόν, ἐν δὲ λεπαδνα
 Καλ' ἔβαλε, χρύσεια. — — —

[„Hebe fugt' um den Wagen alsbald die gerundeten Räder,
 Eherne, mit acht Speichen umher an die eiserne Achse.
 Gold ist ihnen der Kranz, unalterndes, aber umher sind
 Eherne Schienen gelegt, anpassende, Wunder dem Anblick.
 Silbernen glänzen die Naben in schonumlaufender Rundung
 Dann in goldenen Riemen und silbernen schwebet der Sessel
 Ausgespannt und umringt mit zwei umlaufenden Randern
 Vornhin streckt aus Silber die Deichsel sich, aber am Ende
 Band sie das goldene Joch, das prangende, dem sie die Seile,
 Schon und golden, umschlang“ J. H. Voss]

Will uns *Homer* zeigen, wie Agamemnon bekleidet gewesen, so muß sich der König vor unsern Augen seine vollige Kleidung Stück vor Stück umtun, das weiche Unterkleid, den großen Mantel, die schönen Halbstiefeln, den Degen, und so ist er fertig und ergreift das Zepter. Wir sehen die Kleider, indem der Dichter die Handlung des Bekleidens malet, ein anderer wurde die Kleider bis auf die geringste Franze gemalet haben, und von der Handlung hätten wir nichts zu sehen bekommen¹

— — — Μαλακὸν δ' ἐνδυνε χιτῶνα,
 Καλόν, νηγατεόν, περὶ δ' αὖ μέγα βάλλετο φάρος.
 Ποσσὶ δ' ὑπαὶ λιπαροῖσιν ἐδήσαντο καλά πεδίλα.
 Ἀμφὶ δ' ἄρ' ὁμοῖσιν βάλετο ξίφος ἀργυροχολόν,
 Εἵλετο δὲ σκηπτρον πατρώϊον, ἀφθίτον αἶεϊ.

[„... und zog das weiche Gewand an,
 Sauber und neugewirkt, und warf den Mantel darüber;
 Unter die glänzenden Fuß' auch band er sich stattliche Sohlen,
 Hangte sodann um die Schulter das Schwert voll silberner Buckeln,
 Nahm auch den Herrscherstab, den ererbten, ewiger Dauer“ J. H. Voss]

¹ *Ilia*d B v 43—47.

Und wenn wir von diesem Zepter, welches hier bloß das väterliche, unvergängliche Zepter heißt, so wie ein ähnliches ihm an einem andern Orte bloß χρυσεῖαις ῥήλοις πεπασμενον. „das mit goldenen Stufen beschlagene Zepter“ ist, wenn wir, sage ich, von diesem wichtigen Zepter ein vollständigeres, genaueres Bild haben sollen: was tut sodann *Homer*? Malt er uns außer den goldenen Nageln nun auch das Holz, den geschnitzten Kopf? Ja, wenn die Beschreibung in eine Heraldik sollte, damit einmal in den folgenden Zeiten ein anderes genau darnach gemacht werden könne. Und doch bin ich gewiß, daß mancher neuere Dichter eine solche Wappenkonigsbeschreibung daraus wurde gemacht haben, in der treuherzigen Meinung, daß er wirklich selber gemalt habe, weil der Maler ihm nachmalen kann. Was bekümmert sich aber *Homer*, wie weit er den Maler hinter sich laßt? Statt einer Abbildung gibt er uns die Geschichte des Zepters. erst ist es unter der Arbeit des Vulkans; nun glänzt es in den Händen des Jupiters; nun bemerkt es die Würde Merkurs, nun ist es der Kommandostab des kriegerischen Pelops, nun der Hirtenstab des friedlichen Atreus, usw.

— Σκηπτρον ἔχων· το μὲν Ἥφαιστος καμὲ τευχῶν.
 Ἥφαιστος μὲν ὤκνε Διὶ Κρονίῳ ἀνακτὶ
 Αὐτὰρ ἄρα Ζεὺς ὤκνε διακτορῷ Ἀργεῖφοντῃ.
 Ἑρμείας δὲ ἀναξ ὤκνε Πέλοπι πληξίππῳ
 Αὐτὰρ ὁ αὖτε Πέλοπ' ὤκ' Ἀτρεΐ, ποιμενὶ λαῶν
 Ἀτρεὺς δὲ θνησκῶν ἔλιπε πολυαγρὶ Θυεστῇ
 Αὐτὰρ ὁ αὖτε Θυεστ' Ἀγαμέμνονι λείπε φορῆναι,
 Πολλῇσι νησοῖσι καὶ Ἀργεῖ παντὶ ἀνασσεῖν.¹

[„Haltend den Herrscherstab, den mit Kunst Hephaistos gebildet. Diesen gab Hephaistos dem waltenden Zeus Kronion, Hierauf gab ihn Zeus dem bestellenden Argoserwurger; Hermes gab ihn, der Herrscher, dem Rossebandiger Pelops; Wieder gab ihn Pelops dem volkerweidenden Atreus; Dann ließ Atreus ihn sterbend dem lämmerreichen Thyestes; Aber ihn ließ Thyestes dem Held Agamemnon zu tragen, Viel' Eilande damit und Argos' Reich zu beherrschen.“] *J. H. Voss*

So kenne ich endlich dieses Zepter besser, als mir es der Maler vor Augen legen oder ein zweiter Vulkan in die Hände liefern konnte. — Es wurde mich nicht befremden, wenn ich fände, daß einer von den alten Auslegern des *Homers* diese Stelle als die vollkommenste

¹ *Iliad* B. v. 101—108.

Allegorie von dem Ursprunge, dem Fortgange, der Befestigung und endlichen Beerbfolge der königlichen Gewalt unter den Menschen bewundert hatte. Ich wurde zwar lacheln, wenn ich lese, daß Vulkan, welcher das Zepter gearbeitet, als das Feuer, als das, was dem Menschen zu seiner Erhaltung das Unentbehrlichste ist, die Abstellung der Bedürfnisse überhaupt anzeige, welche die ersten Menschen, sich einem einzigen zu unterwerfen, bewogen, daß der erste König ein Sohn der Zeit (*Zeus Kρονίων*), ein ehrwürdiger Alte gewesen sei, welcher seine Macht mit einem beredten klugen Manne, mit einem Merkur (*διακτορῷ Ἀργεϊφοντῇ*) teilen oder gänzlich auf ihn übertragen wollen; daß der kluge Redner zur Zeit, als der junge Staat von auswärtigen Feinden bedrohet worden, seine oberste Gewalt dem tapfersten Krieger (*Πελοπι πλεξίπτῳ*) überlassen habe; daß der tapfere Krieger, nachdem er die Feinde gedampft und das Reich gesichert, es seinem Sohne in die Hände spielen können, welcher als ein friedliebender Regent, als ein wohlthätiger Hirte seiner Volker (*ποιμὴν λαῶν*) sie mit Wohlleben und Überfluß bekannt gemacht habe, wodurch nach seinem Tode dem reichsten seiner Anverwandten (*πολυαρὶ Θυσσῇ*) der Weg gebahnet worden, das, was bisher das Vertrauen erteilt und das Verdienst mehr für eine Burde als Würde gehalten hatte, durch Geschenke und Bestechungen an sich zu bringen und es hernach als ein gleichsam erkaufte Gut seiner Familie auf immer zu versichern. Ich wurde lacheln, ich wurde aber demohngeachtet in meiner Achtung für den Dichter bestärkt werden, dem man so vieles leihen kann. — Doch dieses liegt außer meinem Wege, und ich betrachte itzt die Geschichte des Zepters bloß als einen Kunstgriff, uns bei einem einzeln Dinge verweilen zu machen, ohne sich in die frostige Beschreibung seiner Teile einzulassen. Auch wenn Achilles bei seinem Zepter schworet, die Geringschätzung, mit welcher ihm Agamemnon begegnet, zu rächen, gibt uns *Homer* die Geschichte dieses Zepters. Wir sehen ihn auf den Bergen grünen, das Eisen trennet ihn von seinem Stamme, entblättert und entrindet ihn und macht ihn bequem, den Richtern des Volkes zum Zeichen ihrer gottlichen Würde zu dienen.¹

*Ναὶ μά τοδὲ σκηπτρον, τὸ μὲν οὐποτε φύλλα καὶ ὄζους
 Φυσεῖ, ἐπειδὴ πρῶτα τομῇ ἐν ὄρεσσι λελοιπεν,
 Οὐδ' ἀναθῆλθαι· περὶ γὰρ ῥὰ ἐ χαλκὸς ἔλεγε
 Φύλλα τε καὶ φλοῖον· νῦν αὖτε μιν νίεε Ἀχαιοὺν
 Ἐν παλαμῇ φορεῖνσι δικαστοῖοι, οἱ τε θεμιστὰς
 Πρὸς Δίος εἰρναται — — —*

¹ *Thad. A. v 234—239.*

[„Wahrlich bei diesem Zepter, der niemals Blätter und Zweige
Wieder zeugt, nachdem er den Stamm im Gebirge verlassen,
Nie mehr sproßt er empor, denn ringsum schalte das Erz ihm
Laub und Rinde hinweg, und edele Sohne Achais
Tragen ihn jetzt in der Hand, die Richtenden, welchen Kronion
Seine Gesetze vertraut . . .“ *J. H. Voß*]

Dem Homer war nicht sowohl daran gelegen, zwei Stäbe von verschiedener Materie und Figur zu schildern, als uns von der Verschiedenheit der Macht, deren Zeichen diese Stäbe waren, ein sinnliches Bild zu machen. Jener ein Werk des Vulkan; dieser von einer unbekannten Hand auf den Bergen geschnitten; jener der alte Besitz eines edeln Hauses; dieser bestimmt, die erste die beste Faust zu fullen; jener von einem Monarchen über viele Inseln und über ganz Argos erstreckt, dieser von einem aus dem Mittel der Griechen gefuhret, dem man nebst andern die Bewahrung der Gesetze anvertraut hatte. Dieses war wirklich der Abstand, in welchem sich Agamemnon und Achill voneinander befanden; ein Abstand, den Achill selbst, bei allem seinen blinden Zorne, einzugestehen nicht umhin konnte.

Doch nicht bloß da, wo *Homer* mit seinen Beschreibungen dergleichen weitere Absichten verbindet, sondern auch da, wo es ihm um das bloße Bild zu thun ist, wird er dieses Bild in eine Art von Geschichte des Gegenstandes verstreuen, um die Teile desselben, die wir in der Natur nebeneinander sehen, in seinem Gemälde ebenso natürlich aufeinander folgen und mit dem Flusse der Rede gleichsam Schritt halten zu lassen. Z. E. Er will uns den Bogen des Pandarus malen, einen Bogen von Horn, von der und der Länge, wohl polieret und an beiden Spitzen mit Goldblech beschlagen. Was tut er? Zählt er uns alle diese Eigenschaften so trocken eine nach der andern vor? Mit nichten; das würde einen solchen Bogen angeben, vorschreiben, aber nicht malen heißen. Er fängt mit der Jagd des Steinbockes an, aus dessen Hornem der Bogen gemacht worden, Pandarus hatte ihm in den Felsen aufgepaßt und ihn erlegt; die Hörner waren von außerordentlicher Größe, deswegen bestimmte er sie zu einem Bogen; sie kommen in die Arbeit, der Kunstler verbindet sie, polieret sie, beschlagt sie. Und so, wie gesagt, sehen wir bei dem Dichter entstehen, was wir bei dem Maler nicht anders als entstanden sehen können.¹

— — — *Τοξον, ἐύροον, ἱξάλου αἰγος*

Ἀργίου, ὃν ἔα ποτ' αὐτός, ὑπο στερννοιο τυχησας,

Πετρης ἐκβαινοντα δεδεγμενος ἐν προδοκῆσιν

¹ *Iliad* Δ. v. 105—111.

Βεβήκει προς στήθος ὁ δ' ὑπτιος ἔμπεσε πειρῶ
 Τον κερα ἐκ κεφαλῆς ἐκκαϊδεκαδωρα περὶ κεν
 Καὶ τὰ μὲν ἀσκήσας κεραοξοὸς ἤραρε τεκτων,
 Παν δ' εὖ λειψάας, χρύσειον ἐπέθηκε κορώνην.

[„Schnell entbloßt' er den Bogen, geschnitzt von des uppigen
 Steinbocks

Schonem Gehorn, dem er selber die Brust von unten getroffen,
 Als er dem Felsen entsprang, am gewählten Ort ihn erwartend,
 Zielt' und durchschöß er die Brust, daß rucklings am Fels er
 hinabsank.

Sechzehn Handbreit ragten empor am Haupte die Horner.
 Solche schnitzt' und verband der hornarbeitende Künstler,
 Glattete alles umher und beschlug's mit goldener Krummung“
 J. H. Voß]

Ich wurde nicht fertig werden, wenn ich alle Exempel dieser Art ausschreiben wollte. Sie werden jedem, der seinen *Homer* innehat, in Menge beifallen.

XVII.

Aber, wird man einwenden, die Zeichen der Poesie sind nicht bloß aufeinander folgend, sie sind auch willkürlich, und als willkürliche Zeichen sind sie allerdings fähig, Körper, so wie sie im Raume existieren, auszudrücken. In dem *Homer* selbst fanden sich hiervon Exempel, an dessen Schild des Achilles man sich nur erinnern dürfe, um das entscheidendste Beispiel zu haben, wie weitläufig und doch poetisch man ein einzelnes Ding nach seinen Teilen nebeneinander schildern könne.

Ich will auf diesen doppelten Einwurf antworten. Ich nenne ihn doppelt, weil ein richtiger Schluß auch ohne Exempel gelten muß und gegenteils das Exempel des *Homers* bei mir von Wichtigkeit ist, auch wenn ich es noch durch keinen Schluß zu rechtfertigen weiß.

Es ist wahr: da die Zeichen der Rede willkürlich sind, so ist es gar wohl möglich, daß man durch sie die Teile des Körpers ebenso wohl aufeinander folgen lassen kann, als sie in der Natur nebeneinander befindlich sind. Allein dieses ist eine Eigenschaft der Rede und ihrer Zeichen überhaupt, nicht aber insofern sie der Absicht der Poesie am bequemsten sind. Der Poet will nicht bloß verständlich werden, seine Vorstellungen sollen nicht bloß klar und deutlich sein, hiermit begnügt sich der Prosaist, sondern er will die Ideen, die er in uns erwecket, so lebhaft machen, daß wir in der Geschwindigkeit

keit die wahren sinnlichen Eindrücke ihrer Gegenstände zu empfinden glauben und in diesem Augenblicke der Täuschung uns der Mittel, die er dazu anwendet, seiner Worte, bewußt zu sein aufhören. Hierauf lief oben die Erklärung des poetischen Gemäldes hinaus. Aber der Dichter soll immer malen, und nun wollen wir sehen, inwiefern Körper nach ihren Teilen nebeneinander sich zu dieser Malerei schicken.

Wie gelangen wir zu der deutlichen Vorstellung eines Dinges im Raume? Erst betrachten wir die Teile desselben einzeln, hierauf die Verbindung dieser Teile und endlich das Ganze. Unsere Sinne verrichten diese verschiedene Operationen mit einer so erstaunlichen Schnelligkeit, daß sie uns nur eine einzige zu sein bedunken; und diese Schnelligkeit ist unumgänglich notwendig, wann wir einen Begriff von dem Ganzen, welcher nichts mehr als das Resultat von den Begriffen der Teile und ihrer Verbindung ist, bekommen sollen. Gesetzt nun also auch, der Dichter führe uns in der schönsten Ordnung von einem Teile des Gegenstandes zu dem andern, gesetzt, er wisse uns die Verbindung dieser Teile auch noch so klar zu machen wieviel Zeit gebraucht er dazu? Was das Auge mit einmal übersehet, zählt er uns merklich langsam nach und nach zu, und oft geschieht es, daß wir bei dem letzten Zuge den ersten schon wiederum vergessen haben. Jedemnoch sollen wir uns aus diesen Zügen ein Ganzes bilden. Dem Auge bleiben die betrachteten Teile beständig gegenwärtig, es kann sie abermals und abermals überlaufen, für das Ohr hingegen sind die vernommenen Teile verloren, wenn sie nicht in dem Gedächtnisse zurückbleiben. Und bleiben sie schon da zurück: welche Muhe, welche Anstrengung kostet es, ihre Eindrücke alle in eben der Ordnung so lebhaft zu erneuern, sie nur mit einer mäßigen Geschwindigkeit auf einmal zu überdenken, um zu einem etwanigen Begriffe des Ganzen zu gelangen!

Man versuche es an einem Beispiele, welches ein Meisterstück in seiner Art heißen kann¹

Dort ragt das hohe Haupt vom edeln Enziane
 Weit ufern modern Chor der Pobelkrauter hin,
 Ein ganzes Blumenvolk dient unter seiner Fahne,
 Sein blauer Bruder selbst buckt sich und ehret ihn.
 Der Blumen helles Gold, in Strahlen umgebogen,
 Turmt sich am Stengel auf und krönt sein grau Gewand,
 Der Blätter glattes Weiß, mit tiefem Grün durchzogen,

¹ S. des Herrn v. Hallers „Alpen“.

Strahlt von dem bunten Blitz von feuchtem Diamant.
Gerechtestes Gesetz! Daß Kraft sich Zier vermähle,
In einem schönen Leib wohnt eine schonre Seele.

Hier kriecht ein niedrig Kraut gleich einem grauen Nebel,
Dem die Natur sein Blatt im Kreuze hingelegt,
Die holde Blume zeigt die zwei vergoldten Schnabel,
Die ein von Amethyst gebildter Vogel trägt.
Dort wirft ein glanzend Blatt, in Finger ausgekerbet,
Auf einen hellen Bach den grünen Widerschein,
Der Blumen zarten Schnee, den matter Purpur farbet,
Schließt ein gestreifter Stern in weiße Strahlen ein.
Smaragd und Rosen blühn auch auf zertretner Heide,
Und Felsen decken sich mit einem Purpurkleide.

Es sind Kräuter und Blumen, welche der gelehrte Dichter mit großer Kunst und nach der Natur malet. Malt, aber ohne alle Tauschung malet. Ich will nicht sagen, daß, wer diese Kräuter und Blumen nie gesehen, sich auch aus seinem Gemälde so gut als gar keine Vorstellung davon machen könne. Es mag sein, daß alle poetische Gemälde eine vorläufige Bekanntschaft mit ihren Gegenständen erfordern. Ich will auch nicht leugnen, daß demjenigen, dem eine solche Bekanntschaft hier zustatten kommt, der Dichter nicht von einigen Teilen eine lebhaftere Idee erwecken konnte. Ich frage ihn nur, wie steht es um den Begriff des Ganzen? Wenn auch dieser lebhafter sein soll, so müssen keine einzelne Teile darin vorstechen, sondern das höhere Licht muß auf alle gleich verteilt scheinen, unsere Einbildungskraft muß alle gleich schnell überlaufen können, um sich das aus ihnen mit eins zusammenzusetzen, was in der Natur mit eins gesehen wird. Ist dieses hier der Fall? Und ist er es nicht, wie hat man sagen können: „daß die ähnlichste Zeichnung eines Malers gegen diese poetische Schilderung ganz matt und duster sein wurde?“¹ Sie bleibet unendlich unter dem, was Linien und Farben auf der Fläche ausdrücken können, und der Kunstrichter, der ihr dieses übertriebene Lob erteilt, muß sie aus einem ganz falschen Gesichtspunkte betrachtet haben; er muß mehr auf die fremden Zieraten, die der Dichter darein verwebt hat, auf die Erhöhung über das vegetative Leben, auf die Entwicklung der innern Vollkommenheiten, welchen die äußere Schönheit nur zur Schale dienet, als auf diese Schönheit selbst und auf den Grad der Lebhaftigkeit und Ähnlichkeit des Bildes, welches uns der Maler und welches uns

¹ Bretingers „Kritische Dichtkunst“ T II S 807

der Dichter davon gewahren kann, geschen haben. Gleichwohl kommt es hier lediglich nur auf das letztere an, und wer da sagt, daß die bloßen Zeilen:

Der Blumen helles Gold, in Strahlen umgebogen,
Turmt sich am Stengel auf und kron't sein grau Gewand;
Der Blatter glattes Weiß, mit tiefern Grun durchzogen,
Strahlt von dem bunten Blitz von feuchtem Diamant—

daß diese Zeilen in Ansehung ihres Eindrucks mit der Nachahmung eines *Hyssum* wetteifern können, muß seine Empfindung nie befragt haben oder sie vorsätzlich verleugnen wollen. Sie mögen sich, wenn man die Blume selbst in der Hand hat, sehr schon dagegen rezitieren lassen, nur vor sich allein sagen sie wenig oder nichts. Ich höre in jedem Worte den arbeitenden Dichter; aber das Ding selbst bin ich weit entfernt zu sehen.

Nochmals also: ich spreche nicht der Rede überhaupt das Vermögen ab, ein körperliches Ganze nach seinen Teilen zu schildern; sie kann es, weil ihre Zeichen, ob sie schon aufeinander folgen, dennoch willkürliche Zeichen sind; sondern ich spreche es der Rede als dem Mittel der Poesie ab, weil dergleichen wortlichen Schilderungen der Körper das Tauschende gebricht, worauf die Poesie vornehmlich gehet; und dieses Tauschende, sage ich, muß ihnen darum gebrechen, weil das Koexistierende des Körpers mit dem Konsekutiven der Rede dabei in Kollision kommt und, indem jenes in dieses aufgelöst wird, uns die Zergliederung des Ganzen in seine Teile zwar erleichtert, aber die endliche Wiederausammensetzung dieser Teile in das Ganze ungemein schwer und nicht selten unmöglich gemacht wird.

Überall, wo es daher auf das Täuschende nicht ankommt, wo man nur mit dem Verstande seiner Leser zu tun hat und nur auf deutliche und, soviel möglich, vollständige Begriffe gehet, können diese aus der Poesie ausgeschlossene Schilderungen der Körper gar wohl Platz haben; und nicht allein der Prosaist, sondern auch der dogmatische Dichter (denn da, wo er dogmatisiert, ist er kein Dichter) können sich ihrer mit vielem Nutzen bedienen. So schildert z. E. *Virgil* in seinem Gedichte vom Landbaue eine zur Zucht tüchtige Kuh:

— — Optima torvae

Forma bovis, cui turpe caput, cui plurima cervix,

Et crurum tenuis a mento palearia pendent.

Tum longo nullus lateri modus, omnia magna,

Pes etiam et camuris hirtae sub cornibus aures.

Nec mihi displiceat maculis insignis et albo
 Aut juga detractans interdumque aspera cornu
 Et faciem tauro propior, quaeque ardua tota
 Et gradiens ima verrit vestigia cauda.

[„... die beste Gestalt einer wilden Kuh, deren Kopf haßlich, deren Nacken feist ist, und deren Wamme vom Kinn bis zu den Schenkeln herabhängt. Die Flanke ist nicht lang, alles groß, der Fuß auch und die struppigen Ohren unter den krummen Hörnern Immer erscheint sie mir schon, das Fell weiß mit Flecken, mag sie das druckende Joch auf der Stirn dahinschleppen oder sich dem Stier nahen, lang wallt der Schweif herab, wenn sie über den holprigen Boden dahintritt“]

Oder ein schönes Fullen

— — — Illi ardua cervix
 Argutumque caput, brevis alvus obesaque terga,
 Luxuriatque toris animosum pectus etc.¹

[„Hoch trägt es den Nacken, zierlich geformt ist der Kopf, kurz ist der Bauch und fest der Rücken, und die beherzte Brust prangt mit den Muskeln usw.“]

Denn wer sieht nicht, daß dem Dichter hier mehr an der Auseinandersetzung der Teile als an dem Ganzen gelegen gewesen? Er will uns die Kennzeichen eines schönen Fullens, einer tüchtigen Kuh zuzahlen, um uns in den Stand zu setzen, nachdem wir deren mehrere oder weniger antreffen, von der Gute der einen oder des andern urteilen zu können; ob sich aber alle diese Kennzeichen in ein lebhaftes Bild leicht zusammenfassen lassen oder nicht, das konnte ihm sehr gleichgültig sein.

Außer diesem Gebrauche sind die ausführlichen Gemalde körperlicher Gegenstände, ohne den oben erwähnten Homerischen Kunstgriff, das Koexistierende derselben in ein wirkliches Sukzessives zu verwandeln, jederzeit von den feinsten Richtern für ein frostiges Spielwerk erkannt worden, zu welchem wenig oder gar kein Genie gehöret. Wenn der poetische Stumper, sagt *Horaz*, nicht weiter kann, so fängt er an, einen Hain, einen Altar, einen durch anmutige Fluren sich schlängelnden Bach, einen rauschenden Strom, einen Regenbogen zu malen:

— — — Lucus et ara Dianae
 Et properantis aquae per amoenos ambitus agros
 Aut flumen Rhenum aut pluvius describitur arcus.²

¹ Georg lib III. v. 51 et 79.

² De A. P. v. 16.

[„Der Hain und Altar der Diana, der sich durch liebliche Fluren eilig dahinschlängelnde Bach oder der Rheinstrom oder der Regenbogen werden beschrieben.“]

Der männliche *Pope* sahe auf die malerischen Versuche seiner poetischen Kindheit mit großer Geringschätzung zurück. Er verlangte ausdrücklich, daß, wer den Namen eines Dichters nicht unwürdig führen wolle, der Schilderungssucht so früh wie möglich entsagen müsse, und erklärte ein bloß malendes Gedicht für ein Gastgebot auf lauter Bruhen.¹ Von dem Herrn von *Kleist* kann ich versichern, daß er sich auf seinen „Frühling“ das wenigste einbildete. Hätte er länger gelebt, so wurde er ihm eine ganz andere Gestalt gegeben haben. Er dachte darauf, einen Plan hineinzulegen, und sann auf Mittel, wie er die Menge von Bildern, die er aus dem unendlichen Raume der verjüngten Schöpfung auf Geratewohl, bald hier bald da, gerissen zu haben schien, in einer natürlichen Ordnung vor seinen Augen entstehen und aufeinander folgen lassen wolle. Er wurde zugleich das getan haben, was *Marmontel*, ohne Zweifel mit auf Veranlassung seiner Eklogen, mehreren deutschen Dichtern geraten hat: er wurde aus einer mit Empfindungen nur sparsam durchwebten Reihe von Bildern eine mit Bildern nur sparsam durchflochtene Folge von Empfindungen gemacht haben.²

XVIII.

Und dennoch sollte selbst *Homer* in diese frostigen Ausmalungen körperlicher Gegenstände verfallen sein? —

Ich will hoffen, daß es nur sehr wenige Stellen sind, auf die man sich desfalls berufen kann, und ich bin versichert, daß auch diese

¹ Prologue to the Satires v 340

That not in Fancy's maze he wander'd long,
But stoop'd to truth and moraliz'd his song

Ibid. v. 148:

— — — who could take offence,
While pure description held the place of sense?

Die Anmerkung, welche Warburton über die letzte Stelle macht, kann für eine authentische Erklärung des Dichters selbst gelten „He uses PURE equivocally, to signify either chaste or empty, and has given in this line what he esteemed the true character of descriptive poetry, as it is called. A composition, in his opinion, as absurd as a feast made up of sauces. The use of a picturesque imagination is to brighten and adorn good sense, so that to employ it only in description, is like childrens delighting in a prism for the sake of its gaudy colours, which when frugally managed and artfully disposed, might be made to represent and illustrate the noblest objects in nature.“ Sowohl der Dichter als Kommentator scheinen zwar die Sache mehr auf der moralischen als kunstmäßigen Seite betrachtet zu haben. Doch desto besser, daß sie von der einen eben so wichtig als von der andern erscheinen.

² Poétique Française. T II p 501 „J'écrivais ces réflexions avant que les essais des Allemands dans ce genre (l'épique) fussent connus parmi nous. Ils ont exécuté ce que j'avais conçu, et s'ils parviennent à donner plus au moral et moins au détail des peintures physiques, ils excelleront dans ce genre, plus riche, plus vaste, plus fécond et infiniment plus naturel et plus moral que celui de la galanterie champêtre.“

wenige Stellen von der Art sind, daß sie die Regel, von der sie eine Ausnahme zu sein scheinen, vielmehr bestätigen

Es bleibt dabei die Zeitfolge ist das Gebiete des Dichters, so wie der Raum das Gebiete des Malers.

Zwei notwendig entfernte Zeitpunkte in ein und eben dasselbe Gemälde bringen, so wie *Fr. Mazzuoli* den Raub der Sabinischen Jungfrauen und derselben Aussohnung ihrer Ehemänner mit ihren Anverwandten, oder wie *Tizian* die ganze Geschichte des verlornen Sohnes, sein luderliches Leben und sein Elend und seine Reue: heißt ein Eingriff des Malers in das Gebiete des Dichters, den der gute Geschmack nie billigen wird.

Mehrere Teile oder Dinge, die ich notwendig in der Natur auf einmal übersehen muß, wenn sie ein Ganzes hervorbringen sollen, dem Leser nach und nach zuzahlen, um ihm dadurch ein Bild von dem Ganzen machen zu wollen: heißt ein Eingriff des Dichters in das Gebiet der Malerei, wobei der Dichter viel Imagination ohne allen Nutzen verschwendet.

Doch so, wie zwei billige freundschaftliche Nachbarn zwar nicht verstatten, daß sich einer in des andern innerstem Reiche ungeziemende Freiheiten herausnehme, wohl aber auf den äußersten Grenzen eine wechselseitige Nachsicht herrschen lassen, welche die kleinen Eingriffe, die der eine in des andern Gerechtsame in der Geschwindigkeit sich durch seine Umstände zu tun genotiget siehet, friedlich von beiden Teilen kompensieret: so auch die Malerei und Poesie.

Ich will in dieser Absicht nicht anführen, daß in großen historischen Gemälden der einzige Augenblick fast immer um etwas erweitert ist, und daß sich vielleicht kein einziges an Figuren sehr reiches Stuck findet, in welchem jede Figur vollkommen die Bewegung und Stellung hat, die sie in dem Augenblicke der Haupthandlung haben sollte; die eine hat eine etwas frühere, die andere eine etwas spätere. Es ist dieses eine Freiheit, die der Meister durch gewisse Feinheiten in der Anordnung rechtfertigen muß, durch die Verwendung oder Entfernung seiner Personen, die ihnen an dem, was vorgehet, einen mehr oder weniger augenblicklichen Anteil zu nehmen erlaubt. Ich will mich bloß einer Anmerkung bedienen, welche Herr *Mengs* über die Draperie des *Raffaels* macht¹. „Alle Falten,“ sagt er, „haben bei ihm ihre Ursachen, es sei durch ihr eigen Gewicht oder durch die Ziehung der Glieder. Manchmal siehet man in ihnen, wie sie vorher gewesen, *Raffael* hat auch sogar in diesem Bedeutung gesucht. Man

¹ „Gedanken über die Schönheit und über den Geschmack in der Malerei“ S. 60.

siehet an den Falten, ob ein Bein oder Arm vor dieser Regung vor oder hinten gestanden, ob das Glied von Krumme zur Ausstreckung gegangen oder gehet, oder ob es ausgestreckt gewesen und sich krummet.“ Es ist unstreitig, daß der Künstler in diesem Falle zwei verschiedene Augenblicke in einen einzigen zusammenbringt. Denn da dem Fuße, welcher hinten gestanden und sich vorbewegt, der Teil des Gewands, welcher auf ihm liegt, unmittelbar folgt, das Gewand wäre denn von sehr steifem Zeuge, der aber eben darum zur Malerei ganz unbequem ist, so gibt es keinen Augenblick, in welchem das Gewand im geringsten eine andere Falte machte, als es der itzige Stand des Gliedes erfordert, sondern laßt man es eine andere Falte machen, so ist es der vorige Augenblick des Gewandes und der itzige des Gliedes. Demungeachtet, wer wird es mit dem Artisten so genau nehmen, der seinen Vorteil dabei findet, uns diese beiden Augenblicke zugleich zu zeigen? Wer wird ihn nicht vielmehr rühmen, daß er den Verstand und das Herz gehabt hat, einen solchen geringen Fehler zu begehen, um eine größere Vollkommenheit des Ausdrucks zu erreichen?

Gleiche Nachsicht verdienet der Dichter. Seine fortschreitende Nachahmung erlaubt ihm eigentlich, auf einmal nur eine einzige Seite, eine einzige Eigenschaft seiner körperlichen Gegenstände zu berühren. Aber wenn die glückliche Einrichtung seiner Sprache ihm dieses mit einem einzigen Worte zu tun verstattet, warum sollte er nicht auch dann und wann ein zweites solches Wort hinzufügen dürfen? Warum nicht auch, wenn es die Muhe verlohnet, ein drittes? Oder wohl gar ein viertes? Ich habe gesagt, dem *Homer* sei z. E. ein Schiff entweder nur das schwarze Schiff oder das hohle Schiff oder das schnelle Schiff, höchstens das wohlberuderte schwarze Schiff. Zu verstehen von seiner Manier überhaupt. Hier und da findet sich eine Stelle, wo er das dritte malende Epitheton hinzusetzt: *καμπύλα κυκία, χαλκεία, ὀκτανήμια*¹, „runde, eberne, achtspeichigte Räder“. Auch das vierte: *ἀσπίδα παντοσε ἰσὴν, καλὴν, χαλκείην, ἐξηλατοῖ*², „ein überall glattes, schönes, ebernes, getriebenes Schild“. Wer wird ihn darum tadeln? Wer wird ihm diese kleine Üppigkeit nicht vielmehr Dank wissen, wenn er empfindet, welche gute Wirkung sie an wenigen schicklichen Stellen haben kann?

Des Dichters sowohl als des Malers eigentliche Rechtfertigung hierüber will ich aber nicht aus dem vorangeschickten Gleichnisse von zwei freundschaftlichen Nachbarn hergeleitet wissen. Ein bloßes

¹ *Ilad. E* v 722.

² *Ilad. M* v 294

Gleichnis beweiset und rechtfertiget nichts. Sondern dieses muß sie rechtfertigen: So wie dort bei dem Maler die zwei verschiedenen Augenblicke so nahe und unmittelbar aneinander grenzen, daß sie ohne Anstoß für einen einzigen gelten können, so folgen auch hier bei dem Dichter die mehreren Züge für die verschiedenen Teile und Eigenschaften im Raume in einer solchen gedrängten Kürze so schnell aufeinander, daß wir sie alle auf einmal zu hören glauben.

Und hierin, sage ich, kommt dem *Homer* seine vortreffliche Sprache ungemein zustatten. Sie läßt ihm nicht allein alle mögliche Freiheit in Haufung und Zusammensetzung der Beiwörter, sondern sie hat auch für diese gehaufte Beiwörter eine so glückliche Ordnung, daß der nachteiligen Suspension ihrer Beziehung dadurch abgeholfen wird. An einer oder mehreren dieser Bequemlichkeiten fehlt es den neuern Sprachen durchgängig. Diejenigen, als die französische, welche z. B. jenes *καμπύλα πικρά, χαλκεία, δίκτακνημα* umschreiben müssen: „die runden Räder, welche von Erz waren und acht Speichen hatten“, drücken den Sinn aus, aber vernichten das Gemalte. Gleichwohl ist der Sinn hier nichts und das Gemalte alles, und jener ohne dieses macht den lebhaftesten Dichter zum langweiligsten Schwatzer, ein Schicksal, das den guten *Homer* unter der Feder der gewissenhaften Frau *Dacier* oft betroffen hat. Unsere deutsche Sprache hingegen kann zwar die *Homerischen* Beiwörter meistens in ebenso kurze gleichgeltende Beiwörter verwandeln, aber die vorteilhafte Ordnung derselben kann sie der griechischen nicht nachmachen. Wir sagen zwar. „die runden, ehernen, achtspeichigten“ — aber „Räder“ schleppt hintennach. Wer empfindet nicht, daß drei verschiedene Prädikate, ehe wir das Subjekt erfahren, nur ein schwankes, verwirrtes Bild machen können? Der Grieche verbindet das Subjekt gleich mit dem ersten Prädikate und läßt die andern nachfolgen, er sagt: „runde Räder, eherner, achtspeichigter“. So wissen wir mit eins, wovon er redet, und werden, der natürlichen Ordnung des Denkens gemäß, erst mit dem Dinge und dann mit seinen Zufälligkeiten bekannt. Diesen Vorteil hat unsere Sprache nicht. Oder soll ich sagen, sie hat ihn und kann ihn nur selten ohne Zweideutigkeit nutzen? Beides ist eins. Denn wenn wir Beiwörter hintennach setzen wollen, so müssen sie im statu absoluto stehen, wir müssen sagen. „runde Räder, eherner und achtspeichigter“. Allein in diesem statu kommen unsere Adjektiva völlig mit den Adverbien überein und müssen, wenn man sie als solche zu dem nächsten Zeitworte, das von dem Dinge prädiziert wird, ziehet, nicht selten einen ganz falschen, allezeit aber einen sehr schielenden Sinn verursachen.

Doch ich halte mich bei Kleinigkeiten auf und scheine das Schild vergessen zu wollen, das Schild des Achilles, dieses berühmte Gemalde, in dessen Rücksicht vornehmlich *Homer* vor alters als ein Lehrer der Malerei¹ betrachtet wurde. Ein Schild, wird man sagen, ist doch wohl ein einzelner körperlicher Gegenstand, dessen Beschreibung nach seinen Theilen nebeneinander dem Dichter nicht vergonnet sein soll? Und dieses Schild hat *Homer* in mehr als hundert prächtigen Versen, nach seiner Materie, nach seiner Form, nach allen Figuren, welche die ungeheure Fläche desselben füllten, so umständlich, so genau beschrieben, daß es neuern Künstlern nicht schwer gefallen, eine in allen Stücken übereinstimmende Zeichnung darnach zu machen.

Ich antworte auf diesen besondern Einwurf, — daß ich bereits darauf geantwortet habe *Homer* malet nämlich das Schild nicht als ein fertiges, vollendetes, sondern als ein werdendes Schild. Er hat also auch hier sich des gepriesenen Kunstgriffes bedienet, das Koexistierende seines Vorwurfs in ein Konsekutives zu verwandeln und dadurch aus der langweiligen Malerei eines Körpers das lebendige Gemalde einer Handlung zu machen. Wir sehen nicht das Schild, sondern den göttlichen Meister, wie er das Schild verfertiget. Er tritt mit Hammer und Zange vor seinen Amboß, und nachdem er die Platten aus dem grobsten geschmiedet, schwellen die Bilder, die er zu dessen Auszierung bestimmt, vor unsern Augen, eines nach dem andern, unter seinen feinem Schlägen aus dem Erzte hervor. Eher verlieren wir ihn nicht wieder aus dem Gesichte, bis alles fertig ist. Nun ist es fertig, und wir erstaunen über das Werk, aber mit dem glaubigen Erstaunen eines Augenzeugens, der es machen sehen.

Dieses laßt sich von dem Schilde des Aeneas beim *Virgil* nicht sagen. Der römische Dichter empfand entweder die Feinheit seines Musters hier nicht, oder die Dinge, die er auf sein Schild bringen wollte, schienen ihm von der Art zu sein, daß sie die Ausfuhrung vor unsern Augen nicht wohl verstatteten. Es waren Prophezeiungen von welchen es freilich unschicklich gewesen wäre, wenn sie der Got, in unserer Gegenwart ebenso deutlich geäußert hatte, als sie der Dichter hernach auslegt. Prophezeiungen, als Prophezeiungen, verlangen eine dunkle Sprache, in welche die eigentlichen Namen der Personen aus der Zukunft, die sie betreffen, nicht passen. Gleichwohl lag an diesen wahrhaften Namen, allem Ansehen nach, dem Dichter und Hofmanne hier das meiste.² Wenn ihn aber dieses ent-

¹ Dionysius Halicarnass. In Vita Homeri, apud Th. Gale in Opusc. Mythol. p. 401.

² Ich finde, daß Servius dem *Virgil* eine andere Entschuldigung leihet. Denn auch Servius hat den Unterschied, der zwischen beiden Schilden ist, bemerkt. „Sane interest inter hunc et Homeri clipeum illic enim singula dum frunt narratur, hic

schuldiget, so hebt es darum nicht auch die uble Wirkung auf, welche seine Abweichung von dem Homerischen Wege hat. Leser von einem feinem Geschmacke werden mir recht geben. Die Anstalten, welche Vulkan zu seiner Arbeit macht, sind bei dem *Virgil* ungefähr eben die, welche ihn *Homer* machen laßt. Aber anstatt daß wir bei dem *Homer* nicht bloß die Anstalten zur Arbeit, sondern auch die Arbeit selbst zu sehen bekommen, läßt *Virgil*, nachdem er uns nur den geschaffenen Gott mit seinen Cyklopen überhaupt gezeigt.

Ingentem clipeum informant — —

— — Alii ventosis follibus auras

Accipiunt redduntque, alii stridentia tingunt

Aera lacu. Gemit impositis incudibus antrum.

Illi inter sese multa vi brachia tollunt

In numerum versantque tenaci forcipe massam¹,

[„Den riesigen Schild schmieden sie . . . Andere fangen in windreichen Blasebälgen die Luft ein und stoßen sie wieder aus, wieder andere tauchen das zischende Erz ins Wasser. Laut drohnt die Hohle von Amboßschlagen. Jene heben im Takte die kraftigen Arme und drehen mit fester Zange die ungefuge Masse hin und her,“] den Vorhang auf einmal niederfallen und versetzt uns in eine ganz andere Szene, von da er uns allmählich in das Tal bringt, in welchem

vero perfecto opere noscuntur, nam et hic arma prius accipit Aeneas, quam spectaret, ibi postquam omnia narrata sunt, sic a Thetide deferuntur ad Achillem“ (Ad v 625. lib VIII Aeneid.) [„Freilich ist ein Unterschied zwischen diesem Schild und dem des Homer hier nämlich wird das Einzelne im Entstehen erzählt, dort aber nach der Vollendung geschildert, dort erhält Aeneas die Waffen, bevor man sie sieht, hier aber bringt sie Thetis dem Achilles, nachdem ihre Herstellung erzählt worden ist.“] Und warum dieses? Darum, meint Servius, weil auf dem Schilde des Aeneas nicht bloß die wiesigen Begebenheiten, die der Dichter anführt, sondern

— — — genus omne futuræ

Stirpis ab Ascanio pugnataque in ordine bella

[„die ganze Art des zukünftigen Geschlechts seit Ascanius und der Reihe nach die gekämpften Schlachten“] abgebildet waren. Wie wäre es also möglich gewesen, daß mit eben der Geschwindigkeit, in welcher Vulkan das Schild arbeiten mußte, der Dichter die ganze lange Reihe von Nachkommen hätte namhaft machen und alle von ihnen nach der Ordnung geführte Kriege hätte erwähnen können? Dieses ist der Verstand der etwas dunkeln Worte des Servius „Opportune ergo Virgilius, quia non videtur simul et narrationis celeritas potuisse connecti et opus tam velociter expediri, ut ad verbum posset occurrere“ [„Sehr geschickt handelt also Vergil, da er nicht glaubt, die Schnelligkeit der Erzählung und die Herstellung der Waffen in so geschwinde Zeit miteinander verknüpfen zu können, daß er es mit dem Worte hätte darstellen können.“] Da Virgil nur etwas Weniges von dem non enarrabili texto clipei beibringen konnte, so konnte er es nicht während der Arbeit des Vulkanus selbst tun, sondern er mußte es versparen, bis alles fertig war. Ich wünschte für den Virgil sehr, dieses Raisonement des Servius wäre ganz ohne Grund, meine Entschuldigung wurde ihm weit rühmlicher sein. Denn wer hieß ihm die ganze römische Geschichte auf ein Schild bringen? Mit wenig Gemälden machte Homer sein Schild zu einem Inbegriffe von allem, was in der Welt vorgehet. Scheinet es nicht, als ob Virgil, da er den Griechen nicht in den Vorwürfen und in der Ausführung der Gemälde übertreffen können ihn wenigstens in der Anzahl derselben übertreffen wollen? Und was wäre kindische gewesen?

¹ Aeneid. lib. VIII v 447—454.

die Venus mit den indes fertig gewordenen Waffen bei dem Aeneas anlangt. Sie lehnet sie an den Stamm einer Eiche, und nachdem sie der Held genug begaffet und bestaunt und betastet und versucht, hebt sich die Beschreibung oder das Gemälde des Schildes an, welches durch das ewige: Hier ist, und Da ist; Nahe dabei stehet, und Nicht weit davon siehet man – so kalt und langweilig wird, daß alle der poetische Schmuck, den ihm ein *Virgil* geben konnte, nötig war, um es uns nicht unertraglich finden zu lassen. Da dieses Gemälde hiernächst nicht Aeneas macht, als welcher sich an den bloßen Figuren ergötzt und von der Bedeutung derselben nichts weiß,

– rerumque ignarus imagine gaudet

[„unwissend freut er sich an der Darstellung der Dinge“]; auch nicht Venus, ob sie schon von den künftigen Schicksalen ihrer lieben Enkel vermutlich ebensoviel wissen mußte als der gutwillige Ehemann, sondern da es aus dem eigenen Munde des Dichters kommt, so bleibt die Handlung offenbar während demselben stehen. Keine einzige von seinen Personen nimmt daran teil, es hat auch auf das Folgende nicht den geringsten Einfluß, ob auf dem Schilde dieses oder etwas anders vorgestellt ist; der witzige Hofmann leuchtet überall durch, der mit allerlei schmeichelhaften Anspielungen seine Materie aufstutzet, aber nicht das große Genie, das sich auf die eigene innere Stärke seines Werks verläßt und alle äußere Mittel, interessant zu werden, verachtet. Das Schild des Aeneas ist folglich ein wahres Einschießel, einzig und allein bestimmt, dem Nationalstolze der Römer zu schmeicheln; ein fremdes Bachlein, das der Dichter in seinen Strom leitet, um ihn etwas reger zu machen. Das Schild des Achilles hingegen ist Zuwachs des eigenen fruchtbaren Bodens; denn ein Schild mußte gemacht werden, und da das Notwendige aus der Hand der Gottheit nie ohne Anmut kommt, so mußte das Schild auch Verzierungen haben. Aber die Kunst war, diese Verzierungen als bloße Verzierungen zu behandeln, sie in den Stoff einzuweben, um sie uns nur bei Gelegenheit des Stoffes zu zeigen; und dieses ließ sich allein in der Manier des *Homers* tun. *Homer* läßt den Vulkan Zieraten kunsteln, weil und indem er ein Schild machen soll, das seiner würdig ist. *Virgil* hingegen scheint ihn das Schild wegen der Zieraten machen zu lassen, da er die Zieraten für wichtig genug hält, um sie besonders zu beschreiben, nachdem das Schild lange fertig ist.

XIX.

Die Einwurfe, welche der ältere *Scaliger*, *Perrault*, *Terrasson* und andere gegen das Schild des *Homers* machen, sind bekannt. Ebenso

bekannt ist das, was *Dacier*, *Bowin* und *Pope* darauf antworten. Mich dünkt aber, daß diese letztern sich manchmal zu weit einlassen und, in Zuversicht auf ihre gute Sache, Dinge behaupten, die ebenso unrichtig sind, als wenig sie zur Rechtfertigung des Dichters beitragen.

Um dem Haupteinwurfe zu begegnen, daß *Homer* das Schild mit einer Menge Figuren anfülle, die auf dem Umfange desselben unmöglich Raum haben konnten, unternahm *Bowin*, es mit Bemerkung der erforderlichen Maße zeichnen zu lassen. Sein Einfall mit den verschiedenen konzentrischen Zirkeln ist sehr sinnreich, obschon die Worte des Dichters nicht den geringsten Anlaß dazu geben, auch sich sonst keine Spur findet, daß die Alten auf diese Art abgetheilte Schilder gehabt haben. Da es *Homer* selbst *σακος παντοσε δεδαυδαλμενον*, „ein auf allen Seiten kunstlich ausgearbeitetes Schild“ nennet, so wurde ich lieber, um mehr Raum auszusparen, die konkave Fläche mit zu Hülfe genommen haben; denn es ist bekannt, daß die alten Künstler diese nicht leer ließen, wie das Schild der Minerva vom *Phidias* beweiset.¹ Doch nicht genug, daß sich *Bowin* dieses Vorteils nicht bedienen wollte, er vermehrte auch ohne Not die Vorstellungen selbst, denen er auf dem sonach um die Hälfte verringerten Raume Platz verschaffen mußte, indem er das, was bei dem Dichter offenbar nur ein einziges Bild ist, in zwei bis drei besondere Bilder zerteilte. Ich weiß wohl, was ihn dazu bewog, aber es hatte ihn nicht bewegen sollen, sondern anstatt daß er sich bemühte, den Forderungen seiner Gegner ein Gnuge zu leisten, hatte er ihnen zeigen sollen, daß ihre Forderungen unrechtmäßig waren.

Ich werde mich an einem Beispiele faßlicher erklären können. Wenn *Homer* von der einen Stadt sagt ²

Λαοι δ' εἰν ἀγορῇ ἔσαν ἀνθρώποι· ἐνθα δὲ νεῖκος
 ὦρρεται δυοὶ δ' ἄνδρες ἐνεῖκεον εἵνεκα ποινῆς
 Ἄνδρος ἀποφθιμενον· ὁ μὲν εὐχετο, παντ' ἀποδοῦναι,
 Δήμῳ πῦρ αὖσκον· ὁ δ' ἀναινετο, μηδὲν ἔλυσθαι
 Ἄμφω δ' ἰσθὴν ἐπὶ ἱστορίῳ πειραρ ἔλυσθαι.
 Λαοὶ δ' ἀμφοτεροῖσιν ἐπηπυνον, ἀμφὶς ἀρωγόν
 Κηρυκεὺς δ' ἄρα λαὸν ἐρητυον· οἱ δὲ γεροντες
 Εἶατ' ἐπὶ ξεστοῖσι λίθοις, ἰερῷ ἐνὶ κυκλῷ·
 Σκηπτρα δὲ κηρυκῶν ἐν χερσὶ ἔχον ἡεροφῶνων.
 Τοῖσιν ἐπεὶ ἤϊσσον, ἀμοιβῆδις δ' ἐδίκασον.
 Κεῖτο δ' ἄρ' ἐν μεσσοῖσι δυοὶ χρυσοῖο ταλάντα —

¹ „— Scuto ejus, in quo Amazonum praelum cœlavit intumescēte ambitu parmæ. ejusdem concava parte Deorum et Gigantum dimicationem.“ Plinius lib. XXXVI Sect. 4 p. 726 Edit. Hard.

² *Iliad* Σ. v. 497—508.

[„Auch war dort auf dem Markte gedrängt des Volkes
Versammlung.

Denn zweien Männer zankten und haderten wegen der Sühnung
Um den erschlagenen Mann. Es beteuerte dieser dem Volke,
Alles hab' er bezahlt, ihm leugnete jener die Zahlung.
Jeder drang, den Streit durch des Kundigen Zeugnis zu enden.
Diesem schrien und jenem begünstigend eifrige Helfer,
Doch Herolde bezahmten die Streitenden. Aber die Greise
Saßen umher im heiligen Kreis auf gehauenen Steinen;
Und in die Hände den Stab dumpfprüfender Herolde nehmend,
Standen sie auf nacheinander und redeten wechselnd das Urtheil.
Mitten lagen im Kreis auch zwei Talente des Goldes . . .“

J. H. Voß]

so glaube ich, hat er nicht mehr als ein einziges Gemälde angeben wollen: das Gemälde eines öffentlichen Rechtshandels über die streitige Erlegung einer ansehnlichen Geldbuße für einen verübten Totschlag. Der Künstler, der diesen Vorwurf ausführen soll, kann sich auf einmal nicht mehr als einen einzigen Augenblick desselben zunutze machen, entweder den Augenblick der Anklage oder die Abhörung der Zeugen oder des Urteilspruches, oder welchen er sonst, vor oder nach oder zwischen diesen Augenblicken, für den bequemsten halt. Diesen einzigen Augenblick macht er so prägnant wie möglich und führt ihn mit allen den Tauschungen aus, welche die Kunst in Darstellung sichtbarer Gegenstände vor der Poesie voraus hat. Von dieser Seite aber unendlich zurückgelassen, was kann der Dichter, der eben diesen Vorwurf mit Worten malen soll und nicht ganzlich verunglücken will, anders tun, als daß er sich gleichfalls seiner eigentümlichen Vorteile bedient? Und welches sind diese? Die Freiheit, sich sowohl über das Vergangene als über das Folgende des einzigen Augenblickes in dem Kunstwerke auszubreiten, und das Vermögen, sonach uns nicht allein das zu zeigen, was uns der Künstler zeigt, sondern auch das, was uns dieser nur kann erraten lassen. Durch diese Freiheit, durch dieses Vermögen allein kommt der Dichter dem Künstler wieder bei, und ihre Werke werden einander alsdenn am ähnlichsten, wenn die Wirkung derselben gleich lebhaft ist, nicht aber, wenn das eine der Seele durch das Ohr nicht mehr oder weniger beibringt, als das andere dem Auge darstellen kann. Nach diesem Grundsatz hatte *Bovius* die Stelle des *Homers* beurteilen sollen, und er wurde nicht so viel besondere Gemälde daraus gemacht haben, als verschiedene Zeitpunkte er darin zu bemerken glaubte. Es ist wahr, es konnte nicht wohl alles, was *Homer*

sagt, in einem einzigen Gemälde verbunden sein; die Beschuldigung und Ableugnung, die Darstellung der Zeugen und der Zuruf des geteilten Volkes, das Bestreben der Herolde, den Tumult zu stillen, und die Äußerungen der Schiedsrichter sind Dinge, die aufeinander folgen und nicht nebeneinander bestehen können. Doch was, um mich mit der Schule auszudrücken, nicht actu in dem Gemälde enthalten war, das lag virtute darin, und die einzige wahre Art, ein materielles Gemälde mit Worten nachzuschildern, ist die, daß man das letztere mit dem wirklich Sichtbaren verbindet und sich nicht in den Schranken der Kunst halt, innerhalb welchen der Dichter zwar die Data zu einem Gemälde herzhahlen, aber nimmermehr ein Gemälde selbst hervorbringen kann.

Gleicherweise zerteilt *Boivin* das Gemälde der belagerten Stadt¹ in drei verschiedene Gemälde. Er hatte es ebensowohl in zwölf teilen können als in drei. Denn da er den Geist des Dichters einmal nicht faßte und von ihm verlangte, daß er den Einheiten des materiellen Gemäldes sich unterwerfen müsse, so hatte er weit mehr Übertretungen dieser Einheiten finden können, daß es fast nötig gewesen wäre, jedem besondern Zuge des Dichters ein besonderes Feld auf dem Schilde zu bestimmen. Meines Erachtens aber hat *Homer* überhaupt nicht mehr als zehn verschiedene Gemälde auf dem ganzen Schilde, deren jedes er mit einem *ἐν μὲν ἐτευξε* oder *ἐν δὲ ποιησε* oder *ἐν δ' ἐτίθει*, oder *ἐν δὲ ποικίλλε* *Ἀμφιγυνεῖς* anfangt.² Wo diese Eingangsworte nicht stehen, hat man kein Recht, ein besonderes Gemälde anzunehmen, im Gegenteil muß alles, was sie verbinden, als ein einziges betrachtet werden, dem nur bloß die willkürliche Konzentration in einen einzigen Zeitpunkt mangelt, als welche der Dichter anzugeben keinesweges gehalten war. Vielmehr, hatte er ihn angegeben, hätte er sich genau daran gehalten, hatte er nicht den geringsten Zug einfließen lassen, der in der wirklichen Ausführung nicht damit zu verbinden wäre; mit einem Worte, hatte er so verfahren, wie seine Tadler es verlangen. es ist wahr, so wurden diese Herren an ihm nichts auszusetzen, aber in der Tat auch kein Mensch von Geschmack etwas zu bewundern gefunden haben.

Pope ließ sich die Einteilung und Zeichnung des *Boivin* nicht allein

¹ v. 509—540

² Das erste fängt an mit der 483ten Zeile und gehet bis zur 489ten, das zweite von 490—509, das dritte von 510—540; das vierte von 541—549, das fünfte von 550—560; das sechste von 561—572, das siebente von 573—586, das achte von 587—589, das neunte von 590—605 und das zehnte von 606—608. Bloß das dritte Gemälde hat die angegebenen Eingangsworte nicht, es ist aber aus den bei dem zweiten, *ἐν δὲ οὖν ποιησε πολεῖς*, und aus der Beschaffenheit der Sache selbst deutlich genug, daß es ein besonders Gemälde sein muß.

gefallen, sondern glaubte noch etwas ganz Besonders zu tun, wenn er nunmehr auch zeigte, daß ein jeder dieser so zerstückten Gemälde nach den strengsten Regeln der heutigen Tages üblichen Malerei angegeben sei. Kontrast, Perspektiv, die drei Einheiten, alles fand er darin auf das beste beobachtet. Und ob er schon gar wohl wußte, daß zufolge guter, glaubwürdiger Zeugnisse die Malerei zu den Zeiten des Trojanischen Krieges noch in der Wiege gewesen, so mußte doch entweder *Homer* vermöge seines göttlichen Genies sich nicht sowohl an das, was die Malerei damals oder zu seiner Zeit leisten konnte, gehalten als vielmehr das erraten haben, was sie überhaupt zu leisten imstande sei, oder auch jene Zeugnisse selbst mußten so glaubwürdig nicht sein, daß ihnen die augenscheinliche Aussage des kunstlichen Schildes nicht vorgezogen zu werden verdiene. Jenes mag annehmen, wer da will, dieses wenigstens wird sich niemand überreden lassen, der aus der Geschichte der Kunst etwas mehr als die bloßen Data der Historienschreiber weiß. Denn daß die Malerei zu *Homers* Zeiten noch in ihrer Kindheit gewesen, glaubt er nicht bloß deswegen, weil es ein *Plinius* oder so einer sagt, sondern vornehmlich, weil er aus den Kunstwerken, deren die Alten gedenken, urteilt, daß sie viele Jahrhunderte nachher noch nicht viel weiter gekommen und z. E. die Gemälde eines *Polygnotus* noch lange die Probe nicht aushalten, welche *Pope* die Gemälde des *Homerischen* Schildes bestehen zu können glaubt. Die zwei großen Stücke dieses Meisters zu Delphi, von welchen uns *Pausanias* eine so umständliche Beschreibung hinterlassen¹, waren offenbar ohne alle Perspektiv. Dieser Teil der Kunst ist den Alten gänzlich abzusprechen, und was *Pope* beibringt, um zu beweisen, daß *Homer* schon einen Begriff davon gehabt habe, beweiset weiter nichts, als daß ihm selbst nur ein sehr unvollständiger Begriff davon beigezogen.² „*Homer*“, sagt er, „kann kein Fremdling in der Perspektiv gewesen sein, weil er die Entfernung eines Gegenstandes von dem andern ausdrücklich angibt. Er bemerkt z. E., daß die Kundschafter ein wenig weiter als die andern Figuren gelegen, und daß die Eiche, unter welcher den Schnittern das Mahl zubereitet worden, beiseite gestanden. Was er von dem mit Herden und

¹ Phocic cap XXV—XXXI.

² Um zu zeigen, daß dieses nicht zu viel von *Pope* gesagt ist, will ich den Anfang der folgenden aus ihm angeführten Stelle (*Iliad* Vol V Obs p 6r) in der Grundsprache anführen „That he was no stranger to aerial perspective, appears in his expressly marking the distance of object from object he tells us“ etc. Ich sage, hier hat *Pope* den Ausdruck aerial perspective, die Luftperspektiv (perspective aérienne) ganz unrichtig gebraucht, als welche mit den nach Maßgebung der Entfernung verminderten Größen gar nichts zu tun hat, sondern unter der man lediglich die Schwächung und Abänderung der Farben nach Beschaffenheit der Luft oder des Mediu, durch welches wir sie sehen, versteht. Wer diesen Fehler machen konnte, dem war es erlaubt, von der ganzen Sache nichts zu wissen.

Hutten und Stallen übersaeten Tale sagt, ist augenscheinlich die Beschreibung einer großen perspektivischen Gegend. Ein allgemeiner Beweisgrund dafür kann auch schon aus der Menge der Figuren auf dem Schilde gezogen werden, die nicht alle in ihrer vollen Größe ausgedrückt werden konnten, woraus es denn gewissermaßen unstreitig, daß die Kunst, sie nach der Perspektiv zu verkleinern, damaliger Zeit schon bekannt gewesen.“ Die bloße Beobachtung der optischen Erfahrung, daß ein Ding in der Ferne kleiner erscheint als in der Nahe, macht ein Gemälde noch lange nicht perspektivisch. Die Perspektiv erfordert einen einzigen Augenpunkt, einen bestimmten natürlichen Gesichtskreis, und dieses war es, was den alten Gemälden fehlte. Die Grundfläche in den Gemälden des *Polygnotus* war nicht horizontal, sondern nach hinten zu so gewaltig in die Höhe gezogen, daß die Figuren, welche hintereinander zu stehen scheinen sollten, übereinander zu stehen schienen. Und wenn diese Stellung der verschiedenen Figuren und ihrer Gruppen allgemein gewesen, wie aus den alten Basreliefs, wo die hintersten allezeit höher stehen als die vordersten und über sie wegsehen, sich schließen laßt. so ist es natürlich, daß man sie auch in der Beschreibung des *Homers* annimmt und diejenigen von seinen Bildern, die sich nach selbiger in ein Gemälde verbinden lassen, nicht unnötigerweise trennet. Die doppelte Szene der friedfertigen Stadt, durch deren Straßen der frohliche Aufzug einer Hochzeitfeier ging, indem auf dem Markte ein wichtiger Prozeß entschieden ward, erfordert diesem zufolge kein doppeltes Gemälde, und *Homer* hat es gar wohl als ein einziges denken können, indem er sich die ganze Stadt aus einem so hohen Augenpunkte vorstellte, daß er die freie Aussicht zugleich in die Straßen und auf den Markt dadurch erhielt.

Ich bin der Meinung, daß man auf das eigentliche Perspektivische in den Gemälden nur gelegentlich durch die Szenenmalerei gekommen ist; und auch als diese schon in ihrer Vollkommenheit war, muß es noch nicht so leicht gewesen sein, die Regeln derselben auf eine einzige Fläche anzuwenden, indem sich noch in den spätern Gemälden unter den Altertümern des *Herkulanums* so häufige und mannigfaltige Fehler gegen die Perspektiv finden, als man itzo kaum einem Lehrlinge vergeben wurde.¹

Doch ich entlasse mich der Muhe, meine zerstreuten Anmerkungen über einen Punkt zu sammeln, über welchen ich in des Herrn *Winkelmanns* versprochener Geschichte der Kunst die volligste Befriedigung zu erhalten hoffen darf.²

¹ „Betrachtungen über die Malerei“ S. 185.

² Geschrieben im Jahr 1763.

XX

Ich lenke mich vielmehr wieder in meinen Weg, wenn ein Spaziergänger anders einen Weg hat

Was ich von körperlichen Gegenständen überhaupt gesagt habe, das gilt von körperlichen schonen Gegenständen um so viel mehr.

Körperliche Schönheit entspringt aus der übereinstimmenden Wirkung mannigfaltiger Teile, die sich auf einmal übersehen lassen. Sie erfordert also, daß diese Teile nebeneinander liegen müssen; und da Dinge, deren Teile nebeneinander liegen, der eigentliche Gegenstand der Malerei sind, so kann sie, und nur sie allein, körperliche Schönheit nachahmen.

Der Dichter, der die Elemente der Schönheit nur nacheinander zeigen konnte, enthält sich daher der Schilderung körperlicher Schönheit, als Schönheit, gänzlich. Er fühlt es, daß diese Elemente, nacheinander geordnet, unmöglich die Wirkung haben können, die sie, nebeneinander geordnet, haben, daß der konzentrierende Blick, den wir nach ihrer Enumeration auf sie zugleich zurücksenden wollen, uns doch kein übereinstimmendes Bild gewähret, daß es über die menschliche Einbildung gehet, sich vorzustellen, was dieser Mund und diese Nase und diese Augen zusammen für einen Effekt haben, wenn man sich nicht aus der Natur oder Kunst einer ähnlichen Komposition solcher Teile erinnern kann.

Und auch hier ist *Homer* das Muster aller Muster. Er sagt Nireus war schon, Achilles war noch schöner, Helena besaß eine göttliche Schönheit. Aber nirgends läßt er sich in die umständlichere Schilderung dieser Schönheiten ein. Gleichwohl ist das ganze Gedicht auf die Schönheit der Helena gebaut. Wie sehr wurde ein neuerer Dichter darüber luxuriert haben!

Schon ein *Constantinus Manasses* wollte seine kahle Chronike mit einem Gemalde der Helena auszieren. Ich muß ihn für seinen Versuch danken. Denn ich wußte wirklich nicht, wo ich sonst ein Exempel aufreiben sollte, aus welchem augenscheinlicher erhelle, wie tonicht es sei, etwas zu wagen, das *Homer* so weislich unterlassen hat. Wenn ich bei ihm lese:¹

¹ Constantinus Manasses Compend Chron p 20 Edit Venet Die Fr Dacier war mit diesem Porträt des Manasses, bis auf die Tautologien, sehr wohl zufrieden „De Helena pulchritudine omnium optime Constantinus Manasses, nisi in eo tautologiam reprehendas“ [„Über die Schönheit der Helena hat Constantinus Manasses am besten gehandelt, nur daß man seine Tautologien tadeln könnte“] (Ad Dictyn Cretensem lib I cap 3 p 5) Sie führt nach dem Mezeriac (Comment sur les Epitres d'Ovide T II p 36r) auch die Beschreibungen an, welche Dares Phrygius und Cedrenus von der Schönheit der Helena geben. In der erstern kommt ein Zug vor, der ein wenig seltsam klingt Dares sagt nämlich von der Helena, sie habe ein Mal zwischen den Augenbraunen gehabt („notam inter duo supercilia habentem“) Das war doch wohl nichts Schönes? Ich wollte, daß die Französin ihre Meinung darüber gesagt

'Ην ἡ γυνή περικαλλής, εὐφρυνς, εὐχρυσστατη,
 Εὐπαρεῖος, εὐπροσωπος, βοωπὶς, χιοιοχρυνς,
 Ἐλικοβλεφαρος, ἄβρα, χαριτων γεμον ἄλσος,
 Λευκοβραχιων, τρυφερα, καλλος ἀντικρυν ἐμπνουν,
 Το προσωπον καταλευκον, ἡ παρεία ῥοδοχρυνς,
 Το προσωπον ἐπιχαρι, το βλεφαρον ὥραιον,
 Καλλος ἀνεπιτηδευτον, ἀβαπτιστον, αὐτοχρυν,
 Ἐβαπτε την λευκοτητα ῥοδοχρια πωρινῃ.
 Ὡς εἰ τις τον ἔλεφαντα βαφει λαμπρα πορφυρα.
 Δειρη μακρα, καταλευκος, ὅθεν ἐμυθουργηθη
 Κυκνογενη την εὐοπτον Ἐλενην χρηματιζειν — —

[„Sie war ein überschönes Weib, glattstirnig, wohlgestaltet, zart-
 wangig, reizend von Antlitz, großäugig, von schneeeiger Haut, mit
 runden Brauen, die Brust eine Wohnstätte der Chariten, weißarmig,
 anmutig, Schönheit aushauchend, das Gesicht ganz weiß, die Wange
 rosig, das Gesicht entzuckend, das Auge strahlend, von ungekünstel-
 ter Grazie, ungeschminkt, im Schmuck der natürlichen Hautfarbe,
 farbte sie die Blasse mit rosenfarbenem Feuer, wie wenn einer Elfen-
 bein farbt mit leuchtendem Purpur, mit langem weißschimmerndem
 Halse, was auf die nach dem Mythos dem Schwanengeschlecht ent-
 stammende schöne Helena hindeutet . . .“]

hätte Memesteiles halte ich das Wort nota hier für verfälscht und glaube, daß Dares
 von dem reden wollen, was bei den Griechen *μεσοφρυν* und bei den Lateinern
 glabella hieß Die Augenbraunen der Helena, will er sagen, liefen nicht zusammen,
 sondern waren durch einen kleinen Zwischenraum abgesondert Der Geschmack der
 Alten war in diesem Punkte verschieden Einigen gefiel ein solcher Zwischenraum,
 andern nicht (Junius, De Pictura Vet lib III cap 9 p 245) Anakreon hielt die
 Mittelstraße, die Augenbraunen seines geliebten Mädchens waren weder merklich
 getrennet noch völlig ineinander verwachsen, sie verliefen sich sanft in einem einzigen
 Punkte. Er sagt zu dem Künstler, welcher sie malen sollte (Od. 28).

Το μεσοφρυν δε μη μοι
 Διακοπτε μητε μογε,
 Ἐχσω δ' ὅπως ἔκεινη
 Τί λεληθοτως συνοφρυν
 Βλεφαρων ἴτνν κελαινῃν.

[„Die Augenbrauen trenne mir nicht noch bringe sie mir zusammen! Sondern beide
 sollen unmerklich einen schwarzen Kranz über den Augen bilden!“] Nach der Lesart
 des Pauw, obschon auch ohne sie der Verstand der nämliche ist und von Henri Stephano
 nicht verfehlet worden.

Supercili migrantis
 Discrimina nec acus,
 Confundito nec illos:
 Sed junge sic ut anceps
 Divortium relinquas,
 Quale esse cernis ipsi

Wenn ich aber den Sinn des Dares getroffen hätte, was müßte man wohl sodann
 anstatt des Wortes *nota* lesen? Vielleicht *moram*? Denn so viel ist gewiß, daß *mora*
 nicht allein den Verlauf der Zeit, ehe etwas geschieht, sondern auch die Hinderung,
 den Zwischenraum von einem zum andern, bedeutet

so dunkelt mich, ich sehe Steine auf einen Berg walzen, aus welchen auf der Spitze desselben ein prächtiges Gebäude aufgeführt werden soll, die aber alle auf der andern Seite von selbst wieder herabrollen. Was für ein Bild hinterläßt er, dieser Schwall von Worten? Wie sah Helena nun aus? Werden nicht, wenn tausend Menschen dieses lesen, sich alle tausend eine eigene Vorstellung von ihr machen?

Doch es ist wahr, politische Verse eines Monches sind keine Poesie. Man höre also den *Ariost*, wenn er seine bezaubernde Alcina schildert.¹

Di persona era tanto ben formata,
Quanto me' finger san pittori industri.
Con bionda chioma, lunga e annodata,
Oro non è, che piu risplenda, e lustri,
Spargeasi per la guancia delicata
Misto color di rose e di ligustri.
Di terso avorio era la fronte lieta,
Che lo spazio finia con gusta meta.

Ego inquieta montium jaceam mora
[„Ich möchte als unbequemes Hemmnis für die Berge dahegen!“],
wünscht sich der rasende Herkules beim Seneca (v. 1215), welche Stelle Gronovius sehr wohl erklärt: „Optat se medium jacere inter duas Symplegades, illarum velut moram, impedimentum, obicem, qui eas moretur, vetet aut satis arcte conjungi aut rursus distrahi.“ [„Er wünscht sich mitten zwischen den beiden Symplegaden zu liegen, gleichsam als Hemmnis, als Hindernis, als Riegel, der sie hemmt und ihnen nicht gestattet, ganz eng zusammenzuschlagen und sich wieder zu trennen.“] So heißen auch bei ebendemselben Dichter lacertorum morae [„die Riegel der Muskeln“] soviel als juncturae [„Verbindungen“] (Schroederus ad v. 762 Thyest)

¹ Orlando Furioso, Canto VII St. 11–15. „Die Bildung ihrer Gestalt war so reizend, als nur künstliche Maler sie dichten können. Gegen ihr blondes, langes, aufgeknapftes Haar ist kein Gold, das nicht seinen Glanz verliere. Über ihre zarten Wangen verbreitete sich die vermischte Farbe der Rosen und der Lilien. Ihre fröhliche Stirn, in die gehörigen Schranken geschlossen, war von glattem Helfenbein. Unter zween schwarzen äußerst feinen Bögen glänzten zwei schwarze Augen oder vielmehr zwei leuchtende Sonnen, die mit Hholdseligkeit um sich blickten und sich langsam drehten. Rings um sie her schien Amor zu spielen und zu fliegen, von da schien er seinen ganzen Köcher abzuschleßen und die Herzen sichtbar zu rauben. Weiter hinab steigt die Nase mitten durch das Gesicht, an welcher selbst der Neid nichts zu bessern findet. Unter ihr zeigt sich der Mund, wie zwischen zwei kleinen Tälern, mit seinem eigentümlichen Zinnober bedeckt, hier stehen zwei Reihen auserlesener Perlen, die eine schöne, sanfte Lippe verschleßt und öffnet. Hieraus kommen die holdseligen Worte, die jedes rauhe, schändliche Herz erweichen, hier wird jenes hebliche Lächeln gebildet, welches für sich schon ein Paradies auf Erden eröffnet. Weißer Schnee ist der schöne Hals, und Milch die Brust, der Hals rund, die Brust voll und breit. Zwei zarte, von Helfenbein geründete Kugeln wallen sanft auf und nieder, wie die Wellen am äußersten Rande des Ufers, wenn ein spielender Zephyr die See bestrahlt. (Die übrigen Teile würde Argus selbst nicht haben sehen können. Doch war leicht zu urteilen, daß das, was versteckt lag, mit dem, was dem Auge bloß stand, übereinstimme.) Die Arme zeigen sich in ihrer gehörigen Länge, die weiße Hand etwas länglich und schmal in ihrer Breite, durchaus eben, keine Ader tritt über ihre glatte Fläche. Am Ende dieser herrlichen Gestalt sieht man den kleinen, trocknen, geründeten Fuß. Die englischen Mienen, die aus dem Himmel stammen, kann kein Schleier verbergen.“ — (Nach der Übersetzung des Herrn Menhardt in dem „Versuche über den Charakter und die Werke der besten ital. Dichter“. B. II S. 228.)

Sotto due negri e sottilissimi archi
 Son due negri occhi, anzi due chiari soli,
 Pietosi a riguardar, a mover parchi,
 Intorno a cui par ch' Amor scherzi e voli,
 E ch' indi tutta la faretra scarchi,
 E che visibilmente i cori involi
 Quindi il naso per mezzo il viso scende,
 Che non trova l'invidia ove l'emende.

Sotto quel sta, quasi fra due vallette,
 La bocca sparsa di natio cinabro,
 Quivi due filze son di perle elette,
 Che chrude, ed apre un bello e dolce labro;
 Quindi escon le cortesi parolette,
 Da render molle ogni cor rozzo e scabro;
 Quivi si forma quel soave riso,
 Ch' apre a sua posta in terra il paradiso.

Bianca neve è il bel collo, e'l petto latte,
 Il collo è tondo, il petto colmo e largo,
 Due pome acerbe e pur d'avorio fatte,
 Vengono e van, come onda al primo margo,
 Quando piacevole aura il mar combatte.
 Non potria l' altre parti veder Argo,
 Ben si può giudicar, che corrisponde,
 A quel ch' appar di fuor, quel che s'asconde.

Mostran le braccia sua misura giusta,
 E la candida man spesso si vede,
 Lunghetta alquanto e di larghezza angusta,
 Dove nè nodo appar, nè vena eccede.
 Si vede al fin de la persona augusta
 Il breve, asciutto e ritondetto piede.
 Gli angelici sembianti nati in cielo
 Non si ponno celar sotto alcun velo.

Milton sagt bei Gelegenheit des Pandamoniums: Einige lobten das Werk, andere den Meister des Werks. Das Lob des einen ist also nicht allezeit auch das Lob des andern. Ein Kunstwerk kann allen Beifall verdienen, ohne daß sich zum Ruhme des Künstlers viel besonders sagen läßt. Wiederum kann ein Künstler mit Recht unsere Bewunderung verlangen, auch wenn sein Werk uns die vollige Gnüge nicht tut. Dieses vergesse man nie, und es werden sich ofters

ganz widersprechende Urteile vergleichen lassen. Eben wie hier. *Dolce* in seinem „Gesprache von der Malerei“ läßt den Aretino von den angeführten Stanzen des *Ariost* ein außerordentliches Aufheben machen¹, ich hingegen wähe sie als ein Exempel eines Gemäldes ohne Gemälde. Wir haben beide recht. *Dolce* bewundert darin die Kenntnisse, welche der Dichter von der körperlichen Schönheit zu haben zeigt, ich aber sehe bloß auf die Wirkung, welche diese Kenntnisse, in Worte ausgedrückt, auf meine Einbildungskraft haben können. *Dolce* schließt aus jenen Kenntnissen, daß gute Dichter nicht minder gute Maler sind, und ich aus dieser Wirkung, daß sich das, was die Maler durch Linien und Farben am besten ausdrücken können, durch Worte gerade am schlechtesten ausdrücken läßt. *Dolce* empfiehlt die Schilderung des *Ariost* allen Malern als das vollkommenste Vorbild einer schönen Frau, und ich empfehle es allen Dichtern als die lehrreichste Warnung, was einem *Ariost* mißlingen müssen, nicht noch unglücklicher zu versuchen. Es mag sein, daß, wenn *Ariost* sagt:

Di persona era tanto ben formata,
Quanto me' finger san pittori industri,

er die Lehre von den Proportionen, so wie sie nur immer der fleißigste Künstler in der Natur und aus den Antiken studieret, vollkommen verstanden zu haben, dadurch beweiset². Er mag sich immerhin in den bloßen Worten:

Spargeasi per la guancia delicata
Misto color di rose e di ligustri,

als den vollkommensten Koloristen, als einen *Tizian* zeigen.³ Man mag daraus, daß er das Haar der Alcina nur mit dem Golde vergleicht, nicht aber goldenes Haar nennet, noch so deutlich schließen, daß er den Gebrauch des wirklichen Goldes in der Farbengebung gemäß-

¹ Dialogo della Pittura, intitolato l'Aretino (Firenze 1735) p. 178 „Se voghono i pittori senza fatica trovare un perfetto esempio di bella donna, leggano quelle stanze dell' Ariosto, nelle quali egli descrive mirabilmente le bellezze della Fata Alcina, e vedranno parimente, quanto i buoni poeti siano ancora essi pittori.“ — [Gespräch über die Malerei, betitelt Aretino (Florenz 1735) S. 178 „Die Maler können ohne Mühe das vollkommene Muster einer schönen Frau finden, wenn sie jene Stanzas des Ariost lesen, in denen in wundervoller Art die Schönheit der Fee Alcina beschrieben wird, und sie können zugleich sehen, wie gute Dichter auch gute Maler sind.“]

² Ibid. „Ecco, che, quanto alla proportion, l'ingenosissimo Ariosto assegna la migliore, che sappiano formar le mani de' più eccellenti pittori, usando questa voce industri, per dinotar la diligenza, che conviene al buono artefice.“ [„Sieh, wie betreffts der Proportion der geistvolle Ariost die beste aufzeigt, die die Hände weniger hervorragender Maler zu formen wissen, wobei er die Sorgfalt beobachtet, die dem guten Künstler geziemt.“]

³ Ibid. p. 182 „Qui l'Ariosto colorisce, e in questo suo colorire dimostra essere un Tiziano.“ [„Wenn Ariost Farben malt, so gleicht er darn wahrlich einem Tizian.“]

billiget.¹ Man mag sogar in seiner herabsteigenden Nase,

Quindi il naso per mezzo il viso scende,

das Profil jener alten griechischen und von den griechischen Kunstlern auch Romern geliehenen Nasen finden.² Was nutzt alle diese Gelehrsamkeit und Einsicht uns Lesern, die wir eine schöne Frau zu sehen glauben wollen, die wir etwas von der sanften Wallung des Gebluts dabei empfinden wollen, die den wirklichen Anblick der Schönheit begleitet? Wenn der Dichter weiß, aus welchen Verhältnissen eine schöne Gestalt entspringet, wissen wir es darum auch? Und wenn wir es auch wußten, laßt er uns hier diese Verhältnisse sehen? Oder erleichtert er uns auch nur im geringsten die Muhe, uns ihrer auf eine lebhaftere, anschauende Art zu erinnern? Eine Stirn in die gehorigen Schranken geschlossen, la fronte,

Che lo spazio finia con giusta meta;

eine Nase, an welcher selbst der Neid nichts zu bessern findet,

Che non trova l'invidia ove l'emende;

eine Hand, etwas langlich und schmal in ihrer Breite,

Lunghetta alquanto e di larghezza angusta;

was für ein Bild geben diese allgemeine Formeln? In dem Munde eines Zeichenmeisters, der seine Schuler auf die Schönheiten des akademischen Modells aufmerksam machen will, mochten sie noch etwas sagen; denn ein Blick auf dieses Modell, und sie sehen die gehorigen Schranken der frohlichen Stirne, sie sehen den schönsten Schnitt der Nase, die schmale Breite der niedlichen Hand. Aber bei dem Dichter sehe ich nichts und empfinde mit Verdruß die Vergeblichkeit meiner besten Anstrengung, etwas sehen zu wollen.

In diesem Punkte, in welchem *Virgil* dem *Homer* durch Nichtstun nachahmen können, ist auch *Virgil* ziemlich glücklich gewesen. Auch seine Dido ist ihm weiter nichts als pulcherrima Dido. „Die uberaus schöne Dido“. Wenn er ja umständlicher etwas an ihr beschreibt, so ist es ihr reicher Putz, ihr prachtiger Aufzug:

¹ Ibid. p. 180. „Poteva l'Arnosto nella gusa, che ha detto chioma bionda, dir chioma d'oro ma gli parve forse, che havrebbe havuto troppo del poetico. Da che si può ritrar, che'l pittore dee imitar l'oro, e non metterlo (come fanno i miniatori) nelle sue pitture, in modo, che si possa dire, que' capelli non sono d'oro, ma par che risplendano come l'oro“ [„In dieser Art kann Arnost, wenn er blondes Haar beschreibt, es Haar von Gold nennen, aber dies nur schreiben. es ist eben dichterische Redeweise. Daraus kann man schließen, daß der Maler nicht, wie die Miniaturisten tun, das Gold wirklich in sein Gemälde setzen darf, ebenso wie man sagen kann, daß die Haare nicht von Golde sind, sondern nur wie Gold glänzen.“] Was Dolce in dem Nachfolgenden aus dem Athenäus anfuhrte, ist merkwürdig, nur daß es sich nicht völlig so daselbst findet. Ich rede an einem andern Orte davon.

² Ibid. p. 182: „Il naso, che discende giù, havendo peravventura la considerazione a quelle forme de' nasi, che si veggono ne' ritratti delle belle Romane antiche“ [„Die herabsteigende Nase hat für den Betrachter die Form der Nasen, die man an den Bildnissen der schönen alten Römerinnen findet.“]

Tandem progreditur — — —

Sidoniam picto chlamydem circumdata limbo;
Cui pharetra ex auro, crines nodantur in aurum,
Aurea purpuream subnectit fibula vestem.¹

[„Sie wandelt hervor, umwallt vom Sidonischem (purpurnen) Mantel, mit gesticktem Saum, ihr Kocher ist golden, goldene Kamme halten die Haare, eine goldene Spange schürzt das purpurne Gewand.“] Wollte man darum auf ihn anwenden, was jener alte Künstler zu einem Lehrlinge sagte, der eine sehr geschmuckte Helena gemalt hatte: „Da du sie nicht schon malen konnen, hast du sie reich gemalt“ so wurde *Virgil* antworten, „Es liegt nicht an mir, daß ich sie nicht schon malen konnen; der Tadel trifft die Schranken meiner Kunst; mein Lob sei, mich innerhalb diesen Schranken gehalten zu haben.“

Ich darf hier die beiden Lieder des *Anakreons* nicht vergessen, in welchen er uns die Schönheit seines Mädchens und seines Bathylls zergliedert² Die Wendung, die er dabei nimmt, macht alles gut. Er glaubt, einen Maler vor sich zu haben, und läßt ihn unter seinen Augen arbeiten. „So“, sagt er, „mache mir das Haar, so die Stime, so die Augen, so den Mund, so Hals und Busen, so Huft und Hande!“ Was der Künstler nur teilweise zusammensetzen kann, konnte ihm der Dichter auch nur teilweise vorschreiben. Seine Absicht ist nicht, daß wir in dieser mundlichen Direktion des Malers die ganze Schönheit der geliebten Gegenstände erkennen und fühlen sollen; er selbst empfindet die Unfähigkeit des wortlichen Ausdrucks und nimmt eben daher den Ausdruck der Kunst zu Hülfe, deren Täuschung er so sehr erhebet, daß das ganze Lied mehr ein Lobgedicht auf die Kunst als auf sein Mädchen zu sein scheint. Er sieht nicht das Bild, er sieht sie selbst und glaubt, daß es nun eben den Mund zum Reden eröffnen werde:

Ἀπεχεῖ βλέπω γὰρ αὐτήν,
Ταχα, κηρε, καὶ λαλήσεις.

[„Genug! Denn ich sehe sie wirklich, und gleich wird sie sprechen.“] Auch in der Angabe des Bathylls ist die Anpreisung des schönen Knaben mit der Anpreisung der Kunst und des Künstlers so ineinander geflochten, daß es zweifelhaft wird, wem zu Ehren *Anakreon* das Lied eigentlich bestimmt habe. Es sammelt die schönsten Teile aus verschiedenen Gemalden, an welchen eben die vorzügliche Schönheit dieser Teile das Charakteristische war; den Hals nimmt er von einem Adonis, Brust und Hande von einem Merkur, die Huft von einem

¹ Aeneid IV v 136

² Od XXVIII XXIX.

Pollux, den Bauch von einem Bacchus; bis er den ganzen Bathyll in einem vollendeten Apollo des Kunstlers erblickt.

Μετα δε προσωπον ἔστω,
 Τον Ἀδωνιδος παρελθων,
 Ἐλεφαντινος τραχηλος·
 Μεταμαζιον δε ποιει
 Διδυμας τε χειρας Ἑρμου,
 Πολυδευκεος δε μηρους,
 Διονυσιην δε νηδυν — —
 Τον Ἀπολλωνα δε τουτον
 Καθελων, ποιει Βαθυλλον.

[„Unter dem Angesicht stehe, den Adonis ubertreffend, ein elfenbeinerner Hals; die Brust und beide Hände bilde er nach dem Hermes, die Hüften nach dem Polydeukes, den Bauch nach dem Dionysos ... den Apollon ganz vollendend, bilde er den Bathyllos!“]

So weiß auch *Lucian* von der Schönheit der Panthea anders keinen Begriff zu machen als durch Verweisung auf die schönsten weiblichen Bildsäulen alter Künstler.¹ Was heißt aber dieses sonst als bekennen, daß die Sprache für sich selbst hier ohne Kraft ist, daß die Poesie stammelt und die Beredsamkeit verstummet, wenn ihnen nicht die Kunst noch einigermaßen zur Dolmetscherin diene?

XXI.

Aber verliert die Poesie nicht zu viel, wenn man ihr alle Bilder körperlicher Schönheit nehmen will? — Wer will ihr die nehmen? Wenn man ihr einen einzigen Weg zu verleiden sucht, auf welchem sie zu solchen Bildern zu gelangen gedenket, indem sie die Fußtapfen einer verschwisterten Kunst aufsucht, in denen sie angstlich herumirret, ohne jemals mit ihr das gleiche Ziel zu erreichen: verschließt man ihr darum auch jeden andern Weg, wo die Kunst hinwiederum ihr nachsehen muß?

Eben der *Homer*, welcher sich aller stückweisen Schilderung körperlicher Schönheiten so geflissentlich enthält, von dem wir kaum einmal im Vorbeigehen erfahren, daß Helena weiße Arme² und schönes Haar³ gehabt, eben der Dichter weiß demohngeachtet uns von ihrer Schönheit einen Begriff zu machen, der alles weit übersteiget, was die Kunst in dieser Absicht zu leisten imstande ist. Man erinnere sich der Stelle, wo Helena in die Versammlung der Ältesten des Trojan-

¹ *Elkovos* § 3 T II p 461 Edit Rertz

² *Iliad* Γ v 121.

³ *Ibid.* v. 329.

schen Volkes tritt Die ehrwürdigen Greise sehen sie, und einer sprach zu den andern ¹

Ὁὐ νεμεσις, Τρῶας καὶ ἐννεμηιδας Ἀχαιοὺς
Τοιγδ' ἀμφὶ γυναικὶ πολὺν χρόνον ἄλγεα πασχειν
Αἰνῶς ἀθανάτησι θεῇς εἰς ὅπα ἔοικεν.

[„Tadelt nicht die Troer und hellumschienten Achaier,
Die um ein solches Weib so lang ausharren im Elend!
Einer unsterblichen Gottin furwahr gleicht jene von Ansehn!“
J. H. Voß]

Was kann eine lebhaftere Idee von Schönheit gewähren, als das kalte Alter sie des Krieges wohl wert erkennen lassen, der so viel Blut und so viele Tränen kostet?

Was *Homer* nicht nach seinen Bestandteilen beschreiben konnte, laßt er uns in seiner Wirkung erkennen. Malet uns, Dichter, das Wohlgefallen, die Zuneigung, die Liebe, das Entzucken, welches die Schönheit verursacht, und ihr habt die Schönheit selbst gemalt. Wer kann sich den geliebten Gegenstand der *Sappho*, bei dessen Erblickung sie Sinne und Gedanken zu verlieren bekennet, als haßlich denken? Wer glaubt nicht, die schönste, vollkommenste Gestalt zu sehen, sobald er mit dem Gefühle sympathisiret, welches nur eine solche Gestalt erregen kann? Nicht weil uns *Ovid* den schonen Körper seiner *Lesbia* Teil vor Teil zeigt:

Quos humeros, quales vidi tetigique lacertos!

Forma papillarum quam fuit apta premi!

Quam castigato planus sub pectore venter!

Quantum et quale latus! quam juvenile femur! —

[„Welche Schultern habe ich gesehen, und welche Arme betastet! Wie fest war die Form der Brüste! Wie glatt unter dem straffen Busen der Leib! Wie voll die Hüften! und wie schlank die Schenkel!“] sondern weil er es mit der wollustigen Trunkenheit tut, nach der unsere Sehnsucht so leicht zu erwecken ist, glauben wir eben des Anblickes zu genießen, den er genoß.

Ein andrer Weg, auf welchem die Poesie die Kunst in Schilderung körperlicher Schönheit wiederum einholt, ist dieser, daß sie Schönheit in Reiz verwandelt. Reiz ist Schönheit in Bewegung und eben darum dem Maler weniger bequem als dem Dichter. Der Maler kann die Bewegung nur erraten lassen, in der Tat aber sind seine Figuren ohne Bewegung. Folglich wird der Reiz bei ihm zur Grimasse. Aber in der Poesie bleibt er, was er ist, ein transitorisches Schönes, das wir

¹ Ibid v. 156—158.

wiederholt zu sehen wünschen. Es kommt und geht, und da wir uns überhaupt einer Bewegung leichter und lebhafter erinnern können als bloßer Formen oder Farben, so muß der Reiz in dem nämlichen Verhältnisse starker auf uns wirken als die Schönheit. Alles, was noch in dem Gemalde der Alcina gefällt und ruhet, ist Reiz. Der Eindruck, den ihre Augen machen, kommt nicht daher, daß sie schwarz und feurig sind, sondern daher, daß sie.

Pietosi a riguardar, a mover parchi,

„mit Holdseligkeit um sich blicken und sich langsam drehen“, daß Amor sie umflattert und seinen ganzen Kocher aus ihnen abschießt. Ihr Mund entzucket, nicht, weil von eigentümlichem Zinnober bedeckte Lippen zwei Reihen auserlesener Perlen verschließen, sondern weil hier das liebliche Lächeln gebildet wird, welches für sich schon ein Paradies auf Erden eröffnet; weil er es ist, aus dem die freundlichen Worte tonen, die jedes rauhe Herz erweichen. Ihr Busen bezaubert, weniger, weil Milch und Helfenbein und Apfel uns seine weiße und niedliche Figur vorbilden, als vielmehr, weil wir ihn sanft auf und nieder wallen sehen, wie die Wellen am äußersten Rande des Ufers, wenn ein spielender Zephyr die See bestreitet:

Due pome acerbe e pur d'avorio fatte,
Vengono e van, come onda al primo margo,
Quando piacevole aura il mar combatte.

Ich bin versichert, daß lauter solche Züge des Reizes, in eine oder zwei Stanzen zusammengedranget, weit mehr tun wurden als die funfe alle, in welche sie *Ariost* zerstreuet und mit kalten Zügen der schonen Form, viel zu gelehrt für unsere Empfindungen, durchflochten hat.

Selbst *Anakreon* wollte lieber in die anscheinende Unschicklichkeit verfallen, eine Untulichkeit von dem Maler zu verlangen, als das Bild seines Mädchens nicht mit Reiz beleben:

Τρυφερον δ' ἔσω γενείου,
Περι λυγδιῳ τραχὺ
Χαριτες πετοιντο πασαι.

„Ihr sanftes Kinn“, befiehlt er dem Künstler, „ihren marmornen Nacken laß alle Grazien umflattern!“ Wie das? Nach dem genauesten Wortverstande? Der ist keiner malerischen Ausführung fähig. Der Maler konnte dem Kinn die schonste Rundung, das schonste Grubchen, *Amoris digitulo impressum* (denn das *ἔσω* scheint mir ein Grubchen andeuten zu wollen) – er konnte dem Halse die schonste

Karnation geben; aber weiter konnte er nichts. Die Wendungen dieses schonen Halses, das Spiel der Muskeln, durch das jenes Grubchen bald mehr, bald weniger sichtbar wird, der eigentliche Reiz war über seine Kräfte. Der Dichter sagte das Höchste, wodurch uns seine Kunst die Schönheit sinnlich zu machen vermag, damit auch der Maler den höchsten Ausdruck in seiner Kunst suchen möge. Ein neues Beispiel zu der obigen Anmerkung, daß der Dichter, auch wenn er von Kunstwerken redet, dennoch nicht verbunden ist, sich mit seiner Beschreibung in den Schranken der Kunst zu halten.

XXII.

Zeuxis malte eine Helena und hatte das Herz, jene berühmte Zeilen des *Homers*, in welchen die entzuckten Greise ihre Empfindung bekennen, darunter zu setzen. Nie sind Malerei und Poesie in einen gleichern Wettstreit gezogen worden. Der Sieg blieb unentschieden, und beide verdienten gekrönt zu werden.

Denn so, wie der weise Dichter uns die Schönheit, die er nach ihren Bestandteilen nicht schildern zu können fühlte, bloß in ihrer Wirkung zeigte: so zeigte der nicht minder weise Maler uns die Schönheit nach nichts als ihren Bestandteilen und hielt es seiner Kunst für unanständig, zu irgend einem andern Hilfsmittel Zuflucht zu nehmen. Sein Gemälde bestand aus der einzigen Figur der Helena, die nackt da stand, Denn es ist wahrscheinlich, daß es eben die Helena war, welche er für die zu Krotona malte.¹

Man vergleiche hiermit Wunders halber das Gemälde, welches *Caylus* dem neuern Künstler aus jenen Zeilen des *Homers* vorzeichnet. „Helena, mit einem weißen Schleier bedeckt, erscheint mitten unter verschiedenen alten Männern, in deren Zahl sich auch Priamus befindet, der an den Zeichen seiner königlichen Würde zu erkennen ist. Der Artist muß sich besonders angelegen sein lassen, uns den Triumph der Schönheit in den gierigen Blicken und in allen den Äußerungen einer staunenden Bewunderung auf den Gesichtern dieser kalten Greise empfinden zu lassen. Die Szene ist über einem von den Toren der Stadt. Die Vertiefung des Gemäldes kann sich in den freien Himmel oder gegen ein höhere Gebäude der Stadt verlieren; jenes wurde kühner lassen, eines aber ist so schicklich wie das andere.“

Man denke sich dieses Gemälde von dem größten Meister unserer Zeit ausgeführt und stelle es gegen das Werk des *Zeuxis*! Welches wird den wahren Triumph der Schönheit zeigen? Dieses, wo ich ihn selbst

¹ Val Maximus lib III cap 7 Dionysius Halicarnass Art Rhet cap 12. *Περί λογων εξετασεως* [„Untersuchung der Redearten“]

fühle, oder jenes, wo ich ihn aus den Grimassen gerührter Graubärte schließen soll? Turpe senilis amor, ein gieriger Blick macht das ehrwürdigste Gesicht lächerlich, und ein Greis, der jugendliche Begierden verrät, ist sogar ein ekler Gegenstand. Den *Homerischen* Greisen ist dieser Vorwurf nicht zu machen; denn der Affekt, den sie empfinden, ist ein augenblicklicher Funke, den ihre Weisheit sogleich erstickt, nur bestimmt, der Helena Ehre zu machen, aber nicht, sie selbst zu schanden. Sie bekennen ihr Gefühl und fügen sogleich hinzu.

Ἄλλα καὶ ὧς, τοιγὰρ εἶπες, ἐν νηυσὶ νεεσθῶ,
Μηδ' ἤμιν τεκεεσσι τ' ὀπισσῶ πημα λιποῖτο.

[„Dennoch kehr', auch mit solcher Gestalt, sie in Schiffen zur Heimat, Ehe sie uns und den Söhnen hinfort noch Jammer bereitet!“

J. H. Voß]

Ohne diesen Entschluß waren es alte Gecke, waren sie das, was sie in dem Gemälde des *Caylus* erscheinen. Und worauf richten sie denn da ihre gierigen Blicke? Auf eine verummte, verschleierte Figur. Das ist Helena? Es ist mir unbegreiflich, wie ihr *Caylus* hier hat den Schleier lassen können. Zwar *Homer* gibt ihr denselben ausdrücklich.

Αὐτίκα δ' ἀργεννησὶ καλυψαμένη ὁδοῖσιν
᾿Ωρματ' ἐκ θαλαμοῖο — —

[„Schnell in den Schleier gehüllt von silberfarbener Leinwand, Flog sie hinweg aus der Kammer . . .“

J. H. Voß]

aber, um über die Straßen damit zu gehen, und wenn auch schon bei ihm die Alten ihre Bewunderung zeigen, noch ehe sie den Schleier wieder abgenommen oder zurückgeworfen zu haben scheint, so war es nicht das erstemal, daß sie die Alten sahen, ihr Bekenntnis durfte also nicht aus dem itzigen augenblicklichen Anschauen entstehen, sondern sie konnten schon oft empfunden haben, was sie zu empfinden bei dieser Gelegenheit nur zum erstenmal bekannten. In dem Gemälde findet so etwas nicht statt. Wenn ich hier entzuckte Alte sehe, so will ich auch zugleich sehen, was sie in Entzückung setzt, und ich werde äußerst betroffen, wenn ich weiter nichts als, wie gesagt, eine verummte, verschleierte Figur wahrnehme, die sie brunstig angaffen. Was hat dieses Ding von der Helena? Ihren weißen Schleier und etwas von ihrem proportionierten Umriss, soweit Umriss unter Gewandern sichtbar werden kann. Doch vielleicht war es auch des Grafen Meinung nicht, daß ihr Gesicht verdeckt sein sollte, und er nennet den Schleier bloß als ein Stück ihres Anzuges. Ist dieses (seine Worte sind einer solchen Auslegung zwar nicht wohl fähig „Hélène couverte d'un voile blanc“), so entstehet eine andere Verwunderung bei

mir er empfiehlt dem Artisten so sorgfältig den Ausdruck auf den Gesichtern der Alten, nur über die Schönheit in dem Gesichte der Helena verliert er kein Wort. Diese sittsame Schönheit, im Auge den feuchten Schimmer einer reuenden Träne, furchtsam sich nähernd – Wie? Ist die höchste Schönheit unsern Kunstlern so etwas Gelaufenes, daß sie auch nicht daran erinnert zu werden brauchen? Oder ist Ausdruck mehr als Schönheit? Und sind wir auch in Gemalden schon gewohnt, so wie auf der Bühne, die haßlichste Schauspielerinnen für eine entzückende Prinzessin gelten zu lassen, wenn ihr Prinz nur recht warme Liebe gegen sie zu empfinden äußert?

Im Wahrheit, das Gemälde des *Caylus* wurde sich gegen das Gemälde des *Zeuxis* wie Pantomime zur erhabensten Poesie verhalten.

Homer ward vor alters ohnstreitig fleißiger gelesen als itzt. Dennoch findet man so gar vieler Gemälde nicht erwähnt, welche die alten Künstler aus ihm gezogen hätten.¹ Nur den Fingerzeig des Dichters auf besondere körperliche Schönheiten scheinen sie fleißig genutzt zu haben, diese malten sie, und in diesen Gegenständen, fühlten sie wohl, war es ihnen allein vergonnet, mit dem Dichter wetteifern zu wollen. Außer der Helena hatte *Zeuxis* auch die Penelope gemalt, und des *Apelles* Diana war die *Homerische* in Begleitung ihrer Nymphen. Bei dieser Gelegenheit will ich erinnern, daß die Stelle des *Plinius*, in welcher von der letztern die Rede ist, einer Verbesserung bedarf.² Hand-

¹ Fabricii Biblioth. Græc. Lib. II cap. 6 p. 345.

² Plinius sagt von dem Apelles (Libr. XXXV sect. 36 p. 698 Edit. Hard.) „Fecit et Dianam sacrificantium virginum choro mixtam quibus viscisse Homeri versus videtur id ipsum describens“ [„Er malte auch die Diana inmitten einer Schar von opfernden Jungfrauen, damit scheint er die Verse des Homer, die sie beschreiben, übertroffen zu haben.“] Nichts kann wahrer als dieser Lobspruch gewesen sein. Schöne Nymphen um eine schöne Göttin her, die mit der ganzen majestätischen Sterne über sie hervorragt, sind freilich ein Vorwurf, der der Malerei angemessener ist als der Poesie. Das sacrificantium nur ist mir höchst verdächtig. Was macht die Göttin unter opfernden Jungfrauen? Und ist dieses die Beschäftigung, die Homer den Gespielinnen der Diana gibt? Mit nichten, sie durchstreifen mit ihr Berge und Wälder, sie jagen, sie spielen, sie tanzen (Odys. ζ v. 102–106)

Οἷη δ' Ἀρτεμις εἰσι κατ' οὐρεος ἰοχαιρα
ἥ κατὰ Τηρυγστον περιμηκτον, ἣ Ἐρυμανθον
Τερπομενη καποροις καὶ ὠκειῃς ἐλαφοῖσι
Τῇ δὲ θ' ἅμα Νύμφαι, κοῦραι Διὸς Αἰγιοχοιο,
Ἀγρονομοὶ παίζουσι — — —

[„Wie die Göttin der Jagd durch Erymanthos' Gebüsch
Oder Taygetos' Höhen mit Köcher und Bogen emhergeht
Und sich ergötzt, die Eber und schnellen Hirsche zu fällen,
Um sie spielen die Nymphen, Bewohnerinnen der Felder,
Töchter des furchtbaren Zeus.“]

J. H. Voß]

Plinius wird also nicht sacrificantium [„opfernden“], er wird venantium [„jagenden“] oder etwas Ähnliches geschrieben haben, vielleicht silvis vagantium [„in den Wäldern schwelgenden“], welche Verbesserung die Anzahl der veränderten Buchstaben ungefähr hätte. Dem παίζουσι [„spielen“] beim Homer wurde saltantium [„tanzenden“] am

lungen aber aus dem *Homer* zu malen, bloß weil sie eine reiche Komposition, vorzügliche Kontraste, kunstliche Beleuchtungen darboten, schien der alten Artisten ihr Geschmack nicht zu sein und konnte es nicht sein, solange sich noch die Kunst in den engern Grenzen ihrer höchsten Bestimmung hielt. Sie nährten sich dafür mit dem Geiste des Dichters, sie füllten ihre Einbildungskraft mit seinen erhabensten Zügen, das Feuer seines Enthusiasmus entflammte den ihrigen, sie sahen und empfanden wie er und so wurden ihre Werke Abdrucke der *Homerischen*, nicht in dem Verhältnisse eines Portrats zu seinem Originale, sondern in dem Verhältnisse eines Sohnes zu seinem Vater ähnlich, aber verschieden. Die Ähnlichkeit liegt oftens nur in einem einzigen Zuge; die übrigen alle haben unter sich nichts Gleiches, als daß sie mit dem ähnlichen Zuge in dem einen sowohl als in dem andern harmonieren.

Da übrigens die *Homerischen* Meisterstücke der Poesie alter waren als irgend ein Meisterstück der Kunst, da *Homer* die Natur eher mit einem malerischen Auge betrachtet hatte als ein *Phidias* und *Apelles*. so ist es nicht zu verwundern, daß die Artisten verschiedene ihnen besonders nützliche Bemerkungen, ehe sie Zeit hatten, sie in der Natur

nächsten kommen, und auch Virgil läßt in seiner Nachahmung dieser Stelle die Diana mit ihren Nymphen tanzen (Aeneid I v 498 499)

Qualis in Eurotæ ripis aut per juga Cynthu
Exercet Diana choros — —

[„Wie an den Ufern des Eurotas und auf den Bergen des Cynthus Diana die Tänze anführt“]

Spence hat hierbei einen seltsamen Einfall (Polymetis Dial VIII p 102) „This Diana“, sagt er, „both in the picture and in the descriptions, was the Diana Venatrix, tho' she was not represented either by Virgil or Apelles or Homer, as hunting with her Nymphs, but as employed with them in that sort of dances, which of old were regarded as very solemn acts of devotion“ In einer Anmerkung fugt er hinzu „The expression of *παῖςιν*, used by Homer on this occasion, is scarce proper for hunting; as that of Choros exercere, in Virgil, should be understood of the religious dances of old, because dancing, in the old Roman idea of it, was indecent even for men, in public, unless it were the sort of dances used in honour of Mars or Bacchus or some other of their gods“ Spence will nämlich jene feierlichen Tänze verstanden wissen, welche bei den Alten mit unter die gottesdienstlichen Handlungen gerechnet wurden Und daher, meint er, brauche denn auch Plinius das Wort *sacrificare* „It is in consequence of this that Pliny, in speaking of Diana's Nymphs on this very occasion, uses the word *sacrificare* of them, which quite determines these dances of theirs to have been of the religious kind“ Er vergißt, daß bei dem Virgil die Diana selbst mit tanzt „exercet Diana choros“ Sollte nun dieser Tanz ein gottesdienstlicher Tanz sein, zu wessen Verehrung tanzte ihn die Diana? Zu ihrer eignen? oder zur Verehrung einer andern Gottheit? Beides ist widersinnig Und wenn die alten Römer das Tanzen überhaupt einer ernsthaften Person nicht für sehr anständig hielten, mußten darum ihre Dichter die Gravität ihres Volkes auch in die Sitten der Götter übertragen, die von den ältern griechischen Dichtern ganz anders festgesetzt waren? Wenn Horaz von der Venus sagt (Od IV. lib I)

Jam Cytherea choros ducit Venus, imminente luna.

Junctæque Nymphis Gratias decentes

Alternò terram quatunt pede — —

[„Schon führt im Mondenschein Venus Cytherea die Tänze an, und die züchtigen Grazien hüpfen vereint mit den Nymphen im Wechselschritt auf dem Rasen waren dieses auch heilige, gottesdienstliche Tänze? Ich verliere zu viele Worte einesolche Grille.“]

selbst zu machen, schon bei dem *Homer* gemacht fanden, wo sie dieselben begierig ergriffen, um durch den *Homer* die Natur nachzuahmen. *Phidias* bekannte, daß die Zeilen.¹

Ἡ καὶ κυανέησιν ἐπ' ὄφρυσι νέουσε Κρονίων
Ἀμβροσiai δ' ἄρα χαιται ἐπερρώσαντο ἀνακτος,
Κρατος ἀπ' ἀθανάτοιο· μέγαν δ' ἐλέλιξεν Ὀλυμπον·

[„Also sprach und winkte mit schwarzlichen Brauen Kronion;
Und die ambrosischen Locken des Königs wallten ihm vorwärts
Von dem unsterblichen Haupt; es erbeben die Hohn des Olympos“
J. H. Voß]

ihm bei seinem olympischen Jupiter zum Vorbilde gedenket, und daß ihm nur durch ihre Hilfe ein gottliches Antlitz, propemodum ex ipso coelo petitem [„fast vom Himmel selbst gestiegen“], gelungen sei. Wem dieses nichts mehr gesagt heißt, als daß die Phantasie des Kunstlers durch das erhabene Bild des Dichters befeuert und ebenso erhabener Vorstellungen fähig gemacht worden, der, dunkelt mich, übersieht das Wesentlichste und begnügt sich mit etwas ganz Allgemeinem, wo sich, zu einer weit gründlichen Befriedigung, etwas sehr Spezielles angeben läßt. Soviel ich urteile, bekannte *Phidias* zugleich, daß er in dieser Stelle zuerst bemerkt habe, wie viel Ausdruck in den Augenbraunen liege, quanta pars animi [„welcher Anteil der Seele“]² sich in ihnen zeige. Vielleicht, daß sie ihn auch auf das Haar mehr Fleiß zu wenden bewegte, um das einigermaßen auszudrücken, was *Homer* „ambrosisches Haar“ nennet. Denn es ist gewiß, daß die alten Kunstler vor dem *Phidias* das Sprechende und Bedeutende der Mienen wenig verstanden und besonders das Haar sehr vernachlässiget hatten. Noch *Myron* war in beiden Stücken tadelhaft, wie *Plinius* anmerkt³, und nach ebendemselben war *Pythagoras Leontinus* der erste, der sich durch ein zierliches Haar hervortat.⁴ Was *Phidias* aus dem *Homer* lernte, lernten die andern Kunstler aus den Werken des *Phidias*.

Ich will noch ein Beispiel dieser Art anführen, welches mich allezeit sehr vergnügt hat. Man erinnere sich, was *Hogarth* über den *Apollo* zu Belvedere anmerkt.⁵ „Dieser *Apollo*“, sagt er, „und der *Antinous* sind beide in ebendemselben Palaste zu Rom zu sehen. Wenn aber

¹ *Iliad* A v 528 Valerius Maximus lib III cap 7.

² *Plinius* li XI sect 51 p 616 Edit Hard

³ *Idem* lib XXXIV sect 19 p 651 „Ipse tamen corporum tenuis curiosus, animi sensus non expressisse videtur, capillum quoque et pubem non emendatus fecisse, quam rudis antiquitas instituisse“ [„Dieser war zwar in der Bildung der Körper sorgfältig, aber die seelischen Gefühle scheint er nicht ausgedrückt, auch Haar und Bart nicht genauer als das rohe Altertum nachgebildet zu haben“]

⁴ *Ibid.* „Hic primus nervos et venas expressit capillumque diligentius“ [„Dieser zuerst bildete Muskeln, Adern und das Haar sorgfältiger nach.“]

⁵ „Zergliederung der Schönheit“ S 47 Berl. Ausg.

Antinous den Zuschauer mit Verwunderung erfüllet, so setzt ihn der Apollo in Erstaunen, und zwar, wie sich die Reisenden ausdrücken, durch einen Anblick, welcher etwas mehr als Menschliches zeigt, welches sie gemeinlich gar nicht zu beschreiben imstande sind. Und diese Wirkung ist, sagen sie, um desto bewundernswürdiger, da, wenn man es untersucht, das Unproportionierliche daran auch einem gemeinen Auge klar ist. Einer der besten Bildhauer, welche wir in England haben, der neulich dahin reisete, diese Bildsaule zu sehen, bekräftigte mir das, was itzo gesagt worden, besonders daß die Füße und Schenkel in Ansehung der obern Teile zu lang und zu breit sind. Und *Andreas Sacchi*, einer der größten italienischen Maler, scheint eben dieser Meinung gewesen zu sein, sonst würde er schwerlich (in einem berühmten Gemalde, welches itzo in England ist) seinem Apollo, wie er den Tonkünstler *Pasquim* kronet, das vollige Verhältnis des Antinous gegeben haben, da er übrigens wirklich eine Kopie von dem Apollo zu sein scheint. Ob wir gleich an sehr großen Werken oft sehen, daß ein geringerer Teil aus der Acht gelassen worden, so kann dieses doch hier der Fall nicht sein. Denn an einer schönen Bildsaule ist ein richtiges Verhältnis eine von ihren wesentlichen Schönheiten. Daher ist zu schließen, daß diese Glieder mit Fleiß müssen sein verlängert worden, sonst würde es leicht haben können vermieden werden. Wenn wir also die Schönheiten dieser Figur durch und durch untersuchen, so werden wir mit Grunde urteilen, daß das, was man bisher für unbeschreiblich vortrefflich an ihrem allgemeinen Anblicke gehalten, von dem hergerühret hat, was ein Fehler in einem Teile derselben zu sein geschienen.“— Alles dieses ist sehr einleuchtend, und schon *Homer*, fuge ich hinzu, hat es empfunden und angedeutet, daß es ein erhabenes Ansehen gibt, welches bloß aus diesem Zusatze von Größe in den Abmessungen der Füße und Schenkel entspringet. Denn wenn Antenor die Gestalt des Ulysses mit der Gestalt des Menelaus vergleichen will, so laßt er ihn sagen.¹

Σταντων μεν, Μενελαος ὑπειρεχεν εὐρεας ὤμους,

Ἄμφω δ' ἐζόμενω, γεραρωτερος ἦεν Ὀδυσσευς.

„Wann beide standen, so ragte Menelaus mit den beiden Schultern hoch hervor; wann aber beide saßen, war Ulysses der ansehnlichere.“ Da Ulysses also das Ansehen im Sitzen gewann, welches Menelaus im Sitzen verlor, so ist das Verhältnis leicht zu bestimmen, welches beider Oberleib zu den Füßen und Schenkeln gehabt. Ulysses hatte einen Zusatz von Größe in den Proportionen des erstern, Menelaus in den Proportionen der letztern.

¹ *Iliad* Γ v. 210 211.

XXIII.

Ein einziger unschicklicher Teil kann die übereinstimmende Wirkung vieler zur Schönheit storen. Doch wird der Gegenstand darum noch nicht haßlich. Auch die Haßlichkeit erfordert mehrere unschickliche Teile, die wir ebenfalls auf einmal müssen übersehen können, wenn wir dabei das Gegenteil von dem empfinden sollen, was uns die Schönheit empfinden laßt.

Sonach wurde auch die Haßlichkeit ihrem Wesen nach kein Vorwurf der Poesie sein können, und dennoch hat *Homer* die äußerste Haßlichkeit in dem Thersites geschildert und sie nach ihren Teilen nebeneinander geschildert. Warum war bei ihm der Haßlichkeit vergonnet, was er bei der Schönheit so einsichtsvoll sich selbst untersagte? Wird die Wirkung der Haßlichkeit durch die aufeinanderfolgende Enumeration ihrer Elemente nicht ebensowohl gehindert, als die Wirkung der Schönheit durch die ähnliche Enumeration ihrer Elemente vereitelt wird?

Allerdings wird sie das; aber hierin liegt auch die Rechtfertigung des *Homers*. Eben weil die Haßlichkeit in der Schilderung des Dichters zu einer minder widerwartigen Erscheinung körperlicher Unvollkommenheiten wird und gleichsam von der Seite ihrer Wirkung Haßlichkeit zu sein aufhoret, wird sie dem Dichter brauchbar, und was er für sich selbst nicht nutzen kann, nutzt er als ein Ingrediens, um gewisse vermischte Empfindungen hervorzubringen und zu verstärken, mit welchen er uns in Ermangelung rein angenehmer Empfindungen unterhalten muß.

Diese vermischte Empfindungen sind das Lächerliche und das Schreckliche.

Homer macht den Thersites haßlich, um ihn lächerlich zu machen. Er wird aber nicht durch seine bloße Haßlichkeit lächerlich, denn Haßlichkeit ist Unvollkommenheit, und zu dem Lächerlichen wird ein Kontrast von Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten erfordert.¹ Dieses ist die Erklärung meines Freundes, zu der ich hinzusetzen mochte, daß dieser Kontrast nicht zu krall und zu schneidend sein muß, daß die Opposita, um in der Sprache der Maler fortzufahren, von der Art sein müssen, daß sie sich ineinander verschmelzen lassen. Der weise und rechtschaffene *Asop* wird dadurch, daß man ihm die Haßlichkeit des Thersites gegeben, nicht lächerlich. Es war eine alberne Mönchsfraße, das Γελοιον [„Lächerliche“] seiner lehrreichen Marchen vermittelst der Ungestaltlichkeit auch in seine Person verlegen zu wollen. Denn ein mißgebildeter Körper und eine schöne Seele sind wie Öl

¹ Philos. Schriften des Hrn. Moses Mendelssohn T. II S. 23

und Essig, die, wenn man sie schon ineinander schlägt, für den Geschmack doch immer getrennet bleiben. Sie gewahren kein Drittes; der Körper erweckt Verdruß, die Seele Wohlgefallen, jedes das seine für sich. Nur wenn der mißgebildete Körper zugleich gebrechlich und kranklich ist, wenn er die Seele in ihren Wirkungen hindert, wenn er die Quelle nachteiliger Vorurteile gegen sie wird, alsdenn fließen Verdruß und Wohlgefallen ineinander, aber die neue daraus entspringende Erscheinung ist nicht Lachen, sondern Mitleid, und der Gegenstand, den wir ohne dieses nur hochgeachtet hatten, wird interessant. Der mißgebildete, gebrechliche *Pope* mußte seinen Freunden weit interessanter sein, als der schöne und gesunde *Wycherley* den seinigen — Sowenig aber *Thersites* durch die bloße Haßlichkeit lacherlich wird, ebensowenig wurde er es ohne dieselbe sein. Die Haßlichkeit, die Übereinstimmung dieser Haßlichkeit mit seinem Charakter, der Widerspruch, den beide mit der Idee machen, die er von seiner eigenen Wichtigkeit heget, die unschadliche, ihn allein demütigende Wirkung seines boshaften Geschwatzes: alles muß zusammen zu diesem Zwecke wirken. Der letztere Umstand ist das *Ὁὐ φθαρτικόν* [„Unzerstörbare“], welches *Aristoteles*¹ unumgänglich zu dem Lächerlichen verlangt; so wie es auch mein Freund zu einer notwendigen Bedingung macht, daß jener Kontrast von keiner Wichtigkeit sein und uns nicht sehr interessieren müsse. Denn man nehme auch nur an, daß dem *Thersites* selbst seine hämische Verkleinerung des *Agamemnon*s teurer zu stehen gekommen wäre, daß er sie, anstatt mit ein paar blutigen Schwielen, mit dem Leben bezahlen müssen und wir würden aufhören, über ihn zu lachen. Denn dieses Heusal von einem Menschen ist doch ein Mensch, dessen Vernichtung uns stets ein größeres Übel scheint als alle seine Gebrechen und Laster. Um die Erfahrung hiervon zu machen, lese man sein Ende bei dem *Quintus Calaber*.² Achilles betauert, die *Penthesilea* getötet zu haben: die Schönheit in ihrem Blute, so tapfer vergossen, fodert die Hochachtung und das Mitleid des Helden, und Hochachtung und Mitleid werden Liebe. Aber der schmähstüchtige *Thersites* macht ihm diese Liebe zu einem Verbrechen. Er eifert wider die Wollust, die „auch den wackersten Mann zu Unsinnigkeiten verleite“ (*ἥτ' ἀφρονα φῶτα τιθῆσι καὶ πῦρτον περ ἔοντα*). Achilles ergrimmt, und ohne ein Wort zu versetzen, schlägt er ihn so unsanft zwischen Back und Ohr, daß ihm Zähne und Blut und Seele mit eins aus dem Halse stürzen. Zu grausam! Der jachzornige, morderische Achilles wird mir ver-

¹ De Poetica cap. V

² Paralipom. lib. I. v. 720—775.

häßter als der tuckische, knurrende Thersites, das Freudengeschrei, welches die Griechen über diese Tat erheben, beleidiget mich; ich trete auf die Seite des Diomedes, der schon das Schwert zucket, seinen Anverwandten an dem Morder zu rachen, denn ich empfinde es, daß Thersites auch mein Anverwandter ist, ein Mensch.

Gesetzt aber gar, die Verhetzungen des Thersites wären in Meuterei ausgebrochen, das aufrührerische Volk wäre wirklich zu Schiffe gegangen und hatte seine Heerführer verräterisch zuruckgelassen, die Heerführer waren hier einem rachsüchtigen Feinde in die Hände gefallen, und dort hätte ein göttliches Strafgerichte über Flotte und Volk ein ganzliches Verderben verhängen: wie wurde uns alsdenn die Haßlichkeit des Thersites erscheinen? Wenn unschädliche Haßlichkeit lächerlich werden kann, so ist schädliche Haßlichkeit allezeit schrecklich. Ich weiß dieses nicht besser zu erläutern als mit ein paar vortrefflichen Stellen des *Shakespeare*. Edmund, der Bastard des Grafen von Gloster im „König Lear“, ist kein geringerer Bösewicht als Richard, Herzog von Gloucester, der sich durch die abscheulichsten Verbrechen den Weg zum Throne bahnte, den er unter dem Namen Richard der Dritte bestieg. Aber wie kommt es, daß jener bei weitem nicht soviel Schaudern und Entsetzen erwecket als dieser? Wenn ich den Bastard sagen hore ¹

Thou, Nature, art my Goddess, to thy Law
My services are bound; wherefore should I
Stand in the Plague of Custom, and permit
The curtesie of Nations to deprive me,
For that I am some twelve or fourteen Moonshines
Lag of a Brother? Why Bastard? wherefore base?
When my dimensions are as well compact,
My mind as gen'rous and my shape as true,
As honest Madam's Issue? Why brand they thus
With base? with baseness? bastardy, base? base?
Who, in the lusty stealth of Nature, take
More composition and fierce quality,
Than doth, within a dull, stale, tired Bed,
Go to creating a whole tribe of Fops,
Got 'tween a-sleep and wake?

so hore ich einen Teufel, aber ich sehe ihn in der Gestalt eines Engels des Lichts. Hore ich hingegen den Grafen von Gloucester sagen ²

¹ „King Lear,“ Act I. Sc. II.

² „The Life and Death of Richard III “ Act. I. Sc. 1

But I, that am not shap'd for sportive Tricks,
 Nor made to court a am'rous looking-glass,
 I, that am rudely stamp'd, and want Love's Majesty,
 To strut before a wanton ambling Nymph,
 I, that am curtail'd of this fair proportion,
 Cheated of feature by dissembling nature,
 Deform'd, unfinish'd, sent before my time
 Into this breathing world, scarce half made up,
 And that so lamely and unfashionably,
 That dogs bark at me, as I halt by them.
 Why I (in this weak piping time of Peace)
 Have no delight to pass away the time;
 Unless to spy my shadow in the sun
 And descant on mine own deformity.
 And therefore, since I cannot prove a Lover,
 To entertain these fair well-spoken days,
 I am determin'd, to prove a Villain!

so hore ich einen Teufel und sehe einen Teufel, in einer Gestalt, die der Teufel allein haben sollte.

XXIV

So nutzt der Dichter die Haßlichkeit der Formen, welchen Gebrauch ist dem Maler davon zu machen vergonnet?

Die Malerei, als nachahmende Fertigkeit, kann die Haßlichkeit ausdrucken: die Malerei, als schöne Kunst, will sie nicht ausdrucken. Als jener gehören ihr alle sichtbare Gegenstände zu, als diese schließt sie sich nur auf diejenigen sichtbaren Gegenstände ein, welche angenehme Empfindungen erwecken.

Aber gefallen nicht auch die unangenehmen Empfindungen in der Nachahmung? Nicht alle. Ein scharfsinniger Kunstrichter¹ hat dieses bereits von dem Ekel bemerkt. „Die Vorstellungen der Furcht“, sagt er, „der Traurigkeit, des Schreckens, des Mitleids usw. können nur Unlust erregen, insoweit wir das Übel für wirklich halten. Diese können also durch die Erinnerung, daß es ein künstlicher Betrug sei, in angenehme Empfindungen aufgelöst werden. Die widrige Empfindung des Ekels aber erfolgt vermoge des Gesetzes der Einbildungskraft auf die bloße Vorstellung in der Seele, der Gegenstand mag für wirklich gehalten werden oder nicht. Was hilft's dem beleidigten Gemute also, wenn sich die Kunst der Nachahmung noch so sehr verrät? Ihre Unlust entsprang nicht aus der Voraussetzung, daß das Übel wirk-

¹ „Briefe, die neueste Literatur betreffend“ T V S 102.

lich sei, sondern aus der bloßen Vorstellung desselben, und diese ist wirklich da. Die Empfindungen des Ekels sind also allezeit Natur, niemals Nachahmung.“

Eben dieses gilt von der Häßlichkeit der Formen. Diese Häßlichkeit beleidiget unser Gesichte, widersteht unserm Geschmacke an Ordnung und Übereinstimmung und erwecket Abscheu, ohne Rücksicht auf die wirkliche Existenz des Gegenstandes, an welchem wir sie wahrnehmen. Wir mögen den Thersites weder in der Natur noch im Bilde sehen, und wenn schon sein Bild weniger mißfällt, so geschieht dieses doch nicht deswegen, weil die Häßlichkeit seiner Form in der Nachahmung Häßlichkeit zu sein aufhoret, sondern weil wir das Vermögen besitzen, von dieser Häßlichkeit zu abstrahieren und uns bloß an der Kunst des Malers zu vergnügen. Aber auch dieses Vergnügen wird alle Augenblicke durch die Überlegung unterbrochen, wie ubel die Kunst angewendet worden, und diese Überlegung wird selten fehlen, die Geringschätzung des Kunstlers nach sich zu ziehen.

Aristoteles gibt eine andere Ursache an¹, warum Dinge, die wir in der Natur mit Widerwillen erblicken, auch in der getreuesten Abbildung Vergnügen gewähren: die allgemeine Wißbegierde des Menschen. Wir freuen uns, wenn wir entweder aus der Abbildung lernen können, *τι ἐκαστον*, was ein jedes Ding ist, oder wenn wir daraus schließen können, *ὅτι οὗτος ἐκεῖνος*, daß es dieses oder jenes ist. Allein auch hieraus folgt zum Besten der Häßlichkeit in der Nachahmung nichts. Das Vergnügen, welches aus der Befriedigung unserer Wißbegierde entspringt, ist momentan und dem Gegenstande, über welchen sie befriediget wird, nur zufällig; das Mißvergnügen hingegen, welches den Anblick der Häßlichkeit begleitet, permanent und dem Gegenstande, der es erweckt, wesentlich. Wie kann also jenes diesem das Gleichgewicht halten? Noch weniger kann die kleine angenehme Beschäftigung, welche uns die Bemerkung der Ähnlichkeit macht, die unangenehme Wirkung der Häßlichkeit besiegen. Je genauer ich das häßliche Nachbild mit dem häßlichen Urbilde vergleiche, desto mehr stelle ich mich dieser Wirkung bloß, so daß das Vergnügen der Vergleichung gar bald verschwindet und mir nichts als der widrige Eindruck der verdoppelten Häßlichkeit übrig bleibt. Nach den Beispielen, welche *Aristoteles* gibt, zu urtheilen, scheint es, als habe er auch selbst die Häßlichkeit der Formen nicht mit zu den mißfälligen Gegenständen rechnen wollen, die in der Nachahmung gefallen können. Diese Beispiele sind reißende Tiere und Leichname. Reißende Tiere erregen Schrecken, wenn sie auch nicht häßlich sind; und dieses

¹ De Poetica cap. IV

Schrecken, nicht ihre Häßlichkeit, ist es, was durch die Nachahmung in unangenehme Empfindung aufgeloset wird. So auch mit den Leichnamen; das schärfere Gefühl des Mitleids, die schreckliche Erinnerung an unsere eigene Vernichtung ist es, welche uns einen Leichnam in der Natur zu einem widrigen Gegenstande macht, in der Nachahmung aber verlieret jenes Mitleid durch die Überzeugung des Betrugs das Schneidende, und von dieser fatalen Erinnerung kann uns ein Zusatz von schmeichelhaften Umständen entweder ganzlich abziehen oder sich so unzertrennlich mit ihr vereinen, daß wir mehr Wunschenswürdiges als Schreckliches darin zu bemerken glauben.

Da also die Häßlichkeit der Formen, weil die Empfindung, welche sie erregt, unangenehm und doch nicht von derjenigen Art unangenehmer Empfindungen ist, welche sich durch die Nachahmung in angenehme verwandeln, an und für sich selbst kein Vorwurf der Malerei, als schöner Kunst, sein kann: so kam es noch darauf an, ob sie ihr nicht ebensowohl wie der Poesie als Ingrediens, um andere Empfindungen zu verstärken, nützlich sein könne.

Darf die Malerei zu Erreichung des Lächerlichen und Schrecklichen sich häßlicher Formen bedienen?

Ich will es nicht wagen, so gradezu mit Nein hierauf zu antworten. Es ist unleugbar, daß unschädliche Häßlichkeit auch in der Malerei lächerlich werden kann, besonders wenn eine Affektation nach Reiz und Ansehen damit verbunden wird. Es ist ebenso unstreitig, daß schädliche Häßlichkeit so, wie in der Natur, also auch im Gemälde Schrecken erwecket, und daß jenes Lächerliche und dieses Schreckliche, welches schon für sich vermischte Empfindungen sind, durch die Nachahmung einen neuen Grad von Anzughlichkeit und Vergnugung erlangen.

Ich muß aber zu bedenken geben, daß demohngeachtet sich die Malerei hier nicht völlig mit der Poesie in gleichem Falle befindet. In der Poesie, wie ich angemerkt, verlieret die Häßlichkeit der Form durch die Veränderung ihrer koexistierenden Teile in sukzessive ihre widrige Wirkung fast ganzlich; sie horet von dieser Seite gleichsam auf, Häßlichkeit zu sein, und kann sich daher mit andern Erscheinungen desto inniger verbinden, um eine neue, besondere Wirkung hervorzubringen. In der Malerei hingegen hat die Häßlichkeit alle ihre Kräfte beisammen und wirket nicht viel schwacher als in der Natur selbst. Unschädliche Häßlichkeit kann folglich nicht wohl lange lächerlich bleiben; die unangenehme Empfindung gewinnt die Oberhand, und was in den ersten Augenblicken possierlich war, wird in der Folge bloß abscheulich. Nicht anders gehet es mit der schädlichen

Häßlichkeit; das Schreckliche verliert sich nach und nach, und das Unformliche bleibt allein und unveränderlich zurück.

Dieses überlegt, hatte der Graf *Caylus* vollkommen recht, die Episode des Thersites aus der Reihe seiner *Homerischen* Gemälde wegzulassen. Aber hat man darum auch recht, sie aus dem *Homer* selbst wegzuwünschen? Ich finde ungern, daß ein Gelehrter von sonst sehr richtigem und feinem Geschmacke dieser Meinung ist¹. Ich spare es auf einen andern Ort, mich weitläufiger darüber zu erklären.

XXV.

Auch der zweite Unterschied, welchen der angeführte Kunstrichter zwischen dem Ekel und andern unangenehmen Leidenschaften der Seele findet, äußert sich bei der Unlust, welche die Häßlichkeit der Formen in uns erwecket.

„Andere unangenehme Leidenschaften“, sagt er², „können auch außer der Nachahmung in der Natur selbst dem Gemute ofters schmeicheln, indem sie niemals reine Unlust erregen, sondern ihre Bitterkeit allezeit mit Wollust vermischen. Unsere Furcht ist selten von aller Hoffnung entbloßt; der Schrecken belebt alle unsere Kräfte, der Gefahr auszuweichen; der Zorn ist mit der Begierde, sich zu rächen, die Traurigkeit mit der angenehmen Vorstellung der vorigen Glückseligkeit verknüpft, und das Mitleiden ist von den zärtlichen Empfindungen der Liebe und Zuneigung unzertrennlich. Die Seele hat die Freiheit, sich bald bei dem vergnüglichen, bald bei dem widrigen Teile einer Leidenschaft zu verweilen und sich eine Vermischung von Lust und Unlust selbst zu schaffen, die reizender ist als das lauterste Vergnügen. Es braucht nur sehr wenig Achtsamkeit auf sich selber, um dieses vielfältig beobachtet zu haben, und woher käme es denn sonst, daß dem Zornigen sein Zorn, dem Traurigen sein Unmut lieber ist als alle freudige Vorstellungen, dadurch man ihn zu beruhigen gedenket? Ganz anders aber verhält es sich mit dem Ekel und den ihm verwandten Empfindungen. Die Seele erkennt in demselben keine merkliche Vermischung von Lust. Das Mißvergnügen gewinnt die Oberhand, und daher ist kein Zustand, weder in der Natur noch in der Nachahmung, zu erdenken, in welchem das Gemut nicht von diesen Vorstellungen mit Widerwillen zurückweichen sollte.“

Vollkommen richtig, aber da der Kunstrichter selbst noch andere mit dem Ekel verwandten Empfindungen erkennt, die gleichfalls nichts als Unlust gewahren, welche kann ihm näher verwandt sein

¹ Klotz: *Epistolæ Homericae*, p 33 et seq.

² Ebendasselbst S 103

als die Empfindung des Haßlichen in den Formen? Auch diese ist in der Natur ohne die geringste Mischung von Lust, und da sie deren ebensowenig durch die Nachahmung fähig wird, so ist auch von ihr kein Zustand zu erdenken, in welchem das Gemut von ihrer Vorstellung nicht mit Widerwillen zuruckweichen sollte.

Ja, dieser Widerwille, wenn ich anders mein Gefühl sorgfältig genug untersucht habe, ist ganzlich von der Natur des Ekels. Die Empfindung, welche die Haßlichkeit der Form begleitet, ist Ekel, nur in einem geringern Grade. Dieses streitet zwar mit einer andern Anmerkung des Kunstrichters, nach welcher er nur die allerdunkelsten Sinne, den Geschmack, den Geruch und das Gefühl, dem Ekel ausgesetzt zu sein glaubet. „Jene beide“, sagt er, „durch eine übermäßige Süßigkeit und dieses durch eine allzugroße Weichheit der Körper, die den beruhenden Fibern nicht genugsam widerstehen. Diese Gegenstände werden sodann auch dem Gesichte unertraglich, aber bloß durch die Assoziation der Begriffe, indem wir uns des Widerwillens erinnern, den sie dem Geschmacke, dem Geruche oder dem Gefühle verursachen. Denn eigentlich zu reden, gibt es keine Gegenstände des Ekels für das Gesicht.“ Doch mich dünkt, es lassen sich dergleichen allerdings nennen. Ein Feuerball in dem Gesichte, eine Hasenscharte, eine gequetschte Nase mit vorragenden Löchern, ein ganzlicher Mangel der Augenbraunen sind Haßlichkeiten, die weder dem Geruche noch dem Geschmacke noch dem Gefühle zuwider sein können. Gleichwohl ist es gewiß, daß wir dabei etwas empfinden, welches dem Ekel schon viel näher kommt als das, was uns andere Unformlichkeiten des Körpers, ein krummer Fuß, ein hoher Rücken, empfinden lassen, je zärtlicher das Temperament ist, desto mehr werden wir von den Bewegungen in dem Körper dabei fühlen, welche vor dem Erbrechen vorhergehen. Nur daß diese Bewegungen sich sehr bald wieder verlieren und schwerlich ein wirkliches Erbrechen erfolgen kann, wovon man allerdings die Ursache darin zu suchen hat, daß es Gegenstände des Gesichts sind, welches in ihnen und mit ihnen zugleich eine Menge Realitäten wahrnimmt, durch deren angenehme Vorstellungen jene unangenehme so geschwächt und verdunkelt wird, daß sie keinen merklichen Einfluß auf den Körper haben kann. Die dunkeln Sinne hingegen, der Geschmack, der Geruch, das Gefühl, können dergleichen Realitäten, indem sie von etwas Widerwartigen gerührt werden, nicht mit bemerken; das Widerwartige wirkt folglich allein und in seiner ganzen Stärke und kann nicht anders als auch in dem Körper von einer weit heftigern Erschütterung begleitet sein.

Übrigens verhält sich auch zur Nachahmung das Ekelhafte vollkommen so wie das Haßliche. Ja, da seine unangenehme Wirkung die heftigere ist, so kann es noch weniger als das Haßliche an und für sich selbst ein Gegenstand weder der Poesie noch der Malerei werden. Nur weil es ebenfalls durch den wortlichen Ausdruck sehr gemildert wird, getraute ich mich doch wohl zu behaupten, daß der Dichter wenigstens einige ekelhafte Züge als ein Ingrediens zu den nämlichen vermischten Empfindungen brauchen könne, die er durch das Haßliche mit so gutem Erfolge verstarke.

Das Ekelhafte kann das Lächerliche vermehren, oder Vorstellungen der Würde, des Anstandes, mit dem Ekelhaften in Kontrast gesetzt, werden lächerlich. Exempel hiervon lassen sich bei dem *Aristophanes* in Menge finden. Das Wiesel fällt mir ein, welches den guten Sokrates in seinen astronomischen Beschauungen unterbrach.¹

ΜΑΘ. Πρωην δε γε γνωμην μεγαλην ἀφηρεσθην
 'Υπ' ἀσκαλαβωτου. ΣΤΡ. Τίνα τροπον, κατειπε μοι.

ΜΑΘ. Ζητουντος αὐτου της σεληνης τας ὁδους

Και τας περιφορας, εἰτ' ἄνω κελχηνοτος

'Απο της ὁροφης νυκτωρ γαλεωτης κατεχεσεν.

ΣΤΡ. 'Ησθην γαλεωτη καταχεσαντι Σωκρατους.

[„Schuler Vorgestern wurde er unerwartet eines großen Gedankens beraubt. — Str. Wie denn? Erzähle! — Sch. Als er die Wege und den Umlauf des Mondes erforschen wollte, fiel ihm nachts ein Wiesel oben vom Dach in den gahnenden Mund. — Str. Ich muß lachen über das Wiesel, das auf den Sokrates herunterfiel.“]

Man lasse es nicht ekelhaft sein, was ihm in den offenen Mund fällt, und das Lächerliche ist verschwunden. Die drolligsten Züge von dieser Art hat die Hottentottische Erzählung „Tquassouw und Knonmquaiha“ in dem „Kenner“, einer englischen Wochenschrift voller Laune, die man dem Lord *Chesterfield* zuschreibt. Man weiß, wie schmutzig die Hottentotten sind, und wie vieles sie für schön und zierlich und heilig halten, was uns Ekel und Abscheu erwecket. Ein gequetschter Knorpel von Nase, schlappe, bis auf den Nabel herabhängende Brüste, den ganzen Körper mit einer Schminke aus Ziegenfett und Ruß an der Sonne durchbeizet, die Haarlocken von Schmer triefend, Füße und Arme mit frischem Gedärme umwunden: dies denke man sich an dem Gegenstande einer feurigen, ehrfurchtsvollen, zärtlichen Liebe, dies höre man in der edeln Sprache des

¹ Nubes, v 169 – 174

Ernstes und der Bewunderung ausgedrückt und enthalte sich des Lachens!¹

Mit dem Schrecklichen scheint sich das Ekelhafte noch inniger vermischen zu können. Was wir das Graßliche nennen, ist nichts als ein ekelhaftes Schreckliche Dem Longin² mißfällt zwar in dem Bilde der Traurigkeit beim Hesiodus³ das *Τῆς ἐκ μὲν ῥινῶν μῦξαι ῥέον* „aus dem Inneren der Nasen Fließende“, doch mich dunkt, nicht sowohl weil es ein ekler Zug ist, als weil es ein bloß ekler Zug ist, der zum Schrecklichen nichts beiträgt. Denn die langen über die Finger hervorragenden Nägel (*μακροὶ δ' ὀνυχες χεῖρες αὖτε ὑπῆσαν*) scheint er nicht viel tadeln zu wollen. Gleichwohl sind lange Nägel nicht viel weniger ekel als eine fließende Nase. Aber die langen Nagel sind zugleich schrecklich; denn sie sind es, welche die Wangen zerfleischen, daß das Blut davon auf die Erde rinnet:

— — — — ἐκ δε παρειῶν
Αἷμ' ἀπελβετ' ἔραζε — — —

[„aus den Wangen rann das Blut zur Erde“].

Hingegen eine fließende Nase ist weiter nichts als eine fließende Nase, und ich rate der Traurigkeit nur, das Maul zuzumachen. Man lese bei dem *Sophokles* die Beschreibung der oden Hohle des unglücklichen Philoktet. Da ist nichts von Lebensmitteln, nichts von Bequemlichkeiten zu sehen, außer eine zertretene Streu von durren Blättern, ein uniformlicher holzerner Becher, ein Feuergerät. Der ganze Reichtum des kranken, verlassen Mannes! Wie vollendet der Dichter dieses traurige, furchterliche Gemalde? Mit einem Zu-

¹ „The Connoisseur“, Vol I No. 21 Von der Schönheit der Knomquaiba heißt es „He was struck with the glossy hue of her complexion, which shone like the jetty down on the black hogs of Hessaqua, he was ravished with the prest gristle of her nose, and his eyes dwelt with admiration on the flaccid beauties of her breasts, which descended to her navel “ Und was trug die Kunst bei, soviel Reize in ihr vorteilhaftestes Licht zu setzen? „She made a varnish of the fat of goats mixed with soot, with which she anointed her whole body, as she stood beneath the rays of the sun, her locks were clotted with molted grease and powdered with the yellow dust of Buchu, her face, which shone like the polished ebony, was beautifully varied with spots of red earth and appeared like the sable curtain of the night bespangled with stars, she sprinkled her limbs with wood-ashes and perfumed them with the dung of Stinkbingssem Her arms and legs were entwined with the shining entrails of an heifer, from her neck there hung a pouch composed of the stomach of a kid, the wings of an ostrich overshadowed the fleshy promontories behind; and before she wore an apron formed of the shaggy ears of a lion “ Ich füge noch die Zeremonie der Zusammengehung des verliebten Paares hinzu: „The Surri or Chief Priest approached them, and in a deep voice chanted the nuptial rites to the melodious grumbling of the Gom-Gom, and at the same time (according to the manner of Caffras) bedewed them plentifully with the urinary benediction The bride and bridegroom rubbed in the precious stream with extasy, while the briny drops trickled from their bodies, like the oozy surge from the rocks of Chirigiqua “

² *Περὶ Υἱοῦς, τμήμα ἡ*, p. 15. edit. T. Fabr.

³ Scut. Hercul. v. 266.

sätze von Ekel „Ha!“ fährt Neoptolem auf einmal zusammen, „hier trockenen zerrissene Lappen voll Blut und Eiter!“¹

NE. Ὅρω κενὴν οἰκησιν ἀνθρώπων διχα

ΟΔ. Οὐδ' ἐνδὸν οἰκοποιὸς ἐστὶ τις τροφή;

NE. Στενωτὴ γὰρ φύλλας ὥς ἐναυλιζόντι τῷ.

ΟΔ. Τα δ' ἀλλ' ἐρῆμα, κοῦδεν ἐσθ' ὑποστεγόν;

NE. Αυτοξύλον γ' ἐκπῶμα, φαυλοῦργου τινος
Τεχνηματ' ἀνδρός, καὶ πυρεὶ ὄμον ταδε.

ΟΔ. Κεῖνον το θησαυρῖσμα σημαίνει τοδε.

NE. Ἴου, ἴου· καὶ τὰντα γ' ἄλλα θαλπεταὶ

Ῥακῇ, βαρεῖας τοῦ νοσηλείας πλεα.

[„Neoptolemos. Ich sehe eine zwiefach leere Menschenwohnung. — Odysseus. Ist drinnen keine menschliche Nahrung? — N. Nur eine zertretene Blatterstreu zum Schlafen. — Od. Und alles verlassen, nichts unterm Dach? — N. Ein Becher ganz aus Holz, Gerate eines armen Mannes, dazu ein Feuerzeug. — Od. Da schilderst du jenes ganzen Reichtum! — N. Wehe, wehe! Hier trocknen Lappen voll von schwerem Eiter!“]

So wird auch beim *Homer* der geschleifte Hektor, durch das von Blut und Staub entstellte Gesicht und zusammenverklebte Haar,

Squallentem barbam et concretos sanguine crines

(wie es *Virgil* ausdrückt²), ein ekler Gegenstand, aber eben dadurch um so viel schrecklicher, um so viel ruhrender. Wer kann die Strafe des Marsyas beim *Ovid* sich ohne Empfindung des Ekels denken?³

Clamanti cutis est summos derepta per artus,

Nec quidquam nisi vulnus erat, cruor undique manat,

Detectique patent nervi, trepidaeque sine ulla

Pelle micant venae, salientia viscera possis

Et perlucentes numerare in pectore fibras.

[„Dem Schreienden wird die Haut bis an das Ende der Gliedmaßen abgezogen; es war nur eine Wunde, überall troff das Blut, die aufgedeckten Nerven lagen offen; die Adern zuckten ohne jede Hülle, man konnte die Eingeweide zittern sehen und die glänzenden Fasern am Brustfell zählen.“]

Aber wer empfindet auch nicht, daß das Ekelhafte hier an seiner Stelle ist? Es macht das Schreckliche graßlich, und das Graßliche ist selbst in der Natur, wenn unser Mitleid dabei interessiert wird,

¹ Philoct v 31—39

² Aeneid lib II v 277.

³ Metamorph VI v 387.

nicht ganz unangenehm, wieviel weniger in der Nachahmung? Ich will die Exempel nicht haufen. Doch dieses muß ich noch anmerken, daß es eine Art von Schrecklichem gibt, zu dem der Weg dem Dichter fast einzig und allein durch das Ekelhafte offen stehet. Es ist das Schreckliche des Hungers. Selbst im gemeinen Leben drücken wir die äußerste Hungersnot nicht anders als durch die Erzählungen aller der unnährhaften, ungesunden und besonders ekeln Dinge aus, mit welchen der Magen befriediget werden mussen. Da die Nachahmung nichts von dem Gefühle des Hungers selbst in uns erregen kann, so nimmt sie zu einem andern unangenehmen Gefühle ihre Zuflucht, welches wir im Falle des empfindlichsten Hungers für das kleinere Übel erkennen. Dieses sucht sie zu erregen, um uns aus der Unlust desselben schließen zu lassen, wie stark jene Unlust sein musse, bei der wir die gegenwärtige gern aus der Acht schlagen wurden. *Ovid* sagt von der Oreade, welche Ceres an den Hunger abschickte¹.

Hanc (Famem) procul ut vidit — —
 — refert mandata deae, paulumque morata,
 Quamquam aberat longe, quamquam modo venerat illuc,
 Visa tamen sensisse famem — — —

„Sobald sie den Hunger sieht, meldet sie ihm die Befehle der Göttin; und obgleich sie nur kurze Zeit dort verweilt hatte, verspürte sie dennoch infolge des Anblicks selbst Hunger.“]

Eine unnatürliche Übertreibung! Der Anblick eines Hungrigen, und wenn es auch der Hunger selbst wäre, hat diese ansteckende Kraft nicht, Erbarmen und Greul und Ekel kann er empfinden lassen, aber keinen Hunger. Diesen Greul hat *Ovid* in dem Gemalde der Fames nicht gespart, und in dem Hunger des Eresichthons sind sowohl bei ihm als bei dem *Kallimachus*² die ekelhaften Züge die stärksten. Nachdem Eresichthon alles aufgezehret und auch der Opferkuh nicht verschonet hatte, die seine Mutter der Vesta auf-fütterte, läßt ihn *Kallimachus* über Pferde und Katzen herfallen und auf den Straßen die Brocken und schmutzigen Überbleibsel von fremden Tischen betteln.

Και τὰν βῶν ἐφαγεν, τὰν Ἑστία ἐτρέφε ματὴρ,
 Καὶ τὸν ἀεθλοφορὸν καὶ τὸν πολεμικὸν ἵππον
 Καὶ τὰν αἰλουρον, τὰν ἐτρέφε θηρία μυκά —
 Καὶ τοδ' ὁ τῷ βασιλεὺς ἐνὶ τριόδοισι καθήστο
 Αἰτιζὼν ἀκολῶς τε καὶ ἐκβόλα λυμὰτα δαιτός

¹ Metamorph. lib. VIII v 809

² Hym. in Cererem v. xxi—xxv.

[„Und die Kuh verzehrte er, die die Mutter für die Hestia aufgezogen hatte, und das sieggekrönte Streitroß und die Katze, vor der die kleinen Tiere zitterten... und die Brocken, die auf den Straßen des Königs in den Kot fielen, erbettelte er und die schmutzigen Speisereste.“]

Und *Ovid* laßt ihn zuletzt die Zähne in seine eigene Glieder setzen, um seinen Leib mit seinem Leibe zu nahren:

Vis tamen illa mali postquam consumserat omnem

Materiam — — — —

Ipse suos artus lacero divellere morsu

Coepit, et infelix minuendo corpus alebat.

[„Nachdem jenes mächtige Übel alle Nahrung verbraucht hatte . . , begann er die eigenen Glieder mit scharfem Zahn zu zerfleischen, und der Unglückliche nährte sich vom schwindenden Fleische des eigenen Leibes.“]

Nur darum waren die haßlichen Harpyen so stinkend, so unfähig, daß der Hunger, welchen ihre Entführung der Speisen bewirken sollte, desto schrecklicher wurde. Man höre die Klage des Phineus beim *Apollonius*.¹

Τυτθον δ' ἦν ἀρα δη ποτ' ἐδητύος ἀμμι λιπώσι,
 Πνει τοδε μυδαλεον τε και οὐ τλητον μενος ὀδμης.
 Οὐ κε τις οὐδε μινυνθα βροτων ἀνσχοιτο πελασσας,
 Οὐδ' εἰ οἱ ἀδάμαντος ἐληλαμενον κεαρ εἴη.
 Ἄλλα με πικρη δητα κε δαιτος ἐπισχει ἀναγκη
 Μιμνειν, και μιμνοντα κακη ἐν γαστρι θεσθα.

[„Wenn sie uns aber ein wenig Speise nachließen, so strömte ein gewaltiger verwesender und unertraglicher Gestank davon aus. Kein Mensch konnte es in der Nähe aushalten, wenn auch sonst sein Herz nicht zu erweichen war. Und nur die bittere Hungersnot zwang mich, zu bleiben und die scheußlichen Reste mir in den Magen zu stopfen.“]

Ich mochte gern aus diesem Gesichtspunkte die ekele Einführung der Harpyen beim *Virgil* entschuldigen; aber es ist kein wirklicher gegenwärtiger Hunger, den sie verursachen, sondern nur ein instehender, den sie prophezeien; und noch dazu loset sich die ganze Prophezeiung endlich in ein Wortspiel auf. Auch *Dante* bereitet uns nicht nur auf die Geschichte von der Verhungerung des Ugolino durch die ekelhafteste, graßlichste Stellung, in die er ihn mit seinem ehemaligen Verfolger in der Holle setzt, sondern auch die Verhungerung selbst

¹ Argonaut lib. II. v. 228—233.

ist nicht ohne Züge des Ekels, der uns besonders da sehr merklich überfällt, wo sich die Söhne dem Vater zur Speise anbieten. In der Note will ich noch eine Stelle aus einem Schauspiele von *Beaumont* und *Fletcher* anführen, die statt aller andern Beispiele hatte sein können, wenn ich sie nicht für ein wenig zu übertrieben erkennen mußte.¹

Ich komme auf die ekelhaften Gegenstände in der Malerei. Wenn es auch schon ganz unstreitig wäre, daß es eigentlich gar keine ekelhafte Gegenstände für das Gesicht gäbe, von welchen es sich von selbst verstünde, daß die Malerei, als schöne Kunst, ihrer entsagen wurde, so mußte sie dennoch die ekelhaften Gegenstände überhaupt vermeiden, weil die Verbindung der Begriffe sie auch dem Gesichte ekel macht. *Pordenone* läßt in einem Gemälde von dem Begrabnisse Christi einen von den Anwesenden die Nase sich zuhalten. *Richardson*

¹ „The Sea-Voyage“, Act III Sc. I Ein französischer Seeräuber wird mit seinem Schiffe an eine wüste Insel verschlagen. Habsucht und Neid entzweien seine Leute und schaffen ein paar Elenden, welche auf dieser Insel geraume Zeit der äußersten Not ausgesetzt gewesen, Gelegenheit, mit dem Schiffe in die See zu stechen. Alles Vorrates von Lebensmitteln sonach auf einmal beraubt, sehen jene Nichtswürdige gar bald den schmachlichsten Tod vor Augen, und einer drückt gegen den andern einen Hunger und seine Verzweiflung folgendergestalt aus

LAMURE Oh, what a tempest have I in my stomach!

How my empty guts cry out! My wounds ache,
Would they would bleed again, that I might get
Something to quench my thirst

FRANVILLE O Lamure, the happiness my dogs had,
When I kept house at home! They had a storehouse,
A storehouse of most blessed bones and crusts,
Happy crusts! Oh, how sharp hunger pinches me! —

LAMURE How now, what news?

MORILLAR Hast any meat yet?

FRANVILLE Not a bit that I can see,
Here be goodly quarries, but they be cruel hard
To gnaw! I ha' got some mud, we'll eat it with spoons,
Very good thick mud, but it stinks damnably,
There's old rotten trunks of trees too,
But not a leaf nor blossom in all the island

LAMURE. How it looks!

MORILLAR It stinks too

LAMURE It may be poison

FRANVILLE Let it be any thing;

So I can get it down! Why, man,
Poison's a princely dish

MORILLAR Hast thou no biscuit?
No crumbs left in thy pocket? Here is my doublet,
Gave me but three small crumbs!

FRANVILLE Not for three kingdoms,
If I were master of 'em. Oh, Lamure,
But one poor joint of mutton, we ha' scorn'd, man.

LAMURE Thou speak'st of paradise,
Or but the snuffs of those healths,
We have lewdly at midnight flung away

MORILLAR Ah! but to lick the glasses

Doch alles dieses ist noch nichts gegen den folgenden Auftritt, wo der Schiffschirurgus dazukommt

FRANVILLE Here comes the surgeon! What

Hast thou discover'd? Smile, smile and comfort us.

SURGEON. I am expiring,

Smile they that can! I can find nothing, gentlemen,

mißbilliget dieses deswegen¹, weil Christus noch nicht so lange tot gewesen, daß sein Leichnam in Faulnis übergehen können. Bei der Auferweckung des Lazarus hingegen, glaubt er, sei es dem Maler erlaubt, von den Umstehenden einige so zu zeigen, weil es die Geschichte ausdrücklich sage, daß sein Körper schon gerochen habe. Mich dünkt diese Vorstellung auch hier unertraglich, denn nicht bloß der wirkliche Gestank, auch schon die Idee des Gestankes erweckt Ekel. Wir fliehen stinkende Orte, wenn wir schon den Schnupfen haben. Doch die Malerei will das Ekelhafte nicht des Ekelhaften wegen, sie will es, so wie die Poesie, um das Lächerliche und Schreckliche dadurch zu verstärken. Auf ihre Gefahr! Was ich aber von dem Haßlichen in diesem Falle angemerkt habe, gilt von dem Ekelhaften um soviel mehr. Es verlieret in einer sichtbaren Nachahmung von seiner Wirkung ungleich weniger als in einer hörbaren, es kann sich also auch dort mit den Bestandteilen des Lächerlichen und Schrecklichen weniger innig vermischen als hier, sobald die Überraschung vorbei, sobald der erste gierige Blick gesättiget, trennet es sich wiederum gänzlich und liegt in seiner eigenen cruden Gestalt da.

XXVI.

Des Herrn *Winckelmanns* „Geschichte der Kunst des Altertums“ ist erschienen. Ich wage keinen Schritt weiter, ohne dieses Werk gelesen zu haben. Bloß aus allgemeinen Begriffen über die Kunst vernunfteln, kann zu Grillen verführen, die man über lang oder kurz zu seiner Beschamung in den Werken der Kunst widerlegt findet. Auch die Alten kannten die Bande, welche die Malerei und Poesie miteinander verknüpfen, und sie werden sie nicht enger zugezogen haben, als es beiden zuträglich ist. Was ihre Künstler getan, wird

Here 's nothing can be meat, without a miracle
 Oh that I had my boxes and my lints now,
 My stupes, my tents, and those sweet helps of nature,
 What dainty dishes could I make of 'em
 MORILLAR Hast ne'er an old suppository?
 SURGEON Oh would I had, sir
 LAMURE Or but the paper where such a cordial
 Potion, or pills hath been entomb'd
 FRANVILLE Or the best bladder where a cooling-glisten
 MORILLAR Hast thou no searchcloths left?
 Nor any old pulstesses?
 FRANVILLE We care not to what it hath been ministred
 SURGEON Sure I have none of these dainties, gentlemen.
 FRANVILLE Where's the great wen
 Thou cut'st from Hugh the sailors shoulder?
 That would serve now for a most princely banquet.
 SURGEON Ay, if we had it, gentlemen
 I flung it over-board, slave that I was.
 LAMURE A most improvident villain

¹ Richardson, De la peinture T. I p 74.

nich lehren, was die Künstler überhaupt tun sollen, und wo so ein Mann die Fackel der Geschichte vortragt, kann die Spekulation kühnlich nachtreten.

Man pflegt in einem wichtigen Werke zu blättern, ehe man es ernstlich zu lesen anfängt. Meine Neugierde war, vor allen Dingen des Verfassers Meinung von dem Laokoon zu wissen, nicht zwar von der Kunst des Werkes, über welche er sich schon anderwärts erklärt hat, als nur von dem Alter desselben. Wem tritt er darüber bei? Denen, welchen *Virgil* die Gruppe vor Augen gehabt zu haben scheint? Oder denen, welche die Künstler dem Dichter nacharbeiten lassen?

Es ist sehr nach meinem Geschmacke, daß er von einer gegenseitigen Nachahmung gänzlich schweigt. Wo ist die absolute Notwendigkeit derselben? Es ist gar nicht unmöglich, daß die Ähnlichkeiten, die ich oben zwischen dem poetischen Gemälde und dem Kunstwerke in Erwägung gezogen habe, zufällige und nicht vorsätzliche Ähnlichkeiten sind, und daß das eine so wenig das Vorbild des andern gewesen, daß sie auch nicht einmal beide einerlei Vorbild gehabt zu haben brauchen. Hätte indes auch ihn ein Schein dieser Nachahmung geblendet, so würde er sich für die erstern haben erklären müssen. Denn er nimmt an, daß der Laokoon aus den Zeiten sei, da sich die Kunst unter den Griechen auf dem höchsten Gipfel ihrer Vollkommenheit befunden habe. aus den Zeiten Alexanders des Großen.

„Das gutte Schicksal“, sagt er¹, „welches auch über die Künste bei ihrer Vertilgung noch gewachtet, hat aller Welt zum Wunder ein Werk aus dieser Zeit der Kunst erhalten, zum Beweise von der Wahrheit der Geschichte von der Herrlichkeit so vieler vernichteten Meisterstücke. Laokoon nebst seinen beiden Söhnen, vom *Agasander*, *Apollodorus*² und *Athenodorus* aus Rhodus gearbeitet, ist nach aller Wahrscheinlichkeit aus dieser Zeit, ob man gleich dieselbe nicht bestimmen und, wie einige getan haben, die Olympias, in welcher diese Künstler geblühet haben, angeben kann.“

In einer Anmerkung setzt er hinzu: „*Plinius* meldet kein Wort von der Zeit, in welcher *Agasander* und die Gehulfen an seinem Werke gelebet haben, *Maffei* aber, in der Erklärung alter Statuen, hat wissen wollen, daß diese Künstler in der achtundachtzigsten Olympias ge-

¹ „Geschichte der Kunst“ S. 347.

² Nicht Apollodorus, sondern Polydorus. Plinius ist der einzige, der diese Künstler nennet, und ich wußte nicht, daß die Handschriften in diesem Namen voneinander abgingen. Harduin wurde es gewiß sonst angemerkt haben. Auch die ältern Ausgaben lesen alle „Polydorus“. Herr Winckelmann muß sich in dieser Kleinigkeit bloß verschrieben haben.

bluhet haben, und auf dessen Wort haben andere, als *Richardson*, nachgeschrieben Jener hat, wie ich glaube, einen *Athenodorus* unter des *Polykletes* Schülern für einen von unsern Künstlern genommen, und da *Polykletes* in der siebenundachtzigsten Olympias gebluhet, so hat man seinen vermeinten Schüler eine Olympias später gesetzt; andere Gründe kann *Maffei* nicht haben“

Er konnte ganz gewiß keine andere haben. Aber warum laßt es Herr *Winckelmann* dabei bewenden, diesen vermeinten Grund des *Maffei* bloß anzuführen? Widerlegt er sich von sich selbst? Nicht so ganz. Denn wenn er auch schon von keinen andern Gründen unterstützt ist, so macht er doch schon für sich selbst eine kleine Wahrscheinlichkeit, wo man nicht sonst zeigen kann, daß *Athenodorus*, des *Polykletes* Schüler, und *Athenodorus*, der Gehülfe des *Agasander* und *Polydorus*, unmöglich eine und ebendieselbe Person können gewesen sein. Zum Glücke laßt sich dieses zeigen, und zwar aus ihrem verschiedenen Vaterlande. Der erste *Athenodorus* war, nach dem ausdrücklichen Zeugnisse des *Pausanias*¹, aus Klitor in Arkadien, der andere hingegen, nach dem Zeugnisse des *Plinius*, aus Rhodus gebürtig.

Herr *Winckelmann* kann keine Absicht dabei gehabt haben, daß er das Vorgeben des *Maffei* durch Beifügung dieses Umstandes nicht unwidersprechlich widerlegen wollen. Vielmehr müssen ihm die Gründe, die er aus der Kunst des Werks nach seiner unstreitigen Kenntnis ziehet, von solcher Wichtigkeit erschienen haben, daß er sich unbekummert gelassen, ob die Meinung des *Maffei* noch einige Wahrscheinlichkeit behalte oder nicht. Er erkennt ohne Zweifel in dem Laokoon zu viele von den „argutis“², die dem Lysippus so eigen waren, mit welchen dieser Meister die Kunst zuerst bereicherte, als daß er ihn für ein Werk vor desselben Zeit halten sollte.

Allein, wenn es erwiesen ist, daß der Laokoon nicht älter sein kann als *Lysippus*, ist dadurch zugleich erwiesen, daß er ungefähr aus seiner Zeit sein müsse? daß er unmöglich ein weit späteres Werk sein könne? Damit ich die Zeiten, in welchen die Kunst in Griechenland bis zum Anfange der römischen Monarchie ihr Haupt bald wiederum emporhob, bald wiederum sinken ließ, übergehe. warum hätte nicht Laokoon die glückliche Frucht des Wetteifers sein können, welchen die schwenderische Pracht der ersten Kaiser unter den Künstlern entzunden mußte? Warum konnten nicht *Agasander* und seine Gehülfen die Zeitverwandten eines *Strongylon*, eines *Arkesilaus*,

¹ *Ἀθηνοδώρος δὲ καὶ Δαμίας — οὗτοι δὲ Ἀρκάδες εἰσιν ἐκ Κλειτορίας* [„Athenodorus und Damias, diese sind Arkader aus Klitor.“] *Phoc cap 9 p 819 Edit Kuhn*

² *Plinius lib XXXIV sect 19 p 653 Edit Hard.*

eines *Pasiteles*, eines *Posidonius*, eines *Diogenes* sein? Wurden nicht die Werke auch dieser Meister zum Teil dem Besten, was die Kunst jemals hervorgebracht hatte, gleich geschätzt? Und wann noch ungezweifelte Stücke von selbigen vorhanden waren, das Alter ihrer Urheber aber wäre unbekannt und ließe sich aus nichts schließen als aus ihrer Kunst, welche göttliche Eingebung mußte den Kenner verwahren, daß er sie nicht ebensowohl in jene Zeiten setzen zu müssen glaubte, die Herr *Winckelmann* allein des Laokoons würdig zu sein achtet?

Es ist wahr, *Plinius* bemerkt die Zeit, in welcher die Künstler des Laokoon gelebt haben, ausdrücklich nicht. Doch wenn ich aus dem Zusammenhange der ganzen Stelle schließen sollte, ob er sie mehr unter die alten oder unter die neuern Artisten gerechnet wissen wollen, so bekenne ich, daß ich für das letztere eine größere Wahrscheinlichkeit darin zu bemerken glaube. Man urteile.

Nachdem *Plinius* von den ältesten und größten Meistern in der Bildhauerkunst, dem *Phidias*, dem *Praxiteles*, dem *Skopas*, etwas ausführlicher gesprochen und hierauf die übrigen, besonders solche, von deren Werken in Rom etwas vorhanden war, ohne alle chronologische Ordnung namhaft gemacht, so fährt er folgendergestalt fort.¹ „Nec multo plurimum fama est quorundam claritati in operibus eximius obstante numero artificum, quoniam nec unus occupat gloriam nec plures pariter nuncupari possunt, sicut in Laocoonte, qui est in *Titi* imperatoris domo, opus omnibus et picturae et statuariae artis praeponendum. Ex uno lapide eum et liberos draconumque mirabiles nexus de consilii sententia fecere summi artifices, *Agesander* et *Polydorus* et *Athenodorus* Rhodii. Similiter Palatinas domus Caesarum replevere probatissimis signis *Craterus* cum *Pythodoro*, *Polydectes* cum *Hermolao*, *Pythodorus* alius cum *Artemone* et singularis *Aphrodisius* *Trallianus*. *Agrippae* Pantheon decoravit *Diogenes* Atheniensis, et Caryatides in columnis templi ejus probantur inter pauca operum sicut in fastigio posita signa, sed propter altitudinem loci minus celebrata.“

[„Weniger redet man von vielen Künstlern, deren Berühmtheit bei hervorragenden Werken der Umstand hinderte, daß nicht einer allein den Ruhm (des gemeinschaftlichen Werkes) in Anspruch nahm und mehrere zugleich nicht genannt werden können, wie beim Laokoon, der im Palast des Kaisers *Titus* sich befindet, ein Werk, das alle an malerischer und bildhauerischer Kraft ubertrifft. Aus einem einzigen Marmorblock haben ihn und die Söhne und die merkwürdigen Ver-

¹ Libr. XXXVI sect 4 p 730.

schlingungen der Schlangen mit künstlerischem Vorbedacht die größten Künstler gebildet *Agesander* und *Polydorus* und *Athenodorus* aus Rhodus. In gleicher Weise haben andere die Palatinischen Paläste der Kaiser mit herrlichsten Bildwerken gefüllt, nämlich *Craterus* mit *Pythodorus*, *Polydektes* mit *Hermolaus*, ein anderer *Pythodorus* mit *Artemon* und der einzig dastehende *Apbrodisius* aus Tralles. Das Pantheon des *Agrippa* schmückte *Diogenes* aus Athen, und unter wenigen Werken werden die Karyatiden an den Säulen dieses Tempels geruhmt, ebenso die Bildwerke am Giebel, diese allerdings wegen der Höhe des Standorts weniger gefeiert“]

Von allen den Künstlern, welche in dieser Stelle genannt werden, ist *Diogenes* von Athen derjenige, dessen Zeitalter am unwidersprechlichsten bestimmt ist. Er hat das Pantheon des *Agrippa* ausgezieret; er hat also unter dem *Augustus* gelebt. Doch man erwäge die Worte des *Plinius* etwas genauer, und ich denke, man wird auch das Zeitalter des *Craterus* und *Pythodorus*, des *Polydektes* und *Hermolaus*, des zweiten *Pythodorus* und *Artemons* sowie des *Apbrodisius Trallianus* ebenso unwidersprechlich bestimmt finden. Er sagt von ihnen „Palatinas domus Caesarum replevere probatissimis signis“ [„Die Palatinischen Paläste der Kaiser haben sie mit herrlichsten Bildwerken gefüllt.“] Ich frage kann dieses wohl nur soviel heißen, daß von ihren vortrefflichen Werken die Paläste der Kaiser angefüllt gewesen? In dem Verstande nämlich, daß die Kaiser sie überall zusammensuchen und nach Rom in ihre Wohnungen versetzen lassen? Gewiß nicht. Sondern sie müssen ihre Werke ausdrücklich für diese Paläste der Kaiser gearbeitet, sie müssen zu den Zeiten dieser Kaiser gelebt haben. Daß es späte Künstler gewesen, die nur in Italien gearbeitet, läßt sich auch schon daher schließen, weil man ihrer sonst nirgends gedacht findet. Hatten sie in Griechenland in frühern Zeiten gearbeitet, so wurde *Pausanias* ein oder das andere Werk von ihnen gesehen und ihr Andenken uns aufbehalten haben. Ein *Pythodorus* kommt zwar bei ihm vor¹, allein *Hardun* hat sehr unrecht, ihn für den *Pythodorus* in der Stelle des *Plinius* zu halten. Denn *Pausanias* nennen die Bildsäule der Juno, die er von der Arbeit des ersten zu Koronea in Boöten sah, ἀγάλμα ἀρχαῖον [„alte Bildsäule“], welche Benennung er nur den Werken derjenigen Meister gibe, die in den allerersten und rauhesten Zeiten der Kunst, lange vor einem *Phidias* und *Praxiteles*, gelebt hatten. Und mit Werken solcher Art werden die Kaiser gewiß nicht ihre Paläste ausgezieret haben. Noch weniger ist auf die andere Vermutung des *Harduns* zu achten, daß *Artemon* vielleicht

¹ Boeotic cap XXXIV p 778 Edit Kuhn.

der Maler gleiches Namens sei, dessen *Plinius* an einer andern Stelle gedenket. Name und Name geben nur eine sehr geringe Wahrscheinlichkeit, derenwegen man noch lange nicht befugt ist, der natürlichen Auslegung einer unverfälschten Stelle Gewalt anzutun.

Ist es aber sonach außer allem Zweifel, daß *Kraterus* und *Pythodorus*, daß *Polydektes* und *Hermolaus* mit den übrigen unter den Kaisern gelebt, deren Paläste sie mit ihren trefflichen Werken angefüllt, so, dunkt mich, kann man auch denjenigen Kunstlern kein andern Zeitalter geben, von welchen *Plinius* auf jene durch ein „Similiter“ [„In gleicher Weise“] übergeht. Und dieses sind die Meister des Laokoon. Man überlege es nur waren *Agesander*, *Polydorus* und *Athenodorus* so alte Meister, als wofür sie Herr *Winckelmann* halt wie unschicklich wurde ein Schriftsteller, dem die Präzision des Ausdrucks keine Kleinigkeit ist, wenn er von ihnen auf einmal auf die allerneuesten Meister springen mußte, diesen Sprung mit einem „gleichergestalt“ tun?

Doch man wird einwenden, daß sich dieses „Similiter“ nicht auf die Verwandtschaft in Ansehung des Zeitalters, sondern auf einen andern Umstand beziehe, welchen diese in Betrachtung der Zeit so unähnliche Meister miteinander gemein gehabt hatten. *Plinius* rede nämlich von solchen Kunstlern, die in Gemeinschaft gearbeitet und wegen dieser Gemeinschaft unbekannter geblieben waren, als sie verdienten. Denn da keiner sich die Ehre des gemeinschaftlichen Werks allein anmaßen konnten, alle aber, die daran teil gehabt, jederzeit zu nennen zu weitläufig gewesen wäre („quoniam nec unus occupat gloriam nec plures pariter nuncupari possunt“), so wären ihre sämtliche Namen darüber vernachlässigt worden. Dieses sei den Meistern des Laokoons, dieses sei so manchen andern Meistern widerfahren, welche die Kaiser für ihre Paläste beschäftigt hätten.

Ich gebe dieses zu. Aber auch so noch ist es höchst wahrscheinlich, daß *Plinius* nur von neuern Kunstlern sprechen wollen, die in Gemeinschaft gearbeitet. Denn hatte er auch von älteren reden wollen, warum hätte er nur allein der Meister des Laokoons erwähnt? Warum nicht auch anderer? Eines *Onatas* und *Kalliteles*, eines *Timokles* und *Timarchides* oder der Sohne dieses *Timarchides*, von welchen ein gemeinschaftlich gearbeiteter Jupiter in Rom war.¹ Herr *Winckelmann* sagt selbst, daß man von dergleichen älteren Werken, die mehr als einen Vater gehabt, ein langes Verzeichnis machen könne.² Und *Plinius* sollte sich nur auf die einzigen *Agesander*, *Polydorus* und *Athe-*

¹ *Plinius* lib. XXXVI. sect. 4. p. 730

² „Geschichte der Kunst“ T II S 332.

nodorus besonnen haben, wenn er sich nicht ausdrücklich nur auf die neuesten Zeiten hätte einschränken wollen?

Wird übrigens eine Vermutung um so viel wahrscheinlicher, je mehrere und größere Unbegreiflichkeiten sich daraus erklären lassen, so ist es die, daß die Meister des Laokoons unter den ersten Kaisern geblühet haben, gewiß in einem sehr hohem Grade. Denn hätten sie in Griechenland zu den Zeiten, in welche sie Herr *Winckelmann* setzt, gearbeitet; hatte der Laokoon selbst in Griechenland ehemals gestanden, so mußte das tiefe Stillschweigen, welches die Griechen von einem solchen Werke („opere omnibus et picturae et statuariae artis praeponeudo“) [„das alles an malerischer und bildhauenscher Kunst übertrifft.“] beobachtet hatten, äußerst befremden. Es mußte äußerst befremden, wenn so große Meister weiter gar nichts gearbeitet hätten, oder wenn *Pausanias* von ihren übrigen Werken in ganz Griechenland ebensowenig wie von dem Laokoon zu sehen bekommen hätte. In Rom hingegen konnte das größte Meisterstück lange im Verborgenen bleiben, und wenn Laokoon auch bereits unter dem *Augustus* wäre fertiggestellt worden, so durfte es doch gar nicht sonderbar scheinen, daß erst *Plinius* seiner gedacht, seiner zuerst und zuletzt gedacht. Denn man erinnere sich nur, was er von einer Venus des *Skopas* sagt¹, die zu Rom in einem Tempel des Mars stand: „quemcunque alium locum nobilitatura. Romae quidem magnitudo operum eam obliterat, ac magni officiorum negotiorumque acervi omnes a contemplatione talium abducunt. quoniam otiosorum et in magno loci silentio apta admiratio talis est.“ [„An jedem anderen Orte würde sie verherrlicht worden sein. In Rom aber bringt sie die Menge der Werke in Vergessenheit, und die Überhäufung mit Pflichten und Geschäften lenkt alle von der Betrachtung solcher Kunstwerke ab. Denn nur der Unbeschäftigte kann wahrhaft bewundern, und das nur an einem ungestörten Orte.“]

Diejenigen, welche in der Gruppe Laokoon so gern eine Nachahmung des *Virgilschen* Laokoons sehen wollen, werden, was ich bisher gesagt, mit Vergnügen ergreifen. Noch fiel mir eine Mutmaßung bei, die sie gleichfalls nicht sehr mißbilligen durften. Vielleicht, konnten sie denken, war es *Asinius Pollio*, der den Laokoon des *Virgils* durch griechische Künstler ausführen ließ. *Pollio* war ein besonderer Freund des Dichters, überlebte den Dichter und scheint sogar ein eigenes Werk über die „*Aeneis*“ geschrieben zu haben. Denn wo sonst als in einem eigenen Werke über dieses Gedicht können so leicht die einzelnen Anmerkungen gestanden haben, die *Servius* aus

¹ *Plinius* I c. p. 727

ihm anfuhr?¹ Zugleich war *Pollio* ein Liebhaber und Kenner der Kunst, besaß eine reiche Sammlung der trefflichsten alten Kunstwerke, ließ von Künstlern seiner Zeit neue fertigen und dem Geschmacke, den er in seiner Wahl zeigte, war ein so kühnes Stück als Laokoon vollkommen angemessen² „ut fuit acris vehementiae, sic quoque spectari monumenta sua voluit“ [„wie er selbst von heftiger Lebendigkeit war, so wollte er auch seine Bildwerke sehen“]. Doch da das Kabinett des *Pollio* zu den Zeiten des *Plinius*, als Laokoon in dem Palaste des *Titus* stand, noch ganz unzertrennet an einem besondern Orte beisammen gewesen zu sein scheint, so mochte diese Mutmaßung von ihrer Wahrscheinlichkeit wiederum etwas verlieren. Und warum konnte es nicht *Titus* selbst getan haben, was wir dem *Pollio* zuschreiben wollen?

XXVII.

Ich werde in meiner Meinung, daß die Meister des Laokoons unter den ersten Kaisern gearbeitet haben, wenigstens so alt gewiß nicht sein können, als sie Herr *Winckelmann* ausgibt, durch eine kleine Nachricht bestärkt, die er selbst zuerst bekannt macht. Sie ist diese³:

„Zu Nettuno, ehemals Antium, hat der Herr Kardinal *Alexander Albani* im Jahr 1717 in einem großen Gewölbe, welches im Meere versunken lag, eine Base entdeckt, welche von schwarzgraulichem Marmor ist, den man itzo Bigio nennet, in welche die Figur eingefügt war; auf derselben befindet sich folgende Inschrift:

ΑΘΑΝΟΔΩΡΟΣ ΑΓΗΣΑΝΔΡΟΥ
ΠΟΔΙΟΣ ΕΠΟΙΗΣΕ

'*Athanodorus*, des *Agesanders* Sohn aus Rhodus, hat es gemacht.' Wir lernen aus dieser Inschrift, daß Vater und Sohn am Laokoon gearbeitet haben, und vermutlich war auch *Apollodorus* (*Polydorus*) des *Agesander* Sohn, denn dieser *Athanodorus* kann kein anderer sein als der, welchen *Plinius* nennet. Es beweiset ferner diese Inschrift, daß sich mehr Werke der Kunst als nur allein drei, wie *Plinius* will, gefunden haben, auf welche die Künstler das Wort: „gemacht“, in vollendeter und bestimmter Zeit gesetzt, nämlich ἐποίησε, fecit; er berichtet, daß die übrigen Künstler aus Bescheidenheit sich in unbestimmter Zeit ausgedrucket, ἐποιεῖ, faciebat.“

Darin wird Herr *Winckelmann* wenig Widerspruch finden, daß der *Athanodorus* in dieser Inschrift kein anderer als der *Athenodorus*

¹ Ad ver. 7 lib II Aeneid und besonders ad ver 183 lib XI. Man dürfte also wohl nicht unrecht tun, wenn man das Verzeichnis der verlorenen Schriften dieses Mannes mit einem solchen Werke vermehrte.

² *Plinius* lib. XXXVI sect 4 p 729

³ „Geschichte der Kunst“ T II S. 347.

sein könne, dessen *Plinius* unter den Meistern des Laokoons gedenket *Athenodorus* und *Athanodorus* ist auch völlig ein Name; denn die Rhodier bedienten sich des dorischen Dialekts. Allein über das, was er sonst daraus folgern will, muß ich einige Anmerkungen machen.

Das erste, daß *Athenodorus* ein Sohn des *Agasanders* gewesen sei, mag hingehen. Es ist sehr wahrscheinlich, nur nicht unwidersprechlich. Denn es ist bekannt, daß es alte Künstler gegeben, die, anstatt sich nach ihrem Vater zu nennen, sich lieber nach ihrem Lehrmeister nennen wollen. Was *Plinius* von den Gebrüdern *Apollonius* und *Tauriscus* saget, leidet nicht wohl eine andere Auslegung.¹

Aber wie? Diese Inschrift soll zugleich das Vorgeben des *Plinius* widerlegen, daß sich nicht mehr als drei Kunstwerke gefunden, zu welchen sich ihre Meister in der vollendeten Zeit (anstatt des *ἐποίησιν* durch *ἐποίησε*) bekannt hatten? Diese Inschrift? Warum sollen wir erst aus dieser Inschrift lernen, was wir längst aus vielen andern hatten lernen können? Hat man nicht schon auf der Statue des *Germanicus Κλομενης* — *ἐποίησε* gefunden? Auf der sogenannten Vergotterung des *Homer* *Ἀρχελαος ἐποίησε*? Auf der bekannten Vase zu Gaeta *Σαλπίων ἐποίησε*? usw.²

Herr *Winckelmann* kann sagen „Wer weiß dieses besser als ich? Aber,“ wird er hinzusetzen, „desto schlimmer für den *Plinius*. Seinem Vorgeben ist also um so öfterer widersprochen, es ist um so gewisser widerlegt.“

Noch nicht. Denn wie, wenn Herr *Winckelmann* den *Plinius* mehr sagen ließe, als er wirklich sagen wollen? Wenn also die angeführten Beispiele nicht das Vorgeben des *Plinius*, sondern bloß das Mehrere, welches Herr *Winckelmann* in dieses Vorgeben hineingetragen, widerlegten? Und so ist es wirklich. Ich muß die ganze Stelle anführen. *Plinius* will in seiner Zueignungsschrift an den *Titus* von seinem Werke mit der Bescheidenheit eines Mannes sprechen, der es selbst am besten weiß, wieviel demselben zur Vollkommenheit noch fehle. Er findet ein merkwürdiges Exempel einer solchen Bescheidenheit bei den Griechen, über deren prahlende, vielversprechende Buchertitel („*inscriptiones, propter quas vadamonium deserui possit*“) [„Titel, derentwegen man einen Gerichtstermin versäumen konnte“] er sich ein wenig aufgehalten, und sagt.³ „*Et ne in totum videar*

¹ Libr XXXVI sect 4. p 730

² Man sehe das Verzeichnis der Aufschriften alter Kunstwerke beim Mar Gudrus (ad Phædri fab 5 lib I) und ziehe zugleich die Berichtigung desselben vom Gronov (Præf. ad Tom IX Thesauri Antiqu Græc.) zu Rate.

³ Libr I p 5 Edit Hard

Graecos insectari, ex illis nos velim intelligi pingendi fingendique conditoribus, quos in libellis his invenies, absoluta opera, et illa quoque, quae mirando non satiamur, pendenti titulo inscripsisse, ut APELLES FACIEBAT, aut POLYCLETUS, tanquam inchoata semper arte et imperfecta, ut contra judiciorum varietates superesset artifice regressus ad veniam, velut emendaturo quidquid desideraretur, si non esset interceptus. Quare plenum verecundiae illud est, quod omnia opera tamquam novissima inscribere, et tamquam singulis fato adempti Tria non amplius, ut opinor, absolute traduntur inscripta ILLE FECIT, quae suis locis reddam: quo apparuit, summam artis securitatem auctori placuisse, et ob id magna invidia fuere omnia ea.“ [„Und damit ich nicht die Griechen zu verhöhnen scheine, mochte ich, daß man aus den Titeln die vollendeten Werke jener Schöpfer der Malerei und Bildhauerei, deren Namen du hier findest, erkenne, auch alle jene Werke, in deren Bewunderung wir unersättlich sind, mit einem kurzen Titel bezeichnet wurden, wie: ‘Apelles machte es’ oder nur. ‘Polykletus’, so daß gegen die Mannigfaltigkeit der Urteile dem Künstler eine Zuflucht zur Nachsicht möglich sei, als ob etwas vollkommener gewünscht wurde, wenn er noch nicht dahingerafft wäre. Deshalb ist es ein Zeichen von Bescheidenheit, daß sie alle Werke gleichsam als ganz neu bezeichneten und sich selbst gleichsam als durch das Schicksal dem einzelnen Werk entrissen. Nur dreimal, wie mir scheint, wurde auf den Inschriften die Vollendung bezeichnet: ‘Jener hat es geschaffen’, worauf ich an seinem Orte zuruckkommen werde; daraus erhellt, daß das Gefühl höchster Sicherheit den Künstler beseelt habe und deshalb großer Neid geherrscht habe.“] Ich bitte auf die Worte des *Plinius* „pingendi fingendique conditoribus“ aufmerksam zu sein. *Plinius* sagt nicht, daß die Gewohnheit, in der unvollendeten Zeit sich zu seinem Werke zu bekennen, allgemein gewesen, daß sie von allen Künstlern, zu allen Zeiten beobachtet worden; er sagt ausdrücklich, daß nur die ersten alten Meister, jene „Schöpfer der bildenden Kunst“ („pingendi fingendique conditores“), ein *Apelles*, ein *Polyklet* und ihre Zeitverwandte, diese kluge Bescheidenheit gehabt hatten, und da er diese nur allein nennet, so gibt er stillschweigend, aber deutlich genug zu verstehen, daß ihre Nachfolger, besonders in den spätern Zeiten, mehr Zuversicht auf sich selber geäußert.

Dieses aber angenommen, wie man es annehmen muß, so kann die entdeckte Aufschrift von dem einen der drei Künstler des Laokoons ihre vollige Richtigkeit haben, und es kann demohngeachtet wahr sein, daß, wie *Plinius* sagt, nur etwa drei Werke vorhanden gewesen,

in deren Aufschriften sich ihre Urheber der vollendeten Zeit bedienen, nämlich unter den altern Werken, aus den Zeiten des *Apelles*, des *Polyklets*, des *Nicias*, des *Lysippus*. Aber das kann sodann seine Richtigkeit nicht haben, daß *Athenodorus* und seine Gehulfen Zeitverwandte des *Apelles* und *Lysippus* gewesen sind, zu welchen sie Herr *Winckelmann* machen will. Man muß vielmehr so schließen: Wenn es wahr ist, daß unter den Werken der altern Künstler, eines *Apelles*, eines *Polyklets* und der übrigen aus dieser Klasse, nur etwa drei gewesen sind, in deren Aufschriften die vollendete Zeit von ihnen gebraucht worden; wenn es wahr ist, daß *Plinius* diese drei Werke selbst namhaft gemacht hat¹, so kann *Athenodorus*, von dem keines dieser drei Werke ist, und der sich demohngeachtet auf seinen Werken der vollendeten Zeit bedient, zu jenen alten Künstlern nicht gehören, er kann kein Zeitverwandter des *Apelles*, des *Lysippus* sein, sondern er muß in spätere Zeiten gesetzt werden.

¹ Er verspricht wenigstens ausdrücklich, es zu tun „quæ suis locis reddam“ [„worauf ich an seinem Orte zurückkommen werde“]. Wenn er es aber nicht gänzlich vergessen, so hat er es doch sehr im Vorbeigehen und gar nicht auf eine Art getan, als man nach einem solchen Versprechen erwartet. Wenn er z. E. schreibt (Lib. XXXV. sect. 39) „Lysippus quoque Aeginæ picturæ suæ inscripsit, *ΕΥΕΚΑΥΣΕΝ*, quod profecto non fecisset, nisi encaustica inventa“ [„Lysipp schrieb auch in Ägina auf sein Gemälde *enekausen* (d. h. „Er hat es gebrannt“), was er natürlich nicht getan hätte, wenn nicht die Enkaustik („Brandmalerei“) erfunden gewesen wäre“], so ist es offenbar, daß er dieses *ΕΥΕΚΑΥΣΕΝ* zum Beweise einer ganz andern Sache braucht. Hat er aber, wie Harduin glaubt, auch zugleich das eine von den Werken dadurch angeben wollen, deren Aufschrift in dem Aorist abgefaßt gewesen, so hätte es sich wohl der Mühe verlohnet, ein Wort davon mit einfließen zu lassen. Die andern zwei Werke dieser Art findet Harduin in folgender Stelle „Idem (Divus Augustus) in curia quoque, quam in comitio consecrabat, duas tabulas impressit parieti Nemeam sedentem supra leonem, palmigeram ipsam, adstante cum baculo sene, cujus supra caput tabula bigæ dependet. Nicias scripsit se inussisse. tali enim usus est verbo. Alterius tabulæ admiratio est, puberem filium seni patri similem esse, salva ætatis differentia, supervolante aquila draconem complexa. Philochares hoc suum opus esse testatus est.“ [„Derselbe (der göttliche Augustus) ließ in der Rathshalle, die er auf dem Forum einweihete, zwei Tafeln in die Wand einfügen. Auf der einen sitzt Nemea auf einem Löwen, einen Palmzweig in der Hand, neben ihr ein Greis an einem Stabe, über dessen Haupt eine Tafel mit einem Zweispanner herabhängt. Nicias schrieb, er habe es „gebrannt“, dieses Wort braucht er dabei. Auf der andern Tafel ist zu bewundern, wie der heranwachsende Jungling dem greisen Vater, unbeschadet der Verschiedenheit des Alters, ähnlich ist, während ein darüberfliegender Adler eine Schlange (einen Drachen) in den Klauen hält. Philochares hat dies als sein Werk bezeugt.“] (Lib. XXXV. sect. 10.) Hier werden zwei verschiedene Gemälde beschrieben, welche Augustus in dem neu erbauten Rathause aufstellen lassen. Das zweite ist vom Philochares, das erste vom Nicias. Was von jenem gesagt wird, ist klar und deutlich. Aber bei diesem finden sich Schwierigkeiten. Es stellte die Nemea vor, auf einem Löwen sitzend, einen Palmzweig in der Hand, neben ihr ein alter Mann mit einem Stabe, „cujus supra caput tabula bigæ dependet“. Was heißt das? Über dessen Haupte eine Tafel hing, worauf ein zweispänniger Wagen gemalt war? Das ist noch der einzige Sinn, den man diesen Worten geben kann. Also war auf das Hauptgemälde noch ein anderes kleineres Gemälde gehangen? Und beide waren von dem Nicias? So muß es Harduin genommen haben. Denn wo wären hier sonst zwei Gemälde des Nicias, da das andere ausdrücklich dem Philochares zugeschrieben wird? „Inscripsit Nicias igitur geminæ huc tabulæ suum nomen in hunc modum *Ο ΝΙΚΙΑΣ ΕΥΕΚΑΥΣΕΝ*; atque adeo e tribus operibus, quæ absolute fuisse inscripta ILLE FECIT, indicavit Præfatio ad Titum, duo hæc sunt Nicias.“ [„Nicias also schrieb auf dieses doppelte Bild seinen

Kurz, ich glaube, es ließe sich als ein sehr zuverlässiges Kriterium angeben, daß alle Künstler, die das *ἔποιησε* gebraucht, lange nach den Zeiten *Alexanders des Großen*, kurz vor oder unter den Kaisern geblühet haben. Von dem *Kleomenes* ist es unstreitig, von dem *Arche-laos* ist es höchstwahrscheinlich, und von dem *Salpion* kann wenigstens das Gegenteil auf keine Weise erwiesen werden. Und so von den übrigen, den *Athenodorus* nicht ausgeschlossen.

Herr *Winckelmann* selbst mag hierüber Richter sein! Doch protestiere ich gleich im voraus wider den umgekehrten Satz. Wenn alle Künstler, welche *ἔποιησε* gebraucht, unter die späten gehören, so gehören darum nicht alle, die sich des *ἔποιει* bedient, unter die altern. Auch unter den spätern Künstlern können einige diese einem großen Manne so wohl anstehende Bescheidenheit wirklich besessen, und andere, sie zu besitzen, sich gestellt haben.

Namen folgendermaßen: „Nicias hat es gebrannt“, und so sind von den drei Bildern, die nach der Vorrede als vollendet bezeichnet wurden mit „Er hat es geschaffen“, diese zwei von Nicias. „Ich möchte den Harduin fragen: wenn Nicias nicht den Aoristum, sondern wirklich das Imperfektum gebraucht hätte, Plinius aber hätte bloß bemerken wollen, daß der Meister, anstatt des *γραφειν*, *ἐνῆκασιν* gebraucht hätte, wurde er in seiner Sprache auch nicht noch alsdann haben sagen müssen: „Nicias scripsit se inussisse?“ („N. schrieb, er habe es gebrannt.“) Doch ich will hierauf nicht bestehen, es mag wirklich des Plinius Wille gewesen sein, eines von den Werken, wovon die Rede ist, dadurch anzudeuten. Wer aber wird sich das doppelte Gemälde einreden lassen, deren eines über dem andern gebrannt? Ich mir nimmermehr. Die Worte „cujus supra caput tabula bigæ dependet“, können also nicht anders als verfälscht sein. Tabula bigæ, ein Gemälde, worauf ein zweispänniger Wagen gemalt, klingt nicht sehr Pliniansch, wenn auch Plinius schon sonst den Singularum von bigæ braucht. Und was für ein zweispänniger Wagen? Etwa dergleichen zu den Wettrennen in den Nemeäischen Spielen gebraucht wurden, so daß dieses kleinere Gemälde in Ansehung dessen, was es vorstellte, zu dem Hauptgemälde gehört hätte? Das kann nicht sein, denn in den Nemeäischen Spielen waren nicht zweispännige, sondern vierspännige Wagen gewöhnlich (Schmidius in Prolog ad Nemeonicas, p. 2). Einmal kam ich auf die Gedanken, daß Plinius anstatt des bigæ vielleicht ein griechisches Wort geschrieben, welches die Abschreiber nicht verstanden, ich meine *πτυχιον*. Wir wissen nämlich aus einer Stelle des Antigonos Carystius beim Zenobius (conf. Gronovius T. IX. Antiquit. Græc. Præf. p. 7), daß die alten Künstler nicht immer ihre Namen auf ihre Werke selbst, sondern auch wohl auf besondere Täfelchen gesetzt, welche dem Gemälde oder der Statue angehängt wurden. Und ein solches Täfelchen hieß *πτυχιον*. Dieses griechische Wort fand sich vielleicht in einer Handschrift durch die Glosse. tabula, tabella erklärt, und das tabula kam endlich mit in den Text. Aus *πτυχιον* ward bigæ, und so entstand das tabula bigæ. Nichts kann zu dem Folgenden besser passen als dieses *πτυχιον*, denn das Folgende eben ist es, was darauf stand. Die ganze Stelle wäre also zu lesen: „cujus supra caput *πτυχιον* dependet, quo Nicias scripsit se inussisse.“ („über dessen Haupt ein Täfelchen hängt, auf dem Nicias geschrieben hat, er habe es gebrannt.“) Doch diese Korrektur, ich bekenne es, ist ein wenig kühn. Muß man denn auch alles verbessern können, was man verfälscht zu sein beweisen kann? Ich begnüge mich, das letztere hier geleistet zu haben, und überlasse das erstere einer geschicktern Hand. Doch nunmehr wiederum zur Sache zurückzukommen: wenn Plinius also nur von einem Gemälde des Nicias redet, dessen Aufschrift im Aoristo abgefaßt gewesen, und das zweite Gemälde dieser Art das obige des Lysippus ist, welches ist denn nun das dritte? Das weiß ich nicht. Wenn ich es bei einem andern alten Schriftsteller finden dürfte als bei dem Plinius, so würde ich nicht sehr verlegen sein. Aber es soll bei dem Plinius gefunden werden, und noch einmal bei diesem weiß ich es nicht zu finden.

XXVIII

Nach dem Laokoon war ich auf nichts neugieriger als auf das, was Herr *Winckelmann* von dem sogenannten Borghesischen Fechter sagen mochte. Ich glaube, eine Entdeckung über diese Statue gemacht zu haben, auf die ich mir alles einbilde, was man sich auf dergleichen Entdeckungen einbilden kann.

Ich besorgte schon, Herr *Winckelmann* wurde mir damit zuvor-gekommen sein. Aber ich finde nichts dergleichen bei ihm, und wenn nunmehr mich etwas mißtrausch in ihre Richtigkeit machen konnte, so wurde es eben das sein, daß meine Besorgnis nicht eingetroffen.

„Einige“, sagt Herr *Winckelmann*¹, „machen aus dieser Statue einen Diskobolus, das ist, der mit dem Disko oder mit einer Scheibe von Metall wirft; und dieses war die Meinung des berühmten Herrn *von Stosch* in einem Schreiben an mich, aber ohne genugsame Betrachtung des Standes, worin dergleichen Figur will gesetzt sein. Denn derjenige, welcher etwas werfen will, muß sich mit dem Leibe hinterwärts zuruckziehen, und indem der Wurf geschehen soll, liegt die Kraft auf dem nächsten Schenkel, und das linke Bein ist müßig, hier aber ist das Gegenteil. Die ganze Figur ist vorwärts geworfen und ruhet auf dem linken Schenkel, und das rechte Bein ist hinterwärts auf das äußerste ausgestreckt. Der rechte Arm ist neu, und man hat ihm in die Hand ein Stück von einer Lanze gegeben, auf dem linken Arme sieht man den Riemen von dem Schilde, welchen er gehalten hat. Betrachtet man, daß der Kopf und die Augen aufwärts gerichtet sind, und daß die Figur sich mit dem Schilde vor etwas, das von oben her kommt, zu verwahren scheint, so konnte man diese Statue mit mehrerem Rechte für eine Vorstellung eines Soldaten halten, welcher sich in einem gefährlichen Stande besonders verdient gemacht hat. Den Fechtern in Schauspielen ist die Ehre einer Statue unter den Griechen vermutlich niemals widerfahren, und dieses Werk scheint älter als die Einführung der Fechter unter den Griechen zu sein.“

Man kann nicht richtiger urteilen. Diese Statue ist ebensowenig ein Fechter als ein Diskobolus, es ist wirklich die Vorstellung eines Kriegers, der sich in einer solchen Stellung bei einer gefährlichen Gelegenheit hervortut. Da Herr *Winckelmann* aber dieses so glücklich erriet: wie konnte er hier stehen bleiben? Wie konnte ihm der Krieger nicht beifallen, der vollkommen in dieser namlichen Stellung die vollige Niederlage eines Heeres abwandte, und dem sein erkenntliches Vaterland eine Statue vollkommen in der namlichen Stellung setzen ließ?

¹ „Gesch. der Kunst“ T II S 394

Mit einem Worte: Die Statue ist *Chabrias*.

Der Beweis ist folgende Stelle des *Nepos* in dem Leben dieses Feldherrn.¹ „Hic quoque in summis habitus est ducibus: resque multas memoria dignas gessit. Sed ex his elucet maxime inventum ejus in proelio, quod apud Thebas fecit, quum Boeotus subsidio venisset. Namque in eo victoriae fidente summo duce Agesilao, fugatis jam ab eo conductitis catervis, reliquam phalangem loco vetuit cedere, obnixoque genu scuto projectaque hasta impetum excipere hostium docuit. Id novum Agesilaus contuens, progredi non est ausus, suosque jam incurrentes tuba revocavit. Hoc usque eo tota Graecia fama celebratum est, ut illo statu Chabrias sibi statuam fieri voluerit, quae publice ei ab Atheniensibus in foro constituta est. Ex quo factum est, ut postea athl. ae ceterique artifices his statibus in statuibus ponendis uterentur, in quibus victoriam essent adepti.“ [„Dieser wird unter die größten Feldherrn gerechnet, und viele ruhmwürdige Taten hat er vollbracht. Besonders hervorzuheben ist jene Erfindung in der Schlacht bei Theben, als er den Boeotern zu Hilfe kam. Während hier der (feindliche) Oberfeldherr Agesilaus schon gesiegt zu haben glaubte und die Soldtruppen in die Flucht geschlagen hatte, verbot Chabrias der übrigen Phalanx, vom Platze zu weichen, und lehrte sie, das Knie fest aufzustemmen und mit Schild sowie vorgestreckter Lanze den Angriff der Feinde abzufangen. Agesilaus sah diese neue Kampfstellung, wagte nicht vorzurücken und rief seine Truppen, die schon den Angriff beginnen wollten, durch Trompetensignal zurück. Die Mär hiervon verbreitete sich rasch in ganz Griechenland so sehr, daß Chabrias in dieser Stellung dargestellt sein wollte, als die Athener beschlossen hatten, ihm von Staatswegen eine Bildsäule auf dem Markte zu errichten. Seitdem verwendeten Athleten und Künstler diese Stellung bei den Bildsäulen, mit denen sie einen Sieg verherrlichen wollten.“]

Ich weiß es, man wird noch einen Augenblick anstehen, mir Beifall zu geben; aber ich hoffe, auch wirklich nur einen Augenblick. Die Stellung des Chabrias scheint nicht vollkommen die nämliche zu sein, in welcher wir die Borghesische Statue erblicken. Die vorgeworfene Lanze (*projecta hasta*) ist beiden gemein, aber das *obnixo genu scuto* erklären die Ausleger durch *obnixo in scutum*, *obfirmato genu ad scutum*: *Chabrias* wies seinen Soldaten, wie sie sich mit dem Kniee gegen das Schild stemmen und hinter demselben den Feind abwarten sollten; die Statue hingegen hält das Schild hoch. Aber wie, wenn die Ausleger sich irrten? Wie, wenn die Worte *obnixo genu scuto* nicht

¹ esp. I.

zusammen gehörten, und man obnixo genu besonders, und scuto besonders, oder mit dem darauf folgenden projectaque hasta zusammen lesen mußte? Man mache ein einziges Komma, und die Gleichheit ist nunmehr so vollkommen, als möglich. Die Statue ist ein Soldat, qui obnixo genu¹, scuto projectaque hasta impetum hostis excipit, sie zeigt, was *Chabrias* tat, und ist die Statue des *Chabrias*. Daß das Komma wirklich fehle, beweiset das dem projecta angehangte que, welches, wenn obnixo genu scuto zusammen gehörten, überflüssig sein würde, wie es denn auch wirklich einige Ausgaben daher weglassen.

Mit dem hohen Alter, welches dieser Statue sonach zukame, stimmt die Form der Buchstaben in der darauf befindlichen Aufschrift des Meisters vollkommen überein, und Herr *Winckelmann* selbst hat aus derselben geschlossen, daß es die älteste von den gegenwärtigen Statuen in Rom sei, auf welchen sich der Meister angegeben hat. Seinem scharfsichtigen Blicke überlasse ich es, ob er sonst in Ansehung der Kunst etwas daran bemerkt, welches mit meiner Meinung streiten konnte. Sollte er sie seines Beifalles würdigen, so dürfte ich mich schmeicheln, ein besseres Exempel gegeben zu haben, wie glücklich sich die klassischen Schriftsteller durch die alten Kunstwerke und diese hinwiederum aus jenen aufklaren lassen, als in dem ganzen Folianten des *Spence* zu finden ist.

XXIX.

Bei der unermeßlichen Belesenheit, bei den ausgebreitetsten, feinsten Kenntnissen der Kunst, mit welchen sich Herr *Winckelmann* an sein Werk machte, hat er mit der edeln Zuversicht der alten Artisten gearbeitet, die allen ihren Fleiß auf die Hauptsache verwandten und, was Nebendinge waren, entweder mit einer gleichsam vorsätzlichen Nachlässigkeit behandelten oder ganzlich der ersten der besten fremden Hand überließen.

Es ist kein geringes Lob, nur solche Fehler begangen zu haben, die ein jeder hätte vermeiden können. Sie stoßen bei der ersten flüchtigen Lektüre auf, und wenn man sie anmerken darf, so muß es nur in der

¹ So sagt Statius „obnixa pectora“ [„die entgegengestemmtten Brüste“] (Thebaud. lib VI. v 863).

— — — — rumpunt obnixa furentes

Pectora,

[„mit Wut durchbrechen sie die entgegengestemmtten Brüste“], welches der alte Glossator des Barths durch „summa vi contra nitentia“ [„mit höchster Kraft dagegen gestemmt“] erklärt. So sagt Ovid (Halieut v 11) „obnixa fronte“ [„mit entgegengestemmtter Stirn“], wenn er von der Meerbramse (scaro) spricht, die sich nicht mit dem Kopfe, sondern mit dem Schwanze durch die Reusen zu arbeiten sucht;

Non audeat radius obnixa occurrere fronte

[„Sie wagt es nicht, mit entgegengestemmtter Stirn durch die Maschen zu brechen“]

Absicht geschehen, um gewisse Leute, welche allein Augen zu haben glauben, zu erinnern, daß sie nicht angemeint zu werden verdienen

Schon in seinen Schifften über die Nachahmung der griechischen Kunstwerke ist Herr *Winckelmann* einigemal durch den *Junius* verführt worden *Junius* ist ein sehr verfanglicher Autor, sein ganzes Werk ist ein Cento, und da er immer mit den Worten der Alten reden will, so wendet er nicht selten Stellen aus ihnen auf die Malerei an, die an ihrem Orte von nichts weniger als von der Malerei handeln. Wenn z. E. Herr *Winckelmann* lehren will, daß sich durch die bloße Nachahmung der Natur das Hochste in der Kunst ebensowenig wie in der Poesie erreichen lasse, daß sowohl Dichter als Maler lieber das Unmögliche, welches wahrscheinlich ist, als das bloß Mögliche wählen müsse, so setzt er hinzu „Die Möglichkeit und Wahrheit, welche *Longin* von einem Maler im Gegensatze des Unglaublichen bei dem Dichter fodert, kann hiermit sehr wohl bestehen“ Allein dieser Zusatz wäre besser weggeblieben, denn er zeigt die zwei größten Kunstfehler in einem Widerspruche, der ganz ohne Grund ist. Es ist falsch, daß *Longin* so etwas jemals gesagt hat. Er sagt etwas Ähnliches von der Beredsamkeit und Dichtkunst, aber keineswegs von der Dichtkunst und Malerei *Ὡς δ' ἑτερον τι ἢ ῥητορικὴ φαντασία βούλεται, καὶ ἑτερον ἢ παρὰ ποιηταῖς, οὐκ ἂν λαθοί σε*, schreibt er an seinen *Terentian*¹, *οὐδ' ὅτι τῆς μὲν ἐν ποιήσει τέλος ἐστὶν ἐκπληξίς, τῆς δ' ἐν λόγοις ἐναργεῖα*. [„Wie aber die rednerische Darstellung etwas anderes will als die der Dichter, ist dir doch wohl nicht verborgen, nämlich, daß das Ziel der Dichtkunst die Erschütterung ist, das der Redekunst die Klarheit.“] Und wiederum *Οὐ μὴν ἄλλα τα μὲν παρὰ τοῖς ποιηταῖς μυθικωτέραν ἔχει τὴν ὑπερεκπτώσιν, καὶ παντὶ το πιστὸν ὑπερβαίνουσιν τῆς δὲ ῥητορικῆς φαντασίας, καλλιστὸν αὖ το ἐμπρακτὸν καὶ ἐναληθές*. [„Die Kunst der Dichter zielt auf Erschütterung durch das Wort und Unglaubliches, die Redekunst dagegen verbindet Schönheit mit Wirklichkeit und Wahrheit.“] Nur *Junius* schiebt anstatt der Beredsamkeit die Malerei hier unter, und bei ihm war es, nicht bei dem *Longin*, wo Herr *Winckelmann* gelesen hatte² „Praesertim cum poeticae phantasiae finis sit ἐκπληξίς, pictoriae vero ἐναργεῖα. Καὶ τα μὲν παρὰ τοῖς ποιηταῖς, ut loquitur idem Longinus“ [„Zumal wenn der Zweck der Dichtkunst 'Erschütterung' ist, der Malerei aber 'Klarheit'. Auch die Kunst der Dichter, wie derselbe Longinus sagt“, usw. Sehr wohl: *Longinus* Worte, aber nicht *Longins* Sinn]

¹ *Περὶ Ὑψους, τμήμα ιδ'.* Edit T Fabri p 36. 39.

² *De Pictura Vet lib. I cap 4. p 33.*

Mit folgender Anmerkung muß es ihm ebenso gegangen sein: „Alle Handlungen“, sagt er¹, „und Stellungen der griechischen Figuren, die mit dem Charakter der Weisheit nicht bezeichnet, sondern gar zu feurig und zu wild waren, verfelen in einen Fehler, den die alten Künstler Parenthyrsus nannten.“ Die alten Künstler? Das durfte nur aus dem *Jumus* zu erweisen sein. Denn Parenthyrsus war ein rhetorisches Kunstwort und vielleicht, wie die Stelle des *Longins* zu verstehen zu geben scheint, auch nur dem einzigen *Theodor* eigen² *Τουτω παρακενται τριτον τι κακίας είδος έν τοις παθητικοις, όπερ ό Θεοδωρος παρενθυρσον έκαλει· έστι δε παθος άκαιρον και κενον, ένθα μη δει παθους ή άμετρον, ένθα μετρίου δει*, [„Daneben steht eine dritte Art der Haßlichkeit in den pathetischen Stellen, die *Theodoros* ‘Parenthyrsus’ nennt Das ist ein unzeitiges und leeres Pathos da, wo kein Pathos erforderlich ist, oder ein maßloses da, wo Maß sein muß“] Ja ich zweifle sogar, ob sich überhaupt dieses Wort in die Malerei übertragen läßt. Denn in der Beredsamkeit und Poesie gibt es ein Pathos, das so hoch getrieben werden kann als möglich, ohne Parenthyrsus zu werden, und nur das höchste Pathos an der unrichten Stelle ist Parenthyrsus. In der Malerei aber wurde das höchste Pathos allezeit Parenthyrsus sein, wenn es auch durch die Umstände der Person, die es äußert, noch so wohl entschuldigt werden konnte.

Dem Ansehen nach werden also auch verschiedene Unrichtigkeiten in der „Geschichte der Kunst“ bloß daher entstanden sein, weil Herr *Winckelmann* in der Geschwindigkeit nur den *Jumus* und nicht die Quellen selbst zu Rate ziehen wollen Z. E Wenn er durch Beispiele zeigen will, daß bei den Griechen alles Vorzugliche in allerlei Kunst und Arbeit besonders geschätzt worden und der beste Arbeiter in der geringsten Sache zur Verewigung seines Namens gelangen können, so fuhrer er unter andern auch dieses an³ „Wir wissen den Namen eines Arbeiters von sehr richtigen Waagen oder Waageschalen, er hieß *Parthenus*.“ Herr *Winckelmann* muß die Worte des *Juvenals*, auf die er sich desfalls beruft, „*lances Parthenio factas*“ [„die Schusseln, von *Parthenios* gefertigt“], nur in dem Katalogo des *Jumus* gelesen haben. Denn hatte er den *Juvenal* selbst nachgesehen, so wurde er sich nicht von der Zweideutigkeit des Wortes *lanx* habe verführen lassen, sondern sogleich aus dem Zusammenhange erkannt haben, daß der Dichter nicht Waagen oder Waageschalen, sondern Teller und Schus-

¹ „Von der Nachahmung der griech Werke“ etc S 23.

² *Τημημα β'.*

³ „Geschichte der Kunst.“ T I. S. 136

seln meine *Juvenal* ruhmte nämlich den *Catullus*, daß er es bei einem gefährlichen Sturme zur See wie der Biber gemacht, welcher sich die Geilen abbeißt, um das Leben davon zu bringen daß er seine kostbarsten Sachen ins Meer werfen lassen, um nicht mitsamt dem Schiffe unterzugehen Diese kostbaren Sachen beschreibt er und sagt unter andern:

Ille nec argentum dubitabat mittere, lances
Parthenio factas, urnae cratera capacem
Et dignum sitiente Pholo vel conjuge Fuscī.
Adde et bascaudas et mille escaria, multum
Caelati, biberet quo callidus emtor Olynthi.

[„Er zogerte nicht, auch das Silber über Bord zu werfen, die von Parthenios gefertigten Schusseln und den Mischkrug, der einen Eimer faßte und des Durstes eines Kentauren (Pholos) oder der Gattin des Fuscus würdig war. Dazu kamen noch die Napfe und tausenderlei Geschirr, schon getrieben, aus dem der kluge Käufer in Olynth trinken wollte.“]

Lances, die hier mitten unter Bechern und Schwenkkesseln stehen, was können es anders sein als Teller und Schusseln? Und was will *Juvenal* anders sagen, als daß *Catull* sein ganzes silbernes Eßgeschirr, unter welchem sich auch Teller von getriebener Arbeit des Parthenius befanden, ins Meer werfen lassen. „Parthenius“, sagt der alte Scholiast, „caelatoris nomen“ [„der Name des Ziseleurs“]. Wenn aber *Grangaus* in seinen Anmerkungen zu diesem Namen hinzusetzt „sculptor, de quo *Plinius*“ [„ein Bildhauer, von dem *Plinius* spricht“], so muß er dieses wohl nur auf gutes Glück hingeschrieben haben, denn *Plinius* gedenkt keines Künstlers dieses Namens

„Ja“, fährt Herr *Winkelmann* fort, „es hat sich der Name des Sattlers, wie wir ihn nennen wurden, erhalten, der den Schild des *Ajax* von Leder machte.“ Aber auch dieses kann er nicht daher genommen haben, wohin er seine Leser verweist: aus dem Leben des *Homers* vom *Herodotus*. Denn hier werden zwar die Zeilen aus der „*Iliade*“ angeführt, in welcher der Dichter diesem Lederarbeiter den Namen *Tychius* beilegt; es wird aber auch zugleich ausdrücklich gesagt, daß eigentlich ein Lederarbeiter von des *Homers* Bekanntschaft so geheißen, dem er durch Einschaltung seines Namens seine Freundschaft und Erkenntlichkeit bezeigen wollen ¹ *Ἀπεδωκε δὲ χάριν καὶ Τυχίῳ τῷ σκυτεῖ, ὃς ἑδεξάτο αὐτὸν ἐν τῷ Νεῷ τειχεῖ, προσελθόντα πρὸς τὸ σκυτεῖον, ἐν τοῖς ἔπεσι καταξυζῶσας ἐν τῇ Ἰλιάδι τοιοῦτε:*

¹ Herodotus, De Vita Homeri, p. 756. Edit. Wessel.

*Αἶας δ' ἐγγυθεν ἦλθε, φερων σακος ἦντε πυργον,
Χαλκῶν, ἑπταβοειον· ὁ οἱ Τυχίος καμὲ τευχῶν
Σκωτοτομῶν δ' ἄριστος, ὕλην ἐνὶ οἴκῳ ναιῶν.*

[„Er bezeugte dem Lederarbeiter Tychios, der ihn in der Neuen Mauer aufgenommen hatte, als er zur Lederwerkstatt ging, seinen Dank dadurch, daß er ihn seinerseits in die Ilias mit folgenden Worten aufnahm“

Aias nahte heran und trug den turmenden Schild vor,
Ehern und siebenhautig, den Tychios klug ihm vollendet,
Hochberuhmt in des Leders Bereitungen, wohnend in Hyle “

(Il. H. v. 219–221) J. H. Voss]

Es ist also grade das Gegenteil von dem, was uns Herr *Winckelmann* versichern will: der Name des Sattlers, welcher das Schild des Ajax gemacht hatte, war schon zu des *Homers* Zeiten so vergessen, daß der Dichter die Freiheit hatte, einen ganz fremden Namen dafür unterzuschreiben.

Verschiedene andere kleine Fehler sind bloße Fehler des Gedächtnisses oder betreffende Dinge, die er nur als beiläufige Erläuterungen anbringt. Z. E.

Es war Herkules und nicht Bacchus, von welchem sich *Parrhasius* rühmte, daß er ihm in der Gestalt erschienen sei, in welcher er ihn gemalt.¹

Tauriscus war nicht aus Rhodus, sondern aus Tralles in Lydien.²

Die „Antigone“ ist nicht die erste Tragödie des *Sophokles*.³

¹ Gesch der Kunst T I S 167 Plinius lib XXXV. sect 36 Athenaeus lib XII p 543

² Gesch der Kunst T II S 353 Plinius lib XXXVI sect 4 p 729. I. 17

³ Gesch der Kunst T II S 328 „Er führte die Antigone, sein erstes Trauerspiel, im dritten Jahre der siebenundsiebenzigsten Olympias auf“ Die Zeit ist ungefähr richtig, aber daß dieses erste Trauerspiel die „Antigone“ gewesen sei, das ist ganz unrichtig. Samuel Petit, den Herr Winckelmann in der Note anführt, hat dieses auch gar nicht gesagt, sondern die „Antigone“ ausdrücklich in das dritte Jahr der vierundachtzigsten Olympias gesetzt. Sophokles ging das Jahr darauf mit dem Perikles nach Samos, und das Jahr dieser Expedition kann zuverlässig bestimmt werden. Ich zeige in meinem „Leben des Sophokles“ aus der Vergleichung mit einer Stelle des ältern Plinius, daß das erste Trauerspiel dieses Dichters wahrscheinlichweise „Triptolemus“ gewesen. Plinius redet nämlich (Libr XVIII sect 12 p 107 Edit. Hard.) von der verschiedenen Gute des Getreides in verschiedenen Ländern und schließt „Haec fuere sententiae, Alexandro Magno regnante, cum clarissima fuit Graecia atque in toto terrarum orbe potentissima, ita tamen ut ante mortem ejus annis fere CXLV Sophocles poeta in fabula Triptolemo frumentum Italicum ante cuncta laudaverit, ad verbum translata sententia

Et fortunatam Italiam frumento canere candido “

[„So waren die Ansichten zur Zeit Alexanders des Großen, als Griechenland am berühmtesten und auf der ganzen Erde am mächtigsten war, hingegen hatte 145 Jahre vor dessen Tode der Dichter Sophokles in der Tragödie „Neoptolemos“ das italische Getreide vor allen gelobt mit folgenden Worten Und Italien besangen sie, das an fleckenlosem Getreide reich ist“]

Nun ist zwar hier nicht ausdrücklich von dem ersten Trauerspiele des Sophokles die Rede, allein es stimmt die Epoche desselben, welche Plutarch und der Scholiast und die Arundelschen Denkmäler einstimmig in die siebenundsiebzigste Olympias

Doch ich enthalte mich, dergleichen Kleinigkeiten auf einen Haufen zu tragen. Tadelsucht konnte es zwar nicht scheinen; aber wer meine Hochachtung für den Herrn *Winckelmann* kennt, durfte es für Krokylegmus halten.

setzen, mit der Zeit, in welche Plinius den „Triptolemus“ setzt, so genau überein, daß man nicht wohl anders als diesen „Triptolemus“ selbst für das erste Trauerspiel des Sophokles erkennen kann. Die Berechnung ist gleich geschehen. Alexander starb in der hundertundvierzehnten Olympias, hundertundfunfundvierzig Jahr betragen sechsunddreißig Olympiaden und ein Jahr, und diese Summe von jener abgerechnet, gibt siebenundsiebzig. In die siebenundsiebzigste Olympias fällt also der „Triptolemus“ des Sophokles, und da in eben diese Olympias, und zwar, wie ich beweise, in das letzte Jahr derselben auch das erste Trauerspiel desselben fällt, so ist der Schluß ganz natürlich, daß beide Trauerspiele eines sind. Ich zeige zugleich ebendasselbe, daß Petit die ganze Hälfte des Kapitels seiner *Miscellaneorum* (XVIII lib III, ebendasselbe, welches Herr Winckelmann anführt) sich hatte ersparen können. Es ist unnötig, in der Stelle des Plutarchs, die er daselbst verbessern will, den Archon Aphepsion in Demotion oder *Δεμότιος* zu verwandeln. Er hatte aus dem dritten Jahr der siebenundsiebzigsten Olympias nur in das vierte derselben gehen dürfen, und er wurde gefunden haben, daß der Archon dieses Jahres von den alten Schriftstellern ebenso oft, wo nicht noch öfter, Aphepsion als Phädon genennet wird. Phädon nennet ihn Diodorus Siculus, Dionysius Halicarnasseus und der Ungenannte in seinem Verzeichnisse der Olympiaden. Aphepsion hingegen nennen ihn die Arundelschen Marmor, Apollodorus, und der diesen anführt, Diogenes Laertius. Plutarchus aber nennet ihn auf beide Weise, im Leben des Theseus Phädon und in dem Leben des Cimon Aphepsion. Es ist also wahrscheinlich, wie Palmerius vermutet, „Aphepsionem et Phaedonem archontas fuisse eponymos, scilicet uno in magistratu mortuo, suffectus fuit alter.“ („Aphepsion und Phädon gaben als Archonten dem Jahr den Namen, während nämlich der eine im Amte starb, wurde der andere dafür nachgewählt.“) (Exercit. p. 452) — Vom Sophokles, erinnere ich noch gelegentlich, hatte Herr Winckelmann auch schon in seiner ersten Schrift „Von der Nachahmung der griechischen Kunstwerke“ (S. 8) eine Unrichtigkeit einfließen lassen. „Die schönsten jungen Leute tanzten unbekleidet auf dem Theater, und Sophokles, der große Sophokles, war der erste, der in seiner Jugend dieses Schauspiel seinen Bürgern gab.“ Auf dem Theater hat Sophokles nie nackend getanzt, sondern um die Tropäen nach dem Salaminischen Siege, und auch nur nach einigen nackend, nach andern aber bekleidet (Athen lib I p. m. 20). Sophokles war nämlich unter den Knaben, die man nach Salamis in Sicherheit gebracht hatte, und hier auf dieser Insel war es, wo es damals der tragischen Muse alle ihre drei Lieblinge in einer vorbildenden Gradation zu versammeln beliebte. Der kühne Äschylus half siegen, der blühende Sophokles tanzte um die Tropäen, und Euripides ward an eben dem Tage des Sieges auf eben der glücklichen Insel geboren.

Ende des ersten Teiles.

[Mehr nicht erschienen.]

Über eine Aufgabe im „Teutschen Merkur“

Da stand vor einiger Zeit eine Aufgabe im „Teutschen Merkur“, über die itzt so manches geschrieben wird. Ich muß doch auch ein wenig darüber nachdenken. Nur schade, daß ich nicht nachdenken kann, ohne mit der Feder in der Hand! Zwar was schade! Ich denke nur zu meiner eigenen Belehrung. Befriedigen mich meine Gedanken am Ende, so zerreiße ich das Papier. Befriedigen sie mich nicht, so lasse ich es drucken. Wenn ich besser belehrt werde, nehme ich eine kleine Demütigung schon vorlieb.

Die Aufgabe heißt: Wird durch die Bemühungen kaltblütiger Philosophen und Lucianischer Geister gegen das, was sie Enthusiasmus und Schwärmerie nennen, mehr Boses oder Gutes gestiftet? Und in welchen Schranken müssen sich die Anti-Platoniker halten, um nützlich zu sein?

Eine sonderbare Aufgabe, dünkt mich bei dem ersten allgemeinen Blicke, mit dem ich sie anstaune. Wenn ich doch wüßte, was diese Aufgabe veranlaßt hat, und worauf sie eigentlich zielt!

Weiß man wenigstens nicht, wer sie aufgegeben? Ein kaltblütiger Philosoph und Lucianischer Geist? oder ein Enthusiast und Schwärmer?

Der Wendung nach zu urteilen, wohl ein Enthusiast und Schwärmer. Denn Enthusiasmus und Schwärmerie erscheinen darin als der angegriffene Teil — den man auch wohl verkenne —, gegen den man zu weit zu gehen in Gefahr sei.

Doch was kümmern mich Veranlassung und Absicht und Urheber? Ich will ja nicht zu dieses oder jenes Gunsten, mit der oder jener Rücksicht die Aufgabe entscheiden, ich will ja nur darüber nachdenken.

Wie kann ich aber einer Aufgabe nachdenken, ohne sie vorher durchzudenken? Wie kann ich die Auflösung zu finden hoffen, wenn ich von der Aufgabe und ihren Teilen keinen deutlichen, vollständigen, genauen Begriff habe? Also Stuck für Stuck und *πρωτον απο των πρωτων* [eina nach dem andern]

Kaltblutige Philosophen? — Ist das nicht so etwas als ein stählerner Degen? Freilich gibt es auch holzerne Degen; aber es ist doch nur

eigentlich den Kindern zu Gefallen, daß man einen holzernen Degen einen Degen nennt

Nicht alle Kaltblutige sind Philosophen. Aber alle Philosophen, habe ich gedacht, waren doch kaltblutig.

Denn ein warmer Philosoph! – was für ein Ding! – Ein warmer philosophischer Kopf, das begreife ich wohl. Aber ein philosophischer Kopf ist ja noch lange nicht ein Philosoph. Ein philosophischer Kopf gehöret zu einem Philosophen, so wie Mut zu einem Soldaten. Nur gehöret beides nicht allein dazu. Es gehöret noch weit mehr als Mut zum Soldaten, und noch weit mehr als natürlicher Scharfsinn zum Philosophen.

Wortgrubelei! wird man sagen. – Wer mit Wortgrubelei sein Nachdenken nicht anfangt, der kommt, wenig gesagt, nie damit zu Ende. – Nur weiter

Kaltblutige Philosophen und Lucianische Geister – das sollen doch wohl nicht die nämlichen Wesen sein? – Lucian war ein Spotter, und der Philosoph verachtet alle Spotterei. – Philosophische Kopfe, weiß ich wohl, mochten einmal und mochten noch gern die Spotterei zum Proberstein der Wahrheit machen. – Aber eben darum waren und sind sie auch keine Philosophen, sondern nur philosophische Kopfe.

Folglich sind kaltblutige Philosophen und Lucianische Geister zwei verschiedene Klassen von Geistern, so ist auch die Aufgabe doppelt.

Einmal fragt man: Wird durch die Bemühung der kaltblutigen Philosophen gegen das, was sie Enthusiasmus und Schwärmerei nennen, mehr Boses als Gutes gestiftet?

Und einmal. Wird durch die Bemühung der Lucianischen Geister gegen das, was sie Enthusiasmus und Schwärmerei nennen, mehr Boses als Gutes gestiftet?

Unmöglich kann auf diese doppelte Frage nur eine Antwort zu reichen. Denn notwendig haben verschiedene Geister auch ein verschiedenes Verfahren. – Und wenn die Bemühung der kaltblutigen Philosophen mehr Gutes als Boses oder nichts als Gutes stiftet, so konnte leicht die Bemühung der Lucianischen Geister mehr Boses als Gutes, oder nichts als Boses stiften. Oder umgekehrt.

Wie können nun die Schranken des einen auch die Schranken des andern sein?

Ich will geschwind den Weg links und den Weg rechts ein wenig vorauslaufen, um zu sehen, wohin sie beide führen. Ob es wahr ist, daß beide an der nämlichen Seite wieder zusammentreffen? – Bei Enthusiasmus und Schwärmerei.

Enthusiasmus! Schwärmerei! — Nennt man diese Dinge erst seit gestern? Haben diese Dinge erst seit gestern angefangen, ihre Wirkungen in der Welt zu äußern? Und ihre Wirkungen — ihre seligen und unseligen Wirkungen — sollten nicht längst dem ruhigen Beobachter ihr innerstes Wesen aufgeschlossen haben?

O freilich weiß jedermann, was Enthusiasmus und Schwärmerei ist, und weiß es so wohl, daß der genaueste Schattenriß, das ausgehaltene Bild, welches ich hier von ihnen darstellen wollte, sie in den Gedanken eines jeden gewiß nur unkenntlicher machen würde.

Erklärungen bekannter Dinge sind wie überflüssige Kupferstiche in Buchern. Sie helfen der Einbildung des Lesers nicht allein nicht, sie fesseln sie, sie irren sie.

Aber was will ich denn? Es ist ja in der Aufgabe auch nicht einmal die Rede davon, was Enthusiasmus und Schwärmerei wirklich ist. Es ist ja nur die Rede von dem, was die kaltblutigen Philosophen und Lucianischen Geister für Enthusiasmus und Schwärmerei halten.

Und was halten Sie denn dafür? — Das, was wirklich Enthusiasmus und Schwärmerei ist, oder was es nicht ist?

Wenn das, was es wirklich ist, so sind wir wieder im Geleise. Wenn aber das, was es nicht ist, und ihnen tausenderlei Dinge Enthusiasmus und Schwärmerei sein können, die es nicht sind, so mag Gott wissen, auf welches von diesen tausenderlei Dingen ich fallen muß, den Sinn des Aufgebers zu treffen! Der Aufgabe fehlt eine Bestimmung, ohne welche sie unendlicher Auflösungen fähig ist.

Z. E. Diese Herren, die ich nicht kenne und nicht kennen mag, hielten Wärme und Sinnlichkeit des Ausdrucks, inbrunstige Liebe der Wahrheit, Anhänglichkeit an eigne besondere Meinungen, Dreistigkeit zu sagen, was man denkt, und wie man es denkt, stille Verbrüderung mit sympathisierenden Geistern — hielten, sage ich, dieser Stücke eins oder mehrere oder alle für Enthusiasmus und Schwärmerei: ei nun, desto schlimmer für sie! — Ist es aber sodann noch eine Frage, ob ihre Bemühungen gegen diese verkannten Eigenschaften, auf welchen das wahre philosophische Leben des denkenden Kopfes beruht, mehr Böses als Gutes stiften?

Doch wie können sie das? Wie können wenigstens kaltblutige Philosophen so irrig und abgeschmackt denken? — Philosophen! — Den Lucianischen Geistern sieht so etwas noch eher ähnlich, weil Lucianische Geister nicht selten Enthusiasten sind und in ihrer gedankenlosen Lustigkeit einen Einfall für einen Grund, eine Posse für eine Widerlegung halten.

Aber, wie gesagt, Philosophen! — Philosophen sollten nicht besser wissen, was Enthusiasmus und Schwärmerei ist? Philosophen sollten in Gefahr sein, durch ihre Bemühungen gegen Enthusiasmus und Schwärmerei mehr Böses als Gutes zu stiften? Philosophen?

Denn was tut denn der Philosoph gegen Enthusiasmus und Schwärmerei? — Gegen den Enthusiasmus der Darstellung tut er nicht allein nichts, sondern er pflegt ihn vielmehr auf das allersorgfältigste. Er weiß zu wohl, daß dieser die *ἀκμή*, die Spitze, die Blüte aller schönen Künste und Wissenschaften ist, und daß einem Dichter, einem Maler, einem Tonkünstler den Enthusiasmus abraten, nichts anders ist, als ihm anraten, zeitlebens mittelmäßig zu bleiben. — Aber gegen den Enthusiasmus der Spekulation? was tut er gegen den? gegen den, in welchem er sich selbst so oft befindet? — Er sucht bloß zu verhüten, daß ihn dieser Enthusiasmus nicht zum Enthusiasten machen möge. So wie der feine Wollustling, dem der Wein schmeckt, und der gern unter Freunden sein Glaschen leeret, sich wohl hüten wird, ein Trunkenbold zu werden. Was nun der Philosoph an sich zu seinem eignen Besten tut, das sollte er nicht auch an andern tun dürfen? Er sucht sich die dunkeln lebhaften Empfindungen, die er während des Enthusiasmus gehabt hat, wenn er wieder kalt geworden, in deutliche Ideen aufzuklären. Und er sollte dieses nicht auch mit den dunkeln Empfindungen andrer tun dürfen? Was ist denn sein Handwerk, wenn es dieses nicht ist? Trifft er endlich, der Philosoph, auf den doppelten Enthusiasmus, das ist, auf einen Enthusiasten der Spekulation, welcher den Enthusiasmus der Darstellung in seiner Gewalt hat, was tut er dann? Er unterscheidet. Er bewundert das eine und prüft das andere.

Das tut der Philosoph gegen den Enthusiasmus! Und was gegen die Schwärmerei? — Denn beides soll hier doch wohl nicht eins sein? Schwärmerei soll doch wohl nicht bloß der übersetzte Ekkelname von Enthusiasmus sein?

Unmöglich! Denn es gibt Enthusiasten, die keine Schwärmer sind. Und es gibt Schwärmer, die nichts weniger als Enthusiasten sind, kaum, daß sie sich die Muhe nehmen, es zu scheinen.

Schwärmer, Schwärmerei kommt von Schwarm, schwarmen, sowie es besonders von den Bienen gebraucht wird. Die Begierde, Schwarm zu machen, ist folglich das eigentliche Kennzeichen des Schwärmers.

Aus was für Absichten der Schwärmer gern Schwarm machen mochte, welcher Mittel er sich dazu bedienet, das gibt die Klassen der Schwärmerei.

Nur weil diejenigen Schwärmer, welche die Durchsetzung gewisser Religionsbegriffe zur Absicht haben und eigne göttliche Triebe und

Offenbarungen vorgeben (sie mögen Betrüger oder Betrogene, betrogen von sich selbst oder von andern sein), um zu seiner Absicht zu gelangen, die vielleicht wiederum nur das Mittel ist, eine andere Absicht zu erreichen — nur weil diese Schwärmer, sage ich, leider die zahlreichste und gefährlichste Klasse der Schwärmerei ausmachen, hat man diese Schwärmer κατ' ἐξοχήν Schwärmer genannt.

Daß manche Schwärmer aus dieser Klasse durchaus keine Schwärmer heißen wollen, weil sie keine eignen göttlichen Triebe und Offenbarungen vorgeben, tut nichts zur Sache. So klug sind die Schwärmer alle, daß sie ganz genau wissen, welche Maske sie zu jeder Zeit vornehmen müssen. Jene Maske war gut, als Aberglaube und Tyrannei herrschten. Philosophischere Zeiten erfordern eine philosophischere Maske — Aber umgekleidete Maske, wir kennen euch doch wieder! Ihr seid doch Schwärmer — weil ihr Schwarm machen wollt. Und seid doch Schwärmer von dieser gefährlichsten Klasse, weil ihr das Nämliche, weswegen ihr sonst eigne göttliche Triebe und Offenbarungen vorgabt, blinde Anhänglichkeit, nun dadurch zu erhalten sucht, daß ihr kalte Untersuchung verschiebet, sie für unanwendbar auf gewisse Dinge auslegt und sie durchaus nicht weiter getrieben wissen wollt, als ihr sie selbst treiben wollet und konnet.

Gegen diese Schwärmerei im allerweitesten Verstande, was tut der Philosoph? — Der Philosoph! — Denn um den Lucianischen Geist bekummere ich mich auch hier nicht. Wie dessen Bemühungen gegen den Enthusiasmus nicht weit her sein können, weil er selbst Enthusiast ist, so können auch seine Bemühungen gegen die Schwärmerei von keinem wahren Nutzen sein, weil er selbst Schwärmer ist. Denn auch er will Schwarm machen. Er will die Lächer auf seiner Seite haben. Ein Schwarm von Lachern! — Der lächerlichste, verachtlichste Schwarm von allen.

Weg mit den Fratzengesichtern! — Die Frage ist, was der Philosoph gegen die Schwärmerei tut.

Weil der Philosoph nie die Absicht hat, selbst Schwarm zu machen, sich auch nicht leicht an einen Schwarm anhängt, dabei wohl einsieht, daß Schwärmereien nur durch Schwärmerei Einhalt zu tun ist. so tut der Philosoph gegen die Schwärmerei — gar nichts. Es wäre denn, daß man ihm das für Bemühungen gegen die Schwärmerei anrechnen wollte, daß, wenn die Schwärmerei spekulativen Enthusiasmus zum Grunde hat oder doch zum Grunde zu haben vorgibt, er die Begriffe, worauf es dabei ankommt, aufzuklären und so deutlich als möglich zu machen bemüht ist.

Freilich sind schon dadurch so manche Schwärmerereien zerstoben. Aber der Philosoph hatte doch keine Rücksicht auf die schwärmenden Individua, sondern ging bloß seinen Weg Ohne sich mit den Mücken herumzuschlagen, die vor ihm herschwärmen, kostet seine bloße Bewegung, sein Stillsitzen sogar nicht wenigen das Leben. Die wird von ihm zertreten, die wird verschluckt, die verwickelt sich in seinen Kleidern, die verbrennet sich an seiner Lampe. Macht sich ihm eine durch ihren Stachel an einem empfindlichen Orte gar zu merkbar – klapp! Trifft er sie, so ist sie hin. Trifft er sie nicht – reise, die Welt ist weit!

Im Grunde ist es auch nur dieser Einfluß, welchen die Philosophen auf alle menschlichen Begebenheiten, ohne ihn haben zu wollen, wirklich haben. Der Enthusiast und Schwärmer sind daher gegen ihn so sehr erbittert. Sie mochten rasend werden, wenn sie sehen, daß am Ende doch alles nach dem Kopfe der Philosophen geht und nicht nach ihrem.

Denn was die Philosophen sogar ein wenig nachsehend und parteisch gegen Enthusiasten und Schwärmer macht, ist, daß sie, die Philosophen, am allermeisten dabei verlieren wurden, wenn es gar keine Enthusiasten und Schwärmer mehr gäbe. Nicht bloß, weil so dann auch der Enthusiasmus der Darstellung, der für sie eine so lebendige Quelle von Vergnügungen und Beobachtungen ist, verloren wäre, sondern weil auch der Enthusiasmus der Spekulation für sie eine so reiche Fundgrube neuer Ideen, eine so lustige Spitze für weitere Aussichten ist und sie diese Grube so gern befahren, diese Spitze so gern besteigen, ob sie gleich unter zehn Malen das Wetter nicht einmal da oben treffen, was zu Aussichten nötig ist. Und unter den Schwärmern sieht der Philosoph so manchen tapferen Mann, der für die Rechte der Menschheit schwärmt, und mit dem er, wenn Zeit und Umstände ihn aufforderten, eben so gern schwärmen als zwischen seinen vier Mauern Ideen analysieren würde.

Wer war mehr kaltblütiger Philosoph als Leibniz? Und wer wurde sich die Enthusiasten ungerner haben nehmen lassen als Leibniz? Denn wer hat je so viel Enthusiasten besser genutzt als eben er? – Er wußte sogar, daß, wenn man aus einem deutschen Enthusiasten auch sonst nichts lernen könne, man ihn doch der Sprache wegen lesen müsse. So billig war Leibniz! – Und wer ist den Enthusiasten gleichwohl verhaßter als eben dieser Leibniz? Wo ihnen sein Name nur aufstoßt, geraten sie in Zuckungen; und weil Wolff einige von Leibnizens Ideen, manchmal ein wenig verkehrt, in ein System verwebt hat, das ganz gewiß nicht Leibnizens System gewesen wäre. so muß der Meister ewig seines Schülers wegen Strafe leiden. – Einige von ihnen wissen

zwar sehr wohl, wie weit Meister und Schuler voneinander noch abstecken, aber sie wollen es nicht wissen. Es ist doch so gar bequem, unter der Eingeschränktheit und Geschmacklosigkeit des Schulers den scharfen Blick des Meisters zu verschreien, der es immer so ganz genau anzugeben wußte, ob und wie viel jede unverdaute Vorstellung eines Enthusiasten Wahrheit enthalte oder nicht!

„O dieses verwustenden, toten, unseligen Blickes!“ sagt der Enthusiast. „Da macht der kalte Mann einen kleinen lumpigen Unterschied, und dieses Unterschieds wegen soll ich alles aufgeben? Da seht ihr nun, was das Unterscheiden nützt! Es spannt alle Nerven ab. Ich fühle mich ja gar nicht mehr, wie ich war. Ich hatte sie schon ergriffen, die Wahrheit, ich war ganz im Besitz derselben. — wer will mir mein eignes Gefühl abstreiten? — Nein, ihr müßt nicht unterscheiden, nicht analysieren, ihr müßt das, was ich euch sage, so lassen, nicht wie ihr es denken könnt, sondern so wie ich es fühle, wie ich gewiß machen will, daß ihr es auch fühlen sollt, wenn Er euch Gnade und Segen gibt.“

Nach meiner Übersetzung — wenn euch Gott Gnade und Segen gibt, den einzigen ungezweifelten Segen, mit dem Gott den Menschen ausgestattet, zu verkennen, mit Füßen zu treten!

Freilich was konnte der ehrliche Mann in dem Hafen zu Athen, dessen schonen Enthusiasmus ein alter Arzt, ich weiß nicht, ob durch eine Purganz oder durch Niesewurz verjagte, anders antworten als Giftmischer!

Also so, nur so betrügt sich der Philosoph gegen Enthusiasmus und Schwärmerei. Ist das alles nicht gut, was er tut? Was konnte denn Boses darin sein? Und was will nun die Frage. Kann was Boses in dem sein, was er tut?

Gespräch über die Soldaten und Mönche

A.: Muß man nicht erschrecken, wenn man bedenkt, daß wir mehr Monche haben als Soldaten?

B.: Erschrecken? Warum nicht eben sowohl erschrecken, daß es weit mehr Soldaten gibt als Monche? Denn eins gilt nur von dem und jenem Lande in Europa, und nie von Europa überhaupt. Was sind Monche? und was sind denn Soldaten?

A.: Soldaten sind Beschützer des Staats etc.!

B.: Monche sind Stützen der Kirche!

A.: Mit eurer Kirche!

B.: Mit eurem Staate!

A.: — — — — —

B.: Du willst sagen, daß es weit mehr Soldaten gibt als Monche.

A.: Nein, nein, mehr Monche als Soldaten.

B.: In dem und jenem Lande von Europa magst du recht haben. Aber in Europa überhaupt? Wenn der Landmann seine Saat von Schnecken und Mäusen vernichtet sieht, was ist ihm dabei das Schreckliche? daß der Schnecken mehr sind als der Mäuse? Oder daß es der Schnecken oder der Mäuse so viel gibt?

A.: Das versteh ich nicht.

B.: Weil du nicht willst. — Was sind denn Soldaten?

A.: Beschützer des Staats

B.: Und Monche sind Stützen der Kirche.

A.: Mit eurer Kirche!

B.: Mit eurem Staate!

A.: Träumst du? der Staat! der Staat! das Glück, welches der Staat jedem einzelnen Gliede in diesem Leben gewährt.

B.: Die Seligkeit, welche die Kirche jedem Menschen nach diesem Leben verheißt.

A.: Verheißt!

B.: Gimpell

Vorrede und Zusätze zu Jerusalems „Philosophischen Aufsätzen“

Vorrede

Der Verfasser dieser Aufsätze war der einzige Sohn des würdigen Mannes, den alle, welchen die Religion eine Angelegenheit ist, so verehren und lieben. Seine Laufbahn war kurz, sein Lauf schnell. Doch lange leben, ist nicht viel leben. Und wenn viel denken allein viel leben ist, so war seiner Jahre nur für uns zu wenig.

Den Verlust eines solchen Sohnes kann jeder Vater fühlen. Aber ihm nicht unterliegen kann nur ein solcher Vater!

Der junge Mann, als er hier in Wolfenbüttel sein bürgerliches Leben antrat, schenkte mir seine Freundschaft. Ich genoß sie nicht viel über Jahr und Tag, aber gleichwohl wußte ich nicht, daß ich einen Menschen in Jahr und Tag lieber gewonnen hatte als ihn. Und dazu lernte ich ihn eigentlich nur von einer Seite kennen.

Allerdings zwar war das gleich diejenige Seite, von der sich meines Bedunkens so viel auf alle übrige schließen läßt. Es war die Neigung, das Talent, mit der sich alle gute Neigungen so wohl vertragen, welches kein einziges Talent ausschließt, nur daß man bei ihm so viele andere Talente lieber nicht haben mag und, wenn man sie hat, vernachlässiget.

Es war die Neigung zu deutlicher Erkenntnis, das Talent, die Wahrheit bis in ihre letzte Schlupfwinkel zu verfolgen. Es war der Geist der kalten Betrachtung. Aber ein warmer Geist, und soviel schätzbarer, der sich nicht abschrecken ließ, wenn ihm die Wahrheit auf seinen Verfolgungen öfters entwichte, nicht an ihrer Mittelbarkeit verzweifelte, weil sie sich in Abwege vor ihm verlor, wohin er schlechterdings ihr nicht folgen konnte.

Da wir einander selten oder nie unter vier Augen sprachen, so war unser Gespräch immer sogleich gefunden. Das Nächste brachte uns immer auf das Entfernteste. Die Grundsätze einer gewissen ersten Philosophie, deren man sich lieber jetzt schamte, waren ihm sehr ge-

läufig, und er hatte einen sonderbaren Hang, sie bis auf die gemeinsten Dinge des Lebens anzuwenden. Am liebsten kam er auf sie zurück, wenn ihm in dem Gebiete des Schönen, in dem Reiche der Empfindungen irgendeine rätselhafte Erscheinung aufstieß.

In solchen Gesprächen gibt es Uneinigkeit, und nicht selten wird wenig oder nichts damit ausgemacht. Aber was tat das uns? Das Vergnügen einer Jagd ist ja allezeit mehr wert als der Fang, und Uneinigkeit, die bloß daher entsteht, daß jeder der Wahrheit auf einer andern Stelle aufpaßt, ist Einigkeit in der Hauptsache und die reichste Quelle einer wechselseitigen Hochachtung, auf die allein Männer Freundschaft bauen.

Das Ermattende, Abzehrende, Entnervende, womit krankelnde oder um ihre Gesundheit allzu besorgte Geister diese Art von Untersuchung, diese Entwicklung unserer Gefühle, diese Zergliederung des Schönen so gern verschreien, war ihm nicht im mindesten furchterlich. Vollends die Entbehrlichkeit eines solchen Geschäfts dem jungen Genie predigen, ihm Verachtung dagegen einflößen, weil ein zu voreiliger Kunstrichter dann und wann crude Regeln daraus abstrahieret, schien ihm eine sehr mißliche Sache zu sein. Und wie sollte es nicht? Man hintergeht oder ward selbst hintergangen, wenn man die Regeln sich als Gesetze denket, die unumgänglich befolgt sein wollen, da sie weiter nichts als guter Rat sind, den man ja wohl anhören kann. Wer leugnet, daß auch ohne sie das Genie gut arbeitet? Aber ob es mit ihnen nicht besser gearbeitet hatte? Es schopfte immer nur aus sich selbst, aber es wisse doch wenigstens, was es schöpft! Das Studium des menschlichen Gerippes macht freilich nicht den Maler, aber die Versäumung desselben wird sich an dem Koloristen schon rächen.

Wie empfindbar, wie warm, wie tätig sich dieser junge Grubler auch wirklich erhielt, wie ganz ein Mensch er unter den Menschen war, das wissen seine übrigen Freunde noch besser als ich. Ich glaube ihnen alles, was sie davon sagen. Wer zu deutlichen Begriffen sich zu erheben gewohnt ist, kann ja leicht sich wieder zu klaren herabstimmen und es bei diesen bewenden lassen. Aber warum wollen einige vor ihnen mir nicht glauben, daß dieser feurige Geist nicht immer spruhete und loderte, sondern unter ruhiger und lauer Asche auch wieder Nahrung an sich zog, daß dieses immer beschäftigte Herz nicht zum Nachteil seiner höhern Kräfte beschäftigt war, und daß diesen Kopf ebenso wenig Licht ohne Wärme als Wärme ohne Licht befriedigten?

Wenn ich auch also mit Bekanntmachung dieser Überbleibsel seines hellen Verstandes weiter nichts suchte, als in dem Andenken derer, die ihn liebten, sein Bild völlig zu runden, wer wollte mich tadeln?

Oder vielmehr, wessen Tadel wollte ich nicht über das Vergnügen verschmerzen, auf einen kleinen Dank aus jener Welt rechnen zu dürfen?

Doch weit gefehlt, daß der innere Wert dieser Überbleibsel mich nicht auch bei denen rechtfertigen sollte, denen mein junger Freund nichts war, die itzt bloß den Schriftsteller in ihm suchen, wozu ich, mehr auf meine als auf seine Gefahr, ihn mache. Ein näheres Wort über diesen innern Wert erlaube man mir am Schlusse derselben zu sagen.

Hier füge ich nichts mehr hinzu aber wie vieles wünschte ich eraten zu lassen!

Inhalt

I.

Daß die Sprache dem ersten Menschen durch Wunder nicht mitgeteilt sein kann.

II.

Über die Natur und den Ursprung der allgemeinen und abstrakten Begriffe.

III.

Über die Freiheit.

IV.

Über die Mendelssohnsche Theorie vom sinnlichen Vergnügen.

V.

Über die vermischten Empfindungen.

Zusätze des Herausgebers

Der Stoff dieser Aufsätze ist mehrmalen der Stoff unsrer Gespräche gewesen. Wenn ich mich itzt auf alles besinnen konnte, was darüber abgeredet worden, so konnte ich vielleicht einige nicht unbetrachtliche Zusätze liefern. Zusätze, welche weder dem einen noch dem andern, sondern beiden gehören wurden; so wie es sich von allen Resultaten freundschaftlicher Unterredungen versteht, die kein Sokrates anspinnt und heimlich leitet. Einiges wird mir befallen.

Der erste Aufsatz beziehet sich auf die damalige Aufgabe der Akademie zu Berlin über den Ursprung der Sprache, und ich glaube, was er erweisen soll, erweist er bundig. Die Sprache kann dem ersten Menschen durch Wunder nicht mitgeteilt sein. Und folglich? – Man traue dem Verfasser nicht zu, daß er nunmehr sofort weiter werde geschlossen haben. Folglich hat sich der Mensch die Sprache selbst er-

funden. Dieses wurde allerdings ein Drittes überspringen heißen, welches ohne ein Wunder gar wohl möglich gewesen wäre und ohne Zweifel das ist, welches diejenigen, die dem Menschen die Selbsterfindung der Sprache absprechen, vornehmlich im Sinne haben. Die Sprache kann den ersten Menschen sein gelehrt worden, er kann ebenso dazu gelangt sein, wie noch itzt alle Kinder dazu gelangen müssen. Fragt man: „Wodurch? durch wen?“ – „Durch Umgang mit hohem Geschopfen, durch Herablassung des Schöpfers selbst“ – können die Verteidiger dieser Meinung antworten. „Laßt es sein“, können sie sagen, „daß dieser Umgang, diese Herablassung selbst ein Wunder war, das, was durch dieses Wunder bewirkt wurde, war doch kein Wunder, und es ging alles dabei so natürlich zu, als es bei Vokalmachung der Kinder noch zugeht.“ Dieses, wenn man billig sein will, muß man gelten lassen. Die Sache ist nur, daß sodann die ganze Aufgabe von dem Ursprunge der Sprache keiner reinen philosophischen Auflösung mehr fähig ist, indem der mittlere Fall sich lediglich durch historische Gründe erhärten oder verwerfen läßt. Der Philosoph kann nur höchstens eine sehr geringe Wahrscheinlichkeit dazu beitragen, diese nämlich. Zugegeben, daß die Menschen die Sprache selbst erfinden können, wenn gleichwohl auf die Erfindung derselben, wie sich vermuten läßt, eine so geraume Zeit, vielleicht so viele, viele Jahrhunderte vergehen müssen, so war es ja wohl der Gute des Schöpfers gemäß, zum Besten derer, welche in diesen sprachlosen Zeiten ein so kummerliches, kaum Leben zu nennendes Leben gelebt hatten, dem Dinge seinen langsamen, ganz natürlichen Lauf nicht zu lassen, sondern den Weg jenes Unterrichts zu wählen. Wieviel dieser Wahrscheinlichkeit durch die in den ältesten Geschichtsschreibern aufbewahrte Tradition zuwachst, was für Winke oder Andeutungen hierüber sich in dem Buche finden, das in allem Verstande immer so schätzbar bleibt: dieses aufs Reine zu bringen, wäre auch immer eine sehr interessante Untersuchung. Nur ist es keine Untersuchung für den Philosophen, den nichts notigen kann, sich darauf einzulassen. Sobald der Philosoph erwiesen hat, daß den ersten Menschen die Sprache durch Wunder nicht mitgeteilt sein kann, und er nunmehr zeigt, wie und wodurch sie auf die Erfindung derselben nicht wohl anders als fallen müssen, zugleich noch beifügt, was die Anbauung und Ausbildung dieser Erfindung erleichtern und beschleunigen können. so hat er nicht allein alles getan, was man von ihm erwarten darf, sondern hat auch hinlänglich den Folgerungen vorgebaut, für welche einige die Hypothese des hohen Unterrichts gern brauchen möchten.

Auch der zweite Aufsatz ist durch jene namliche Aufgabe veranlaßt worden. Er sollte den Weg bahnen, eine der vornehmsten Schwierigkeiten zu heben, die man gegen die natürliche Entstehung der Sprache zu machen pflegt. Weil sich ohne Zeichen allgemeiner Begriffe keine Sprache denken lasse, allgemeine Begriffe aber nur die Frucht einer muhsamen Abstraktion sein sollen, welche ohne Gebrauch symbolischer Zeichen kaum möglich sei, so müsse, sagt man, der Mensch ja wohl eine Sprache schon gehabt haben, um die Sprache zu erfinden. Aus diesem Zirkel ist man auf einmal heraus, wenn man die Erklärung unsers Verfassers annimmt, nach welcher es zu allgemeinen Begriffen der Abstraktion gar nicht bedarf. Denn gesetzt auch, daß diese Erklärung nicht auf alle und jede allgemeine Begriffe passe, so paßt sie doch gewiß auf einen großen Teil derselben, welches zu der Anwendung hinreichend ist, die er davon machen wollte. In allen Fällen nämlich, wo das Ähnliche sofort in die Sinne fällt, das Unähnliche aber so leicht nicht zu bemerken ist, entstehen allgemeine Begriffe, ehe wir noch den Vorsatz haben, dergleichen durch die Absonderung zu bilden. Und daß daher dieser ihre Zeichen in der Sprache ebenso früh werden gewesen sein als die Zeichen der einzelnen Dinge, die in ihnen zusammentreffen, ist wohl ganz natürlich. Ja, früher, Baum ist sicherlich ältern Ursprungs als Eiche, Tanne, Linde.

Der dritte Aufsatz zeigt, wie wohl der Verfasser ein System gefaßt hatte, das wegen seiner gefährlichen Folgerungen so verschrien ist und gewiß weit allgemeiner sein würde, wenn man sich so leicht gewöhnen konnte, diese Folgerungen selbst in dem Lichte zu betrachten, in welchem sie hier erscheinen. Tugend und Laster so erklärt, Belohnung und Strafe hierauf eingeschränkt. Was verlieren wir, wenn man uns die Freiheit abspricht? Etwas — wenn es etwas ist — was wir nicht brauchen, was wir weder zu unserer Tätigkeit hier noch zu unserer Glückseligkeit dort brauchen. Etwas, dessen Besitz weit unruhiger und besorgter machen mußte, als das Gefühl seines Gegenstands nimmermehr machen kann. — Zwang und Notwendigkeit, nach welchen die Vorstellung des Besten wirkt, wieviel willkommener sind sie mir als kahle Vermögenheit, unter den nämlichen Umständen bald so, bald anders handeln zu können! Ich danke dem Schöpfer, daß ich muß, das Beste muß. Wenn ich in diesen Schranken selbst so viel Fehlritte noch tue, was wurde geschehen, wenn ich mir ganz allein überlassen wäre? einer blinden Kraft überlassen wäre, die sich nach keinen Gesetzen richtet und mich darum nicht minder dem Zufalle unterwirft, weil dieser Zufall sein Spiel in mir selbst hat? — Also von der Seite der Moral ist dieses System geborgen. Ob aber die

Spekulation nicht noch ganz andere Einwendungen dagegen machen konnte² und solche Einwendungen, die sich nur durch ein zweites, gemeinen Augen ebenso befremdendes System heben ließen². Das war es, was unser Gespräch so oft verlangerte und mit wenigen hier nicht zu fassen stehet.

Was in dem vierten Aufsätze erinnert wird, kommt itzt freilich zu spät. Herr *Mendelssohn* hat in der neuen Ausgabe seiner philosophischen Schriften¹, in den Zusätzen zu den Briefen über die Empfindungen (S. 24) es selbst bemerkt, daß die Sinnenlust noch etwas anders sei als Gefühl der verbesserten Beschaffenheit des Körpers, welche die Seele bloß als Zuschauerin wahrnehme. Er setzt hinzu, daß den harmonischen Bewegungen in den Gliedmaßen der Sinne, zufolge der Verknüpfung zwischen Seele und Körper, ja auch wohl harmonische Empfindungen in der Seele entsprechen müssen. Aber wenn durch diesen Zusatz die Frage unsers Verfassers: woher es die Seele erfahre, daß der Körper in einen verbesserten Zustand versetzt worden² beantwortet ist, so ist sie auch dadurch gerechtfertigt. So notwendig der Zusatz war, so scharfsinnig war die Frage. Auch ist es nur diese Frage, worauf er wurde bestanden haben, wenn er nach reifrer Überlegung ohne Zweifel die vermeinten zwei Erfahrungen (S. 61) zurückgenommen hatte.

Und so durften auch wohl in dem fünften Aufsätze verschiedene einzelne Behauptungen richtiger zu bestimmen, verschiedene Erfahrungen genauer zu erwägen sein. Z. E. ob es wahr ist, daß der Zorn zu den vermischten Empfindungen nicht gehöre, indem wir uns des Zustandes, darein wir durch ihn versetzt worden, nie ohne Unlust erinnerten². Aber dem ohngeachtet bleibt auch dieser Aufsatz noch immer sehr schätzbar. Der Unterschied des Objektiven und Subjektiven ist wichtig, und unser Verfasser ist wenigstens der erste, der es zu erklären gesucht hat, warum die vermischten Empfindungen so angenehm sind, so anziehender sind als die einfachen angenehmen Empfindungen, welches nur immer bloß als unstreitige Erfahrung angenommen worden. —

Man stoßt sich nicht an einige unformliche Posten, welche der Bildhauer in einem unvollendeten Werke, von dem ihn der Tod abgerufen, müssen stehen lassen. Man schätzt ihn nach dem, was der Vollendung darin am nächsten kommt.

¹ Von 1771, welche unserm Verfasser nicht zu Gesichte gekommen.

Daß mehr als funf Sinne für den Menschen sein können

1) Die Seele ist ein einfaches Wesen, welches unendlicher Vorstellungen fähig ist.

2) Da sie aber ein endliches Wesen ist, so ist sie dieser unendlichen Vorstellungen nicht auf einmal fähig, sondern erlangt sie nach und nach in einer unendlichen Folge von Zeit.

3) Wenn sie ihre Vorstellungen nach und nach erlangt, so muß es eine Ordnung geben, nach welcher, und ein Maß, in welchem sie dieselbe erlangt

4) Diese Ordnung und dieses Maß sind die Sinne.

5) Solcher Sinne hat sie gegenwartig funfe. Aber nichts kann uns bewegen, zu glauben, daß sie, Vorstellungen zu haben, sofort mit diesen funf Sinnen angefangen habe.

6) Wenn die Natur nirgends einen Sprung tut, so wird auch die Seele alle unteren Staffeln durchgegangen sein, ehe sie auf die gekommen, auf welcher sie sich gegenwartig befindet. Sie wird erst jeden dieser funf Sinne einzeln, hierauf alle zehn Amben, alle zehn Ternen und alle funf Quaternen derselben gehabt haben, ehe ihr alle funfe zusammen zu teil geworden.

7) Dieses ist der Weg, den sie bereits gemacht, auf welchem ihrer Stationen nur sehr wenige können gewesen sein, wenn es wahr ist, daß der Weg, den sie noch zu machen hat, in ihrem itzigen Zustande so einformig bleibt. Das ist, wenn es wahr ist, daß außer diesen funf Sinnen keine andern Sinne möglich, daß sie in alle Ewigkeit nur diese fünf Sinne behalt, und bloß durch die Vervollkommenung derselben der Reichtum ihrer Vorstellungen anwächst.

8) Aber wie sehr erweitert sich dieser ihr zuruckgelegter Weg, wenn wir den noch zu machenden auf eine des Schöpfers würdige Art betrachten. Das ist, wenn wir annehmen, daß weit mehrere Sinne möglich, welche die Seele schon alle einzeln, schon alle nach ihren einfachen Komplexionen (das ist jede zwei, jede drei, jede viere zusammen)

gehabt hat, ehe sie zu dieser itzigen Verbindung von fünf Sinnen gelangt ist.

9) Was Grenzen setzt, heißt Materie.

10) Die Sinne bestimmen die Grenzen der Vorstellungen der Seele (§ 4), die Sinne sind folglich Materie.

11) Sobald die Seele Vorstellungen zu haben anfangt, hatte sie einen Sinn, war sie folglich mit Materie verbunden.

12) Aber nicht sofort mit einem organischen Körper. Denn ein organischer Körper ist die Verbindung mehrerer Sinne.

13) Jedes Staubchen der Materie kann einer Seele zu einem Sinn dienen. Das ist, die ganze materielle Welt ist bis in ihre kleinsten Teile beseelt.

14) Staubchen, die der Seele zu einerlei Sinne dienen, machen homogene Urstoffe.

15) Wenn man wissen konnte, wieviel homogene Massen die materielle Welt enthielte, so konnte man auch wissen, wie viele Sinne möglich wären.

16) Aber wozu das? Genug, daß wir zuverlässig wissen, daß mehr als fünf dergleichen homogene Massen existieren, welchen unsere gegenwärtigen fünf Sinne entsprechen.

17) Nämlich, so wie der homogenen Masse, durch welche die Körper in den Stand der Sichtbarkeit kommen (dem Lichte), der Sinn des Gesichts entspricht, so können und werden gewiß z. B. der elektrischen Materie oder der magnetischen Materie ebenfalls besondere Sinne entsprechen, durch welche wir es unmittelbar erkennen, ob sich die Körper in dem Stande der Elektrizität oder in dem Stande des Magnetismus befinden, welches wir itzt nicht anders als aus angestellten Versuchen wissen können. Alles, was wir itzt noch von der Elektrizität oder von dem Magnetismus wissen oder in diesem menschlichen Zustande wissen können, ist nicht mehr, als was *Saunderson* von der Optik wußte. — Kaum aber werden wir den Sinn der Elektrizität oder den Sinn des Magnetismus selbst haben, so wird es uns gehen, wie es *Saunderson* würde ergangen sein, wenn er auf einmal das Gesicht erhalten hatte. Es wird auf einmal für uns eine ganz neue Welt voll der herrlichsten Phänomene entstehen, von denen wir uns itzt ebenso wenig einen Begriff machen können, als er sich von Licht und Farben machen konnte.

18) Und so wie wir itzt von der magnetischen und elektrischen Kraft oder von dem homogenen Urstoffe (Massen), in welchem diese

Kräfte wirksam sind, versichert sein können, ob man gleich irgend-einmal wenig oder gar nichts von ihnen gewußt ebenso können wir uns von hundert, von tausend andern Kräften in ihren Massen versichert halten – ob wir gleich von ihnen noch nichts wissen – welchen allen ein besonderer Sinn entspricht

19) Von der Zahl dieser uns noch unbekannten Sinne ist nichts zu sagen. Sie kann nicht unendlich sein, sondern sie muß bestimmt sein, ob sie schon von uns nicht bestimmbar ist.

20) Denn wenn sie unendlich wäre, so würde die Seele in alle Ewigkeit auch nicht einmal zum Besitze zweier Sinne zugleich haben gelangen können.

21) Ebenso ist auch nichts von den Phänomenen zu sagen, unter welchen die Seele im Besitz jedes einzeln Sinnes erscheint.

22) Wenn wir nur vier Sinne hatten und der Sinn des Gesichts uns fehlte, so wurden wir uns von diesem ebensowenig einen Begriff machen können als von einem sechsten Sinne. Und also darf man an der Möglichkeit eines sechsten Sinnes und mehrerer Sinne ebensowenig zweifeln, als wir in jenem Zustande an der Möglichkeit des fünften zweifeln durften. Der Sinn des Gesichts dient uns, die Materie des Lichts empfindbar zu machen und alle derselben Verhältnisse gegen andere Körper. Wieviel andere dergleichen Materie kann es nicht noch geben, die ebenso allgemein durch die Schöpfung verbreitet ist!

Fragment eines Gesprächs

A.: Erkläre mir doch dieses Gemälde!

B.: Es ist Herkules und Omphale.

A. Das heißt mir das Gemälde nennen, aber nicht erklären –

B.: Mehr versteh ich davon nicht.

A.: Desto schlimmer. Sieh, der da, dieser Athlet am Spinnrocken, in dem engen weiblichen Purpur ist –

B.: Herkules.

A. Nicht doch – ist ein nagelneuer Philosoph Und die da, diese schöne gebieterische Nymphe, so furchterlich lustig ausgeputzt, ist –

B.: Omphale.

A.: Behüte – ist die liebe Theologie. Der Philosoph hat ihr seine Demonstration umgehangen und einen knotichten Sorites in die Hand gegeben. Dafür hat er sich in ihren Purpurrock gepaßt, der ihm auf dem nervichten Leibe überall platzt, und nun sitzt er da und spinnt ihren Rocken ab.

B.: Warum droht sie ihm denn aber mit dem knotichten Sorites?

A.: Er soll noch feiner spinnen. –

Einwände zu den „Fragmenten eines Ungenannten“

Und nun genug dieser Fragmente! – Wer von meinen Lesern mir sie aber lieber ganz geschenkt hatte, der ist sicherlich furchtsamer als unterrichtet. Er kann ein sehr frommer Christ sein, aber ein sehr aufgeklärter ist er gewiß nicht. Er kann es mit seiner Religion herzlich gut meinen, nur mußte er ihr auch mehr zutrauen!

Denn wie vieles laßt sich noch auf alle diese Einwurfe und Schwierigkeiten antworten! Und wenn sich auch schlechterdings nichts darauf antworten ließ, was dann? Der gelehrte Theolog konnte am Ende darüber verlegen sein, aber auch der Christ? Der gewiß nicht! Jenem höchstens konnte es zur Verwirrung gereichen, die Stützen, welche er der Religion unterziehen wollen, so erschuttert zu sehen, die Strebpfeiler so niedergerissen zu finden, mit welchen er, wenn Gott will, sie so schon verwahrt hatte. Aber was gehen dem Christen dieses Mannes Hypothesen und Erklärungen und Beweise an? Ihm ist es doch einmal da, das Christentum, welches er so wahr, in welchem er sich so selig fuhlet – Wenn der Paralytiker die wohltätigen Schläge des elektrischen Funkens erfährt, was kummert es ihn, ob *Nollet* oder ob *Franklin* oder ob keiner von beiden Recht hat? –

Kurz, der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel ist nicht die Religion. Folglich sind Einwurfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht eben auch Einwurfe gegen den Geist und gegen die Religion.

Denn die Bibel enthält offenbar mehr als zur Religion Gehöriges, und es ist bloße Hypothese, daß sie in diesem Mehrern gleich unfehlbar sein müsse. Auch war die Religion, ehe eine Bibel war. Das Christentum war, ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erste von ihnen schrieb, und eine sehr beträchtliche, ehe der ganze Kanon zustande kam. Es mag also von diesen Schriften noch so viel abhängen, so kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der Religion auf ihnen beruhen. War ein Zeitraum, in welchem sie bereits so ausgebreitet war, in welchem sie bereits

sich so vieler Seelen bemächtigt hatte, und in welchem gleichwohl noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen so muß es auch möglich sein, daß alles, was Evangelisten und Apostel geschrieben haben, wiederum verloren gange und die von ihnen gelehrt Religion doch bestande. Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten, sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist. Aus ihrer innern Wahrheit müssen die schriftlichen Überlieferungen erklärt werden, und alle schriftliche Überlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn sie keine hat.

Dieses also wäre die allgemeine Antwort auf einen großen Teil dieser Fragmente – wie gesagt, in dem schlimmsten Falle. In dem Falle, daß der Christ, welcher zugleich Theolog ist, in dem Geiste seines angenommenen Systems nichts Befriedigendes darauf zu antworten wisse. Aber ob er das weiß, woher soll er selbst die Erfahrung haben, woher sollen wir es ihm zutrauen, wenn es nicht erlaubt sein soll, alle Arten von Einwurfen frei und trocken herauszusagen? Es ist falsch, daß schon alle Einwurfe gesagt sind. Noch falscher ist es, daß sie alle schon beantwortet waren. Ein großer Teil wenigstens ist eben so elend beantwortet als elend gemacht worden. Seichtigkeit und Spotterei der einen Seite hat man nicht selten mit Stolz und Nasenrumpfen auf der andern erwidert. Man hat sich sehr beleidigt gefunden, wenn der eine Teil Religion und Aberglauben für eins genommen; aber man hat sich kein Gewissen gemacht, Zweifel für Unglauben, Begnugsamkeit mit dem, was die Vernunft sagt, für Ruchlosigkeit auszusprechen. Dort hat man jeden Gottesgelehrten zum Pfaffen, hier jeden Weltweisen zum Gottesleugner herabgewürdigt. So hat der eine und der andere seinen Gegner zu einem Ungeheuer umgeschaffen, um ihn, wenn er ihn nicht besiegen kann, wenigstens vogelfrei erklären zu dürfen.

Wahrlich, er soll noch erscheinen, auf beiden Seiten soll er noch erscheinen, der Mann, welcher die Religion so bestreitet, und der, welcher die Religion so verteidiget, als es die Wichtigkeit und Würde des Gegenstandes erfordert. Mit alle den Kenntnissen, aller der Wahrheitsliebe, alle dem Ernste! – Stürme auf einzelne Bastionen wagen und abschlagen, heißt weder belagern noch entsetzen. Und gleichwohl ist bisher noch wenig mehr geschehen. Kein Feind hat noch die Feste ganz eingeschlossen, keiner noch einen allgemeinen Sturm auf ihre gesamten Werke zugleich gewagt. Immer ist nur irgendein Außenwerk, und oft ein sehr unbeträchtliches, angegriffen, aber auch nicht selten von den Belagerten mit mehr Hitze als Klugheit verteidiget

worden. Denn ihre gewöhnliche Maxime war, alles Geschütz auf den einzigen angegriffenen Ort zusammenzuführen, unbekümmert, ob indes ein anderer Feind an einem andern Orte den entbloßten Wall übersteige oder nicht. Ich will sagen: Ein einzelner Beweis ward oft zum Nachteil aller andern, ja zu seinem eigenen, überspannt, ein Nagel sollte alles halten und hielt nichts. Ein einzelner Einwurf ward oft so beantwortet, als ob er der einzige wäre, und oft mit Dingen, die ihren eignen Einwurfen noch sehr ausgesetzt waren. Noch ein unbesonnenes Verfahren war es, wenn man das angegriffene Werk ohne alle Gegenwehr verließ, dem Feinde mit Verachtung preisgab und sich in ein anderes zog. Denn so hat man sich nach und nach aus allen Werken nicht vertreiben, sondern verscheuchen lassen und wird nun bald genötiget sein, sich wieder in das zuerst verlassene zu werfen. Wer in den neuesten Schriften für die Wahrheit der christlichen Religion ein wenig belesen ist, dem werden die Exempel zu jedem Gliede dieser Allegorie leicht beifallen.

Wie nahe unser Verfasser dem Ideale eines echten Bestreiters der Religion gekommen, laßt sich aus diesen Fragmenten zwar einigermaßen schließen, aber nicht hinlänglich erkennen. Raum genug scheint er mit seinen Laufgraben eingenommen zu haben, und mit Ernst gehet er zu Werke — Mochte er bald einen Mann erwecken, der dem Ideale eines echten Verteidigers der Religion nur ebenso nahe käme!

Und nicht diesem Manne vorzugreifen, sondern bloß urteilen zu lassen, wie vieles nun er erst zu sagen haben würde, und hiernächst dem ersten panischen Schrecken zu steuern, das einen kleinmütigen Leser befallen konnte, eile ich, jedem Fragmente insbesondere einige Gedanken beizufügen, die sich mir aufgedrungen haben. Wenn ich aber damit mehr tue, als ich gleich anfangs tun zu dürfen um Erlaubnis bat, so geschieht es, weil ich den Ton der Verhöhnung verabscheue, in den ich leicht fallen konnte, wenn ich nur jenes tun wollte. Freilich gibt es der Männer genug, welche itzt die Religion so verteidigen, als ob sie von ihren Feinden ausdrücklich bestochen wären, sie zu untergraben. Allein es wäre Verleumdung der Religion, wenn ich zu verstehen geben wollte, daß gleichwohl diese Männer nur noch allein vor dem Riß stünden. Ja, woher weiß ich, ob nicht auch diese Männer die besten Absichten von der Welt haben? Wann sie nicht ihre Absichten schützen sollen, was wird mich schützen, wenn ich das Ziel ebensoweit verfehle?

I.

Das erste Fragment bestreitet eine Sache, die nichts weniger als das Christentum annehmlich zu machen vermögend ist. Wenn es also

Theologen gegeben, die darauf gedrungen, so müssen sie wohl von der Notwendigkeit derselben sich sehr lebendig überzeugt gefühlt haben. Wurden sie sonst unter das Tor, in welches sie einzugehen ermunterten, Fußangel vor aller Augen haben streuen wollen?

Und allerdings hat es dergleichen Theologen gegeben, allein wo gibt es deren denn noch? Hat man den Mantel nicht längst auf die andere Schulter genommen? Die Kanzeln, anstatt von der Gefangennahme der Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens zu ertönen, ertönen nun von nichts als von dem innigen Bande zwischen Vernunft und Glauben. Glaube ist durch Wunder und Zeichen bekräftigte Vernunft, und Vernunft räsonnierender Glaube geworden. Die ganze offenbarte Religion ist nichts als eine erneuerte Sanktion der Religion der Vernunft. Geheimnisse gibt es entweder darin gar nicht, oder wenn es welche gibt, so ist es doch gleichviel, ob der Christ diesen oder jenen oder gar keinen Begriff damit verbindet.

Wie leicht waren jene Theologaster zu widerlegen, die außer einigen mißverstandenen Schriftstellen nichts auf ihrer Seite hatten und durch Verdammung der Vernunft die beleidigte Vernunft im Harnisch erhielten! Sie brachten alles gegen sich auf, was Vernunft haben wollte und hatte.

Wie kitzlig hingegen ist es, mit diesen anzubinden, welche die Vernunft erheben und einschlafern, indem sie die Widersacher der Offenbarung als Widersacher des gesunden Menschenverstandes verschreien! Sie bestechen alles, was Vernunft haben will und nicht hat.

Gleichwohl muß ohnstreitig die Wahrheit auch hier liegen, wo sie immer liegt zwischen beiden Extremen. Ob eine Offenbarung sein kann und sein muß, und welche von so vielen, die darauf Anspruch machen, es wahrscheinlich sei, kann nur die Vernunft entscheiden. Aber wenn eine sein kann und eine sein muß und die rechte einmal ausfindig gemacht worden: so muß es der Vernunft eher noch ein Beweis mehr für die Wahrheit derselben als ein Einwurf darwider sein, wenn sie Dinge darin findet, die ihren Begriff übersteigen. Wer dergleichen aus seiner Religion auspolieret, hätte ebensogut gar keine. Denn was ist eine Offenbarung, die nichts offenbaret? Ist es genug, wenn man nur den Namen beibehält, ob man schon die Sache verwirft? Und sind das allein die Ungläubigen, welche den Namen mit der Sache aufgeben?

Eine gewisse Gefangennahme unter den Gehorsam des Glaubens beruht also gar nicht auf dieser oder jenen Schriftstelle, sondern auf dem wesentlichen Begriffe einer Offenbarung. Unser Verfasser mag immerhin jene Schriftstellen besser verstanden haben, und ich

wußte mehr als einen würdigen Ausleger, der eben nicht mehr darin gefunden Er mag immerhin sehr Recht gegen die armseligen Homileten haben, welche zu dem klaglichen Sundenfalle der ersten Eltern ihre Zuflucht nehmen, eine Sache zu beweisen, die dieses Beweises gar nicht bedarf Die Mosaische Geschichte davon erkennet er selbst für unschuldig an solchem Mißbrauche. Aber wie es nicht wahr ist, daß daraus ein nachheriges Verderben der menschlichen Vernunft zu folgern, so scheint mir doch auch er nicht völlig eingesehen zu haben, was darin liegt. Wenn er nämlich sagt „daß nach Anleitung derselben die Prediger, als wahre Seelsorger, vielmehr schuldig waren, ihren Zuhörern die gesunde Vernunft und den Gebrauch derselben als eine untrügliche Richtschnur der gottlichen Erkenntnis und eines frommen Wandels zu empfehlen, indem unsere ersten Eltern eben darum gefallen waren, weil sie ihrer Vernunft sich nicht bedienet hatten“, so erschöpft er die Sache nur zur Hälfte. Denn über dieses wird auch noch die Ursache darin angedeutet, wie und warum ihre Vernunft unwirksam geblieben. Mit einem Worte, die Macht unsrer sinnlichen Begierden, unsrer dunkeln Vorstellungen über alle noch so deutliche Erkenntnis ist es, welche zur kräftigsten Anschauung darin gebracht wird Von dieser Macht berichtet die Mosaische Erzählung entweder die erste traurige Erfahrung oder erteilt das schicklichste Beispiel Faktum oder Allegorie in dieser Macht allein liegt die Quelle aller unserer Vergehungen, die dem Adam, des gottlichen Ebenbildes unbeschadet, ebensowohl anerschaffen war, als sie uns angeboren wird Wir haben in Adam alle gesündigt, weil wir alle sundigen müssen, und Ebenbild Gottes noch genug, daß wir doch nicht eben nichts anders tun als sundigen, daß wir es in uns haben, jene Macht zu schwachen, und wir uns ihrer ebensowohl zu guten als zu bösen Handlungen bedienen können Dieser lehrreichen Auslegung wenigstens ist das so oft verhöhnte Märchen *Moss* sehr fähig, wenn wir die Akkommodationen, welche ein späteres System davon machte, nur nicht mit hineintragen und Akkommodationen Akkommodationen sein lassen.

Wie gesagt: eine gewisse Gefangennehmung der Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens beruht bloß auf dem wesentlichen Begriffe einer Offenbarung. Oder vielmehr – denn das Wort Gefangennehmung scheint Gewaltsamkeit auf der einen und Widerstreben auf der andern Seite anzuzeigen – die Vernunft gibt sich gefangen, ihre Ergebung ist nichts als das Bekenntnis ihrer Grenzen, sobald sie von der Wirklichkeit der Offenbarung versichert ist. Dies also, dies ist der Posten, in welchem man sich schlechterdings behaupten muß;

und es verrät entweder armselige Eitelkeit, wenn man sich durch hamische Spotter herauslachen läßt, oder Verzweiflung an den Beweisen für die Wirklichkeit einer Offenbarung, wenn man sich in der Meinung hinausziehet, daß man es alsdann mit diesen Beweisen nicht mehr so streng nehmen werde. Was man damit retten will, geht um so viel unwiederbringlicher verloren; und es ist bloßer Fallstrick, den die Widersacher der christlichen Religion durch Übertreibung des Unbegreiflichen in derselben denjenigen von ihren Verteidigern legen, die ihrer Sache so ganz gewiß nicht sind und vor allen Dingen die Ehre ihres Scharfsinns in Sicherheit bringen zu müssen glauben.

Ein anderer Fallstrick, den man selbst Theologen von der bessern Art legt, ist der, daß man sich mit bisherigen catechetischen Lehrbüchern so unzufrieden bezeigt und es ihrer fehlerhaften Einrichtung zuschreibt, daß die Religion nicht mehr Eingang finde. Nun will ich zwar gar nicht leugnen, daß an diesen Büchern nicht manches zu verbessern sein sollte; aber man sehe doch wohl zu, ehe man mit gutherziger Übereilung eben das daran verbessert, was gewisse Leute so gern verbessert haben mochten, zu welchen selbst unser Verfasser gehoret, wenn er ihnen „den Mangel an einer vernünftigen Religion und an einem vernünftigen Übergange von derselben zur Offenbarung“ vorwirft.

Ich denke: dieser Mangel ist theils kein Mangel, und theils wurde es äußerst gefährlich sein, ihm abzuhelfen, ihm wirklich abzuhelfen. Denn davon kann doch nur die Rede sein, weil bloß so obenhin daran kunsteln die lieben Bucherchen ja erst recht schal und kahl machen wurde.

Die geoffenbarte Religion setzt im geringsten nicht eine vernunftige Religion voraus, sondern schließt sie in sich. Wann sie dieselbe voraussetzte, das ist, wann sie ohne dieselbe unverständlich wäre, so wäre der gerügte Mangel der Lehrbücher ein wahrer Mangel. Da sie aber dieselbe in sich schließt, da sie alle Wahrheiten enthält, welche jene lehret, und sie bloß mit einer andern Art von Beweisen unterstützt: so ist es noch sehr die Frage, ob die Einformigkeit der Beweisart in Lehrbüchern für Kinder und gemeine Leute nicht bequemer und nützlicher ist als eine genaue Absonderung der vernunftigen und geoffenbarten Lehrsätze, einen jeden aus der ihm eigentümlichen Quelle erwiesen.

Wenigstens ist es gewiß, daß der Übergang von bloßen Vernunftwahrheiten zu geoffenbarten äußerst mißlich ist, wenn man sich durch die eben so scharfen als faßlichen Beweise der erstern verwöhnt hat. Man erwartet und fodert sodann bei den Beweisen der andern eben

dieselbe Scharfe und Faßlichkeit und halt, was nicht ebenso erwiesen ist, für gar nicht erwiesen. Ich erinnere mich hierbei, was mir in meiner Jugend begegnete. Ich wollte Mathematik studieren, und man gab mir des altern *Sturms* Tabellen in die Hände, in welchen noch die Chiromantie mit unter den mathematischen Wissenschaften abgehandelt ist. Als ich auf diese kam, wußte ich gar nicht, wie mir geschahe. Mein kleiner Verstand kam auf einmal aus aller seiner Wirksamkeit, und obschon eine Kunst, die mich mit meinem künftigen Schicksale bekannt zu machen versprach, keinen geringen Reiz für mich hatte, so war mir doch, als ob ich schales Zuckerwasser auf lieblichen Wein tranke, wenn ich aus der Geometrie in sie herüberblickte. Ich wußte nicht, was ich von dem Manne denken sollte, der so disparate Dinge in ein Buch vereinigt hatte; ich gab ihm seinen Abschied und suchte einen andern Lehrer. Hatte ich aber glauben müssen, daß dieser Mann unfehlbar gewesen, so wurden die erbetenen Grundsätze der Chiromantie, deren Willkürlichkeit mir so auffallend war, mich mit Furcht und Mißtrauen gegen die mathematischen Wahrheiten erfüllt haben, die meinem Verstande so sehr behagten, ob ich sie gleich zum Teil nur noch bloß mit dem Gedächtnisse gefaßt hatte. Unmöglich hatte ich beide, Geometrie und Chiromantie, für gleich gewiß halten können, aber möglich wäre es gewesen, daß ich mich gewohnt hatte, Chiromantie und Geometrie als gleich ungewiß zu denken.

Ich halte es kaum der Mühe wert, mich vor dem Verdachte zu bewahren, als wolle ich hiermit zu verstehen geben, daß die Beweise für die Offenbarung und die Beweise für die Chiromantie von einerlei Gewichte waren. Sie sind freilich nicht von einerlei Gewichte, ihre specifiquen Gewichte haben schlechterdings kein Verhältniß gegen einander, aber beider Beweise sind doch aus der nämlichen Klasse, sie gründen sich beide auf Zeugnisse und Erfahrungssätze. Und das Abstechende der stärksten Beweise dieser Art gegen Beweise, die aus der Natur der Dinge fließen, ist so auffallend, daß alle Kunst, dieses Auffallende zu vermindern, dieses Abstechende durch allerlei Schattierungen sanfter zu machen, vergebens ist.

II.

Das zweite Fragment sagt eine Menge vollkommen richtiger, ganz ungezweifelter Dinge. Es mag nichts als solche Dinge enthalten! Der Beweis, daß eine Offenbarung, die alle Menschen auf eine gegründete Art glauben konnten, unmöglich sei, sei mit aller Strenge geführt. Und er ist es wirklich.

Führt er aber seine Beantwortung nicht gleich mit sich? Wenn eine

solche Offenbarung unmöglich ist, – nun freilich, so hat sie auch Gott nicht möglich machen können. Allein wenn nun gleichwohl eine Offenbarung nützlich und nötig ist, sollte Gott dem ohngeachtet lieber gar keine erteilen, weil er keine solche erteilen konnte? Sollte Gott dem ganzen menschlichen Geschlechte diese Wohltat vor-enthalten, weil er nicht alle Menschen zu gleicher Zeit, in gleichem Grade daran teilnehmen lassen konnte? Wer hat das Herz, hierauf mit Ja zu antworten?

Genug, wenn die höchste Weisheit und Gute bei Erteilung der Offenbarung, die sie in jener Allgemeinheit und Allklarheit nicht gewähren konnte, nur denjenigen Weg gewahlet hat, auf welchem in der kürzesten Zeit die meisten Menschen des Genusses derselben fähig wurden. Oder getraut sich jemand zu zeigen, daß dieses nicht geschehen? daß die Offenbarung zu einer andern Zeit, einem andern Volke, in einer andern Sprache erteilet, mehrere Menschen in kürzerer Zeit mit den Wahrheiten und den Bewegungsgründen zur Tugend hatte ausrüsten können, deren sich itzt die Christen als Christen rühmen dürfen?

Wer sich dieses getraut, der nenne mir vorläufig doch nur erst ein Volk, in dessen Händen das anvertraute Pfund der Offenbarung wahrscheinlich mehr gewuchert haben würde als in den Händen des jüdischen! Dieses unendlich mehr verachtete als verachtliche Volk ist doch in der ganzen Geschichte schlechterdings das erste und einzige, welches sich ein Geschäft daraus gemacht, seine Religion mitzuteilen und auszubreiten. Wegen des Eifers, mit welchem die Juden dieses Geschäft betrieben, bestrafte sie schon *Christus*, verlachte sie schon *Horaz*. Alle andere Völker waren mit ihren Religionen entweder zu geheim und zu neidisch oder viel zu kalt gegen sie gesinnt, als daß sie für derselben Ausbreitung sich der geringsten Mühsal hätten unterziehen wollen. Die christlichen Völker, die den Juden in diesem Eifer hernach gefolgt sind, überkamen ihn bloß, insofern sie auf den Stamm des Judentums gepfropft waren.

Wenn denn nun aber gleichwohl, wurde unser Verfasser insistieren, eine gegründete Kenntnis der Offenbarung, die alle Menschen unmöglich haben können, allen Menschen zur Seligkeit unumgänglich nötig ist, wie kommen die Millionen dazu – ?

Laßt uns einen so grausamen Gedanken auch nicht einmal ausdenken! – Weh dem menschlichen Geschlechte, wenn nichts diesem Gedanken entgegenzusetzen als etwa, – daß der Verfasser die Summe gezogen, ehe die Rechnung noch geschlossen, und man zu ihm sagen könnte. „Das Christentum ist auf ewige Zeiten, es gewinnt alle Jahre

neuen Boden, obgleich weder Missionen noch gelehrte Erweise seiner Wahrheit diesen neuen Boden gewinnen helfen, wenn schon in den letzten Jahrhunderten der christlichen Völker nicht viel mehr geworden, so sind unter diesen christlichen Völkern doch gewiß mehr Christen geworden, die Zeit muß kommen, da dieses unmerkliche Wachstum der Welt mit Erstaunen in die Augen leuchten wird, der glückliche Windstoß muß kommen, welcher die noch zerstreuten Flammen in einen alles umfassenden Brand vereinigt, so daß am Ende die Zahl der Verlorenen sich zu der Zahl der Geretteten ebenso verhalten wird, als noch jetzt die Zahl der Geretteten sich zu der Zahl der Verlorenen verhält“ —

Wesh dem menschlichen Geschlechte, wenn nur dieses — oder etwa noch irgendein armseliges Distinktionchen es trösten soll! — Daß man zwischen der Offenbarung und den Büchern der Offenbarung einen Unterschied machen müsse, daß jene nur eine einzige sehr faßliche Wahrheit sei, deren Geschichte in diesen enthalten; daß die Seligkeit nicht an die mühsame Erforschung dieser, sondern an die herzliche Annahme jener gebunden sei, welches in den einzeln Posten der Rechnung große Ausfälle machen müsse! —

Denn weh dem menschlichen Geschlechte, wenn in dieser Ökonomie des Heils auch nur eine einzige Seele verloren geht! An dem Verluste dieser einzigen müssen alle den bittersten Anteil nehmen, weil jede von allen diese einzige hatte sein können. Und welche Seligkeit ist so überschwenglich, die ein solcher Anteil nicht vergallen konnte?

Aber wozu dieser Parenthesis? — Eine so unverschuldete Niederlage der Menschen, ein von Gott selbst der Hölle so in die Hände gespielter Sieg ist ein elendes Hirngespinnst. Man gehe dem blinden Larmen nur auf den Grund. Ein Wort, und er ist beigelegt.

Daß nämlich die Offenbarung auch für diejenigen Menschen zur Seligkeit nötig sei, die gar keine oder doch eine gegründete Kenntnis davon erlangen können, ist weder die Lehre Christi, noch jemals die allgemein anerkannte Lehre der Kirche gewesen. Selbst die, die sich in allen den verschiedenen Gemeinden derselben am hartesten darüber ausgedrückt haben, die jener allgemeinen Notwendigkeit nichts vergeben zu dürfen geglaubt, sind den traurigen Folgerungen doch ausgewichen und haben mit der andern Hand wiedergegeben, was sie mit der einen genommen. Es ist gleichviel, mit wie guter oder schlechter Art sie dieses getan, wie unphilosophisch sie dabei gedacht, wie treu oder nicht treu sie ihrem eignen System dabei geblieben genug, sie haben es doch getan und haben es gern und freudig getan. Ihr

bloßer Wunsch rechtfertiget ihr Herz, und ihr Gestandnis, daß Gott dispensieren könne, wo es der Theolog nicht könne, daß Gott Auswege wissen werde, wo es auch nicht einm. der Dispensation bedurfe, versöhnet mit ihrem System.

Und hier ist es, wo ich die allgemeine Anmerkung gegen unsern Verfasser, die ich schon angedeutet, ausdrücklich wiederholen muß, die ihm aber ebensowohl zur Entschuldigung als zum Tadel gereicht. Er nimmt alles, was ein gewisses in gewissen symbolischen Büchern vorgetragenes System des Christentums begreift, für das einzig wahre, eigentliche Christentum. Satze, ohne welche das Christentum nicht bestehen kann, welche von dem Stifter mit ausdrücklichen Worten gelehret worden, und Satze, welche man bloß zur bessern Verbindung jener eingeschaltet oder aus ihnen folgern zu müssen vermeinet, sind ihm eins. Gleichwohl ist billig und recht, daß bei Bestreitung des Christentums alle Sekten für einen Mann zu stehen angenommen werden, und eigentlich nichts wider das Christentum für gültig zu achten, als worauf keine von allen diesen Sekten antworten kann. Aber von dieser Art sind doch wahrlich nicht weder die Lehre von der ganzlichen Verderbnis der menschlichen Vernunft in göttlichen Dingen, gegen welche er in dem ersten Fragmente so gutes Spiel hatte, noch die Lehre von der unumgänglichen Notwendigkeit eines klaren und deutlichen Glaubens zur Seligkeit, auf welche dieses zweite Fragment hinausläuft, noch auch die Lehre von der Theopneustie, wie er sie vortragt, aber freilich auch vortragen mußte, um allen seinen Einwurfen, selbst den geringfügigsten, einen gleich hohen Grad des Belangs zu verschaffen. — So wenigstens muß ich aus dem, was vor uns liegt, urteilen.

III.

Der Einwurf des dritten Fragments ist schon oft gemacht und oft beantwortet worden. Aber wie ist er beides? Sicherlich ist er noch nie so grundlich, so ausführlich, allen Ausfluchten so vorbeugend gemacht worden als hier. Und nun versuche man, wie viel die Antworten eines *Clericus*, eines *Calmet*, eines *Saurin*, eines *Lisenthals* dagegen vorschlagen. Ich fürchte, sehr viel wohl nicht. Notwendig wird der Orthodox also ganz auf etwas Neues denken müssen, wenn er sich auf seinem Posten nicht zu behaupten weiß und seiner Sache doch nichts vergeben will.

Er wird ihr aber nicht wenig zu vergeben glauben, wenn er die Unmöglichkeit, daß eine so große Menge in so kurzer Zeit einen solchen Weg machen können, eingestehen und sich damit zu retten suchen wollte, daß also wohl in dem Texte die Zahl des ausziehenden

Volks verschrieben sein möge, daß anstatt sechsmalshunderttausend streitbarer Mann nur deren sechzigtausend, nur sechstausend ausgezogen – Ich nun freilich wohl wußte nicht, was ein solcher Schreibfehler, wenn er auch noch so wissentlich ware begangen worden, eben verderben würde. In den ältesten Zeiten verband man mit großen Summen noch sehr undeutliche Begriffe, und es geschah wohl oft ganz unschuldigerweise, wenn man eine sehr große Zahl bald durch diese, bald durch eine andere Anzahl ausdrückte. Man hatte viel zu bezweifeln, wenn man an allen den alten Schlachten zweifeln wollte, bei welchen die Zahl der gebliebenen Feinde von dem einen Schriftsteller so, von dem andern anders und von allen weit größer angegeben wird, als sich mit andern zugleich erzählten Umständen reimen läßt. Warum sollte man mit Wundern es genauer nehmen wollen, bei welchen auf die Zahl derer, zu deren Besten oder zu deren Zuchtigung sie geschehen, weit weniger ankommt, – ganz und gar nichts auf ihr beruhet? Denn ob Moses mit seinem Stabe das Meer teilet und Millionen trocknes Fußes hindurchfuhret, oder ob Elisa mit dem Mantel seines Meisters das nämliche an dem Jordan tut und bloß für seine Person hindurchgeht ist dieses nicht ein ebensogutes Wunder als jenes?

So freilich wurde ich denken. Aber allerdings kann der Orthodox so nachgebend nicht wohl sein, so lange noch eine Möglichkeit unversucht ist, die Sache bis in den kleinsten Buchstaben zu retten. – Wie vielleicht hier. – Denn wie, wenn das Wunder folgendergestalt erfolgt wäre? – Als die Israeliten an einen Arm des arabischen Meeresbusens gelangt waren, durch welchen sie notwendig mußten, wenn sie ihren Verfolgern nicht in die Hände fallen wollten, so trieb ein starker Wind – man nehme die Ebbe zu Hülfe, wenn man will – das Wasser aus diesem Arme meerein und hielt es so lange zurück, bis sie mit aller Gemachlichkeit hindurchgegangen waren. Indes suchte das oberwärts gestauchte Wasser einen andern Ablauf, brach hinter den Israeliten durch, stürzte sich einen neuen Weg wieder landein, und in diesem neuen Arme war es, wo die Ägyptier ihren Untergang fanden. Was konnte ungezwungener sein als diese Vorstellung? Ist es nicht die Natur des Wassers, daß es, in seinem gewöhnlichen Ablaufe gehindert, die erste die beste schwache oder niedrige Stelle des Ufers übersteigt oder durchreißt und ein neues Bette sich wuhlet? Und welche Schwierigkeit unsers Fragments bleibt durch diese Vorstellung noch ungehoben? Die Israeliten, deren so viel sein mögen, als man will, brauchen nun nicht zu eilen, sie können mit Rindern und Kindern, mit Sack und Pack nun so langsam ziehen, als sie nur immer nötig haben, sind sie gleich beim Eintritte der Morgenwache schon eben nicht über den

ganzen breiten, ausgetrockneten Arm, so ist das Wasser dieses Armes doch nun schon hinter ihnen, und ihre Feinde eisaufen in eben dem Wasser, auf dessen Boden sie ihnen entkommen

Ich wußte nicht, daß irgendein Ausleger sich eine ähnliche Vorstellung gemacht und den Text darnach behandelt hätte, der sich gewiß in sehr vielen Stellen ihr ungemein fügen wurde, ihr in allen besser fügen wurde als jeder andern Vorstellung. Ja, die Sache noch so genau genommen, sehe ich nur ein einziges Wort in der Mosaischen Erzählung Luthers, das ihr entgegen zu sein scheint. Nämlich „Und das Meer kam wieder für morgens in seinen Strom“, oder, wie es Hr. *Michaelis* übersetzt: „Da kam das Wasser um die Morgenzeit wieder und hielt seine gewöhnliche Flut.“ Wenn es sein Strom war, in welchen das Meer zurückkam, wenn es seine gewöhnliche Flut war, mit welcher es zurückkam, so scheint ein neuer Arm, ein neuer Ausfluß freilich mehr als eigenmächtig angenommen sein. Luther zwar hat ganz das Ansehen, hier mehr der Vulgata als dem Grundtexte gefolgt zu sein, welche sagt „Mare reversum est primo diluculo ad priorem locum“, und Hr. *Michaelis* durfte leicht ein wenig zu viel von seiner Hypothese in den Text getragen haben. Denn nach den Worten heißt es in diesem doch nur: „Und das Meer kam wieder am Morgen in seine Stärke“, so daß es noch nicht einmal entschieden ist, ob das Meer in seiner Stärke wiedergekommen, oder ob es wiederkam, als der Morgen in seiner Stärke war

Doch dem sei, wie ihm wolle. Meine Auslegung lasse sich oder lasse sich nicht verteidigen. Ich bin weit entfernt, zu glauben, daß der Orthodox genötiget sei, zu einem Einfall von mir seine Zuflucht zu nehmen. Er braucht, wie gesagt, nur auf seinem Posten sich zu behaupten, und er kann alle die sinnreichen Einfälle entbehren, mit welchen man ihm zu Hülfe zu kommen den Schein haben will und in der Tat ihn nur aus seiner Verschanzung herauszulocken sucht.

Ich nenne aber seinen Posten den kleinen, aber unüberwindlichen Bezirk, außer welchem ihn gar keine Anfälle beunruhigen mußten die eine befriedigende Antwort, die er auf so viele Einwurfe erteilen kann und soll. Als hier: „Wenn denn nun aber“, darf er bloß sagen, „der ganze Durchgang ein Wunder war? Wenn das Wunder nicht bloß in der Auftrocknung des Meerbusens bestand, wenn auch die Geschwindigkeit, mit welcher eine solche Menge in so kurzer Zeit herüberkam, mit zu dem Wunder gehört? – Ich habe gar nichts dawider, daß man bei dem ersten Stucke dieser wunderbaren Begebenheit auch natürliche Ursachen wirksam sein läßt, nicht den Wind bloß,

dessen die Schrift selbst gedenket, sondern auch die Ebbe, von der die Schrift nichts sagt, und wenn man an einer Ebbe nicht genug hat, meinetwegen auch zwei auf einander folgende Ebben, Ebbe auf Ebbe, von welcher weder die Schrift noch die Admiraltatslotsen in Cuxhaven etwas wissen¹ Ich gebe es gern zu, daß es zu einem Wunder genug ist, wenn diese natürlichen Ursachen nur nicht itzt oder itzt nicht so und so wirksam gewesen waren und ihre dormalige so beschaffene Wirksamkeit, die unmittelbar in dem Willen Gottes begründet ist, gleichwohl vorhergesagt worden. Ich gebe das gern zu. nur muß man mit dem, was ich zugebe, mich nicht schlagen wollen, nur muß man das, was ich zugebe, daß es bei einem Wunder, dem Wunder unbeschadet, sein könne, nicht zu einer unumgänglichen Erfordernis des Wunders überhaupt machen, man muß ein Wunder, weil sich keine natürlichen Kräfte angeben lassen, deren sich Gott dazu bedient, nicht platterdings verwerfen. Die Auftrocknung des Meerbusens geschahe durch Ebbe und Wind, gut. und war doch ein Wunder! Die Geschwindigkeit, mit der das Volk herüberkam, ward – freilich weiß ich nicht wie bewirkt aber ist sie darum weniger ein Wunder? sie ist gerade Wunders um so viel mehr Es klingt allerdings ganz sinnreich, wenn sich euer Verfasser verbittet, daß man den Israeliten und ihren Ochsen und Karren nur keine Flügel gebe. Indes sagt doch Gott selbst, daß er die Israeliten auf Adlersflügeln (2. Mos. 19, 4) aus Agypten getragen habe, und wenn die Sprache nun kein Wort hat, die Art und Weise dieser wunderbaren Geschwindigkeit auszudrücken, als diese Metapher? Erlaubt mir immer, daß ich auch in einer Metapher, die Gott braucht, mehr Wirkliches sehe als in allen euren symbolischen Demonstrationen!¹⁴

Und wenn der Orthodox so antwortet, wie will man ihm beikommen? Man kann die Achseln zucken über seine Antwort, so viel man will, aber stehen muß man ihn doch lassen, wo er steht. Das ist der Vorteil, den ein Mann hat, der seinen Grundsätzen treu bleibt und lieber nicht so ausgemachten Grundsätzen folgen als ihnen nicht konsequent reden und handeln will Diese Konsequenz, vermöge welcher man voraussagen kann, wie ein Mensch in einem gegebenen Falle reden und handeln werde, ist es, was den Mann zum Manne macht, ihm Charakter und Stauigkeit gibt, diese großen Vorzüge eines denkenden Menschen. Charakter und Stauigkeit berichtigen sogar mit der Zeit die Grundsätze; denn es ist unmöglich, daß ein Mensch lange nach Grundsätzen handeln kann, ohne es wahrzu-

¹ S. Niebuhrs „Beschreibung von Arabien“, S. 414.

nehmen, wenn sie falsch sind. Wer viel rechnet, wird es bald merken, ob ihm ein richtiges Einmaleins bewohnt oder nicht.

Nicht also die Orthodoxie, sondern eine gewisse schielende, hinkende, sich selber ungleiche Orthodoxie ist so ekel! So ekel, so widerstehend, so aufstoßend! — Das wenigstens sind die eigentlichen Worte für meine Empfindung.

IV.

Das Alte Testament weiß von keiner Unsterblichkeit der Seele, von keinen Belohnungen und Strafen nach diesem Leben. Es sei so. Ja, man gehe, wenn man will, noch einen Schritt weiter. Man behaupte, das A. T. oder doch das israelitische Volk, wie wir es in den Schriften des A. T. vor den Zeiten der babylonischen Gefangenschaft kennen lernen, habe nicht einmal den wahren Begriff von der Einheit Gottes gehabt. Wenn man das Volk meint und einzelne erleuchtete Seelen, dergleichen die heiligen Schriftsteller selbst waren, davon ausnimmt, so kann auch diese Behauptung zu einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit getrieben werden. Gewiß ist es wenigstens, daß die Einheit, welche das israelitische Volk seinem Gotte beilegte, gar nicht die transzendente metaphysische Einheit war, welche itzt der Grund aller natürlichen Theologie ist. Bis zu der Höhe hatte sich der gemeine menschliche Verstand in so frühen Zeiten noch nicht erhoben, am wenigsten unter einem Volk erhoben, dem Künste und Wissenschaften so unangelegen waren, und das sich aller Gemeinschaft mit unterrichteten Völkern so hartnäckig entzog. Bei dem wahren, echten Begriffe eines einzigen Gottes hatte dieses Volk unmöglich so oft von ihm abfallen und zu andern Gottern übergehen können. Es wurde die falschen Gotter nicht des nämlichen Namens gewürdigt haben, es wurde den wahren Gott nicht so ausschließungsweise seinen Gott, den Gott seines Landes, den Gott seiner Vater genannt haben. Kurz, der Einige hieß bei ihm nichts mehr als der erste, der vornehmste, der vollkommenste in seiner Art. Die Gotter der Heiden waren ihm auch Gotter, aber unter so vielen Gottern konnte doch nur einer der mächtigste und weiseste sein, und dieser mächtigste und weiseste war sein Jehovah. So lange es keinen Grund fand, an der Macht und Weisheit, in welchen sein Gott den Gottern aller andern Völker überlegen war, zu zweifeln, so lange hing es ihm an. Kaum aber glaubte es zu erkennen, daß dieses oder jenes benachbarte Volk durch Vorsorge seines Gottes irgendeines Wohlstandes genoß, der ihm abging, den ihm also sein Jehovah nicht gewähren konnte oder nicht gewähren wollte, so wich es hinter ihm ab und hurte mit den Gottern des vermeinten glücklichen Volks, von wel-

chen es nicht eher wieder zurückkam, als bis es seine Lust geübt hatte und durch den Verlust größerer Güter, durch Verwahrlosung des wesentlichern Wohlstandes geübt hatte. Nur als es in der babylonischen Gefängnis seinen Verstand ein wenig mehr hatte brauchen lernen, als es ein Volk näher hatte kennenlernen, das sich den einzigen Gott würdiger dachte, als nun erst selbst die Schriften seines Gesetzgebers und seiner Propheten unter ihm gemeiner wurden, als es sahe, wie viel große unerkannte Wahrheiten in diesen Schriften lagen oder sich hineinlegen ließen, als es erkannte, wie selbst nach diesen Schriften seinem Jehovah eine weit erhabnere Einheit zukomme als die, welche ihn bloß an die Spitze aller andern Gotter setzte: ward es auf einmal ein ganz andres Volk, und alle Abgotterei horte unter ihm auf. Wenn diese plotzliche Veränderung, die kein Mensch leugnen kann, nicht durch den veredelten Begriff zu erklären, den es sich nun von seinem eignen Gotte machte, so ist sie durch nichts zu erklären. Man kann einem Nationalgott untreu werden, aber nie Gott, sobald man ihn einmal erkannt hat.

Wie gesagt, man tue über die Einwurfe des vierten Fragments auch noch diesen Schritt hinaus und füge hinzu daß, so wie Moses selbst im Anfange seiner Sendung von dem Unendlichen keinen Begriff hatte – wurde er ihn sonst nach seinem Namen gefragt haben? – sich Gott zu ihm herabließ und sich ihm nicht als den unendlichen, sondern bloß als eine von den besondern Gottheiten ankündigte, unter welche der Aberglaube Länder und Völker verteilt hatte. Gott war der Gott der Ebräer, und wenn die Ebräer ihren Gott nun einmal satt hatten, was war natürlicher, als daß sie es mit einem andern versuchen wollten?

Auch so noch – wenn man dem alten israelitischen Volke selbst diesen großen mehr hergebrachten als erwiesenen Vorzug, den einigen wahren Gott gekannt zu haben, mit Grunde streitig machen konnte – auch so noch getraute ich mir die Wege Gottes mit ihm zu rechtfertigen.

Auf die Gottlichkeit der Bücher des A. T. ist aus dergleichen Dingen wenigstens gar nichts zu schließen. Denn diese muß ganz anders als aus den darin vorkommenden Wahrheiten der natürlichen Religion erwiesen werden. Wahrheiten, die allerdeutlichsten, die allererhabensten, die allertiefsten von dieser Art, kann jedes andere eben so alte Buch enthalten, wovon wir itzt die Beweise haben, Beweise, welche so manchen gelehrten Sortes für die Gottlichkeit der Bibel fehlerhaft machen, in welchem die allein in dem A. T. gelehrt Einheit Gottes ein Glied ist. Die heiligen Bücher der Brahminen müssen

es an Alter und an würdigen Vorstellungen von Gott mit den Büchern des A. T. aufnehmen können, wenn das übrige den Proben entspricht, die uns itzt erst zuverlässige Männer daraus mitgeteilt haben. Denn obschon der menschliche Verstand nur sehr allmählich ausgebildet worden und Wahrheiten, die gegenwärtig dem gemeinsten Manne so einleuchtend und faßlich sind, einmal sehr unbegreiflich und daher unmittelbare Eingebungen der Gottheit müssen geschienen haben und als solche auch damals nur haben angenommen werden können, so hat es doch zu allen Zeiten und in allen Ländern privilegierte Seelen gegeben, die aus eignen Kräften über die Sphäre ihrer Zeitverwandten hinausdachten, dem großem Lichte entgegeneilten und andern ihre Empfindungen davon zwar nicht mitteilen, aber doch erzählen konnten.

Was sich also von dergleichen Männern herschreiben kann, deren noch itzt von Zeit zu Zeit einige aufstehen, ohne daß man ihnen immer Gerechtigkeit widerfahren läßt, das kann zu keinem Beweise eines unmittelbar göttlichen Ursprungs gebraucht werden. Kann es diesen Ursprung aber nicht erweisen, da, wo es vorhanden ist, so kann es diesen Ursprung auch nicht widerlegen, da, wo es mangelt; und Bücher können gar wohl von Gott sein, durch eine höhere Eingebung Gottes verfaßt sein, ob sich schon nur wenige oder gar keine Spuren von der Unsterblichkeit der Seelen und der Vergeltung nach diesem Leben darin finden. Diese Bücher können sogar eine seligmachende Religion enthalten, das ist eine Religion, bei deren Befolgung sich der Mensch seiner Glückseligkeit so weit versichert halten kann, als er hinausdenkt. Denn warum durfte eine solche Religion sich nicht nach den Grenzen seiner Sehnsucht und Wunsche fügen? Warum mußte sie notwendig erst die Sphäre dieser Sehnsucht und Wunsche erweitern? Freilich wäre eine solche seligmachende Religion nicht die seligmachende christliche Religion. Aber wenn denn die christliche Religion nur erst zu einer gewissen Zeit, in einem gewissen Bezirke erscheinen konnte, mußten deswegen alle vorhergehende Zeiten, alle andere Bezirke keine seligmachende Religion haben? Ich will es den Gottesgelehrten gern zugeben, daß aber doch das Seligmachende in den verschiednen Religionen immer das Nämliche müsse gewesen sein, wenn sie mir nur hinwiederum zugeben, daß darum nicht immer die Menschen den nämlichen Begriff damit müssen verbunden haben. Gott konnte ja wohl in allen Religionen die guten Menschen in der nämlichen Betrachtung aus den nämlichen Gründen selig machen wollen, ohne darum allen Menschen von dieser Betrachtung, von diesen Gründen die nämliche Offenbarung erteilt zu haben. —

Eine Parabel

quae facilem ori paret bolum *Etymologista vetus*

Nebst einer kleinen Bitte, und einem eventuellen Absagungsschreiben
an den Herrn Pastor Goeze, in Hamburg

Ehrwürdiger Mann!

Ich würde ehrwürdiger Freund sagen, wenn ich der Mensch wäre, der durch öffentliche Berufung auf seine Freundschaften ein gunstiges Vorurteil für sich zu erschleichen gedachte. Ich bin aber vielmehr der, der durchaus auf keinen seiner Nächsten dadurch ein nachteiliges Licht mochte fallen lassen, daß er der Welt erzählet, er stehe oder habe mit ihm in einer von den genauern Verbindungen gestanden, welche die Welt Freundschaft zu nennen gewohnt ist. —

Denn berechtigt wäre ich es allerdings, einen Mann Freund zu nennen, der mir mit Verbindlichkeit zugekommen ist, den ich auf einer Seite habe kennenlernen, von welcher ihn viele nicht kennen wollen, dem ich noch Verbindlichkeit habe, wenn es auch nur die wäre, daß seine Wachterstimme noch meines Namens schonen wollen.

Doch, wie gesagt, ich suche, bloß durch meine Freunde, ebenso wenig zu gewinnen, als ich mochte, daß sie durch mich verlieren sollten.

Also nur, Ehrwürdiger Mann! Ich ersuche Sie, die Gute zu haben, nachstehende Kleinigkeit in einige Überlegung zu ziehen. Besonders aber dringe ich darauf, sich über die beigefugte Bitte nicht bloß als Polemiker, sondern als rechtschaffener Mann und Christ auf das baldigste zu erklären.

Die Parabel

Ein weiser tatiger König eines großen Reiches, hatte in seiner Hauptstadt einen Palast von ganz unermeßlichem Umfange, von ganz besonderer Architektur.

Unermeßlich war der Umfang, weil er in selbem alle um sich versammelt hatte, die er als Gehulfen oder Werkzeuge seiner Regierung brauchte.

Sonderbar war die Architektur denn sie stritt so ziemlich mit allen angenommenen Regeln; aber sie gefiel doch und entsprach doch.

Sie gefiel vornehmlich durch die Bewunderung, welche Einfalt und Große erregen, wenn sie Reichtum und Schmuck mehr zu verachten, als zu entbehren scheinen.

Sie entsprach durch Dauer und Bequemlichkeit. Der ganze Palast stand nach vielen vielen Jahren noch in eben der Reinlichkeit und Vollständigkeit da, mit welcher die Baumeister die letzte Hand angelegt hatten von außen ein wenig unverständlich, von innen überall Licht und Zusammenhang.

Was Kenner von Architektur sein wollte, ward besonders durch die Außenseiten beleidigt, welche mit wenig hin und her zerstreuten, großen und kleinen, runden und viereckten Fenstern unterbrochen waren; dafür aber desto mehr Turen und Tore von mancherlei Form und Größe hatten.

Man begriff nicht, wie durch so wenige Fenster in so viele Gemächer genugsames Licht kommen konnte. Denn daß die vornehmsten derselben ihr Licht von oben empfingen, wollte den wenigsten zu Sinne.

Man begriff nicht, wozu so viele und vielerlei Eingänge nötig wären, da ein großes Portal auf jeder Seite ja wohl schicklicher wäre und eben die Dienste tun würde. Denn daß durch die mehreren kleinen Eingänge ein jeder, der in den Palast gerufen wurde, auf dem kürzesten und unfehlbarsten Wege, gerade dahin gelangen sollte, wo man seiner bedurfe, wollte den wenigsten zu Sinne.

Und so entstand unter den vermeinten Kennern mancherlei Streit, den gemeinlich diejenigen am hitzigsten führten, die von dem Innern des Palastes viel zu sehen, die wenigste Gelegenheit gehabt hatten.

Auch war da etwas, wovon man bei dem ersten Anblicke geglaubt hätte, daß es den Streit notwendig sehr leicht und kurz machen müsse,

was ihn aber gerade am meisten verwickelte, was ihm gerade zur hartnäckigsten Fortsetzung die reichste Nahrung verschaffte. Man glaubte nämlich verschiedne alte Grundrisse zu haben, die sich von den ersten Baumeistern des Palastes herschreiben sollten und diese Grundrisse fanden sich mit Worten und Zeichen bemerkt, deren Sprache und Charakteristik so gut als verloren war

Ein jeder erklärte sich daher diese Worte und Zeichen nach eigem Gefallen. Ein jeder setzte sich daher aus diesen alten Grundrissen einen beliebigen neuen zusammen, für welchen neuen nicht selten dieser und jener sich so hinreißen ließ, daß er nicht allein selbst darauf schwor, sondern auch andere, darauf zu schwören, bald beredete, bald zwang.

Nur wenige sagten: „Was gehen uns eure Grundrisse an? Dieser oder ein anderer: sie sind uns alle gleich. Genug, daß wir jeden Augenblick erfahren, daß die gutigste Weisheit den ganzen Palast erfüllet, und daß sich aus ihm nichts als Schönheit und Ordnung und Wohlstand auf das ganze Land verbreitet.“

Sie kamen oft schlecht an, diese wenigen! Denn wenn sie lachenden Muts manchmal einen von den besondern Grundrissen ein wenig näher beleuchteten, so wurden sie von denen, welche auf diesen Grundriß geschworen hatten, für Mordbrenner des Palastes selbst ausgeschrien.

Aber sie kehrten sich daran nicht und wurden gerade dadurch am geschicktesten, denjenigen zugesellet zu werden, die innerhalb des Palastes arbeiteten und weder Zeit noch Lust hatten, sich in Streitigkeiten zu mengen, die für sie keine waren.

Einsmals, als der Streit über die Grundrisse nicht sowohl beigelegt als eingeschlummert war, — einsmals um Mitternacht erscholl plötzlich die Stimme der Wächter. Feuer, Feuer in dem Palaste!

Und was geschah? Da fuhr jeder von seinem Lager auf, und jeder, als wäre das Feuer nicht in dem Palaste, sondern in seinem eignen Hause, lief nach dem Kostbarsten, was er zu haben glaubte, — nach seinem Grundrisse. „Laßt uns den nur retten!“ dachte jeder. „Der Palast kann dort nicht eigentlicher verbrennen, als er hier steht!“

Und so lief ein jeder mit seinem Grundrisse auf die Straße, wo, anstatt dem Palaste zu Hülfe zu eilen, einer dem andern es vorher in seinem Grundrisse zeigen wollte, wo der Palast vermutlich brenne. „Sieh, Nachbar! hier brennt er! Hier ist dem Feuer am besten beizukommen. — Oder hier vielmehr, Nachbar, hier! — Wo denkt ihr beide hin? Er brennt hier! — Was hätt es für Not, wenn er da brennte? Aber er brennt gewiß hier! — Losch ihn hier, wer da will. Ich losch ihn hier nicht. — Und ich hier nicht. — Und ich hier nicht!“ —

Über diese geschäftigen Zanker hatte er dann auch wirklich abbrennen können, der Palast, wenn er gebrannt hätte. — Aber die erschrocknen Wachter hatten ein Nordlicht für eine Feuersbrunst gehalten.

Die Bitte

Ein andres ist ein Pastor ein andres ein Bibliothekar So verschieden klingen ihre Benennungen nicht, als verschieden ihre Pflichten und Obliegenheiten sind

Überhaupt denke ich, der Pastor und der Bibliothekar verhalten sich gegeneinander, wie der Schafer und der Kräuterkenner.

Der Kräuterkenner durchirret Berg und Tal, durchspahet Wald und Wiese, um ein Kräutchen aufzufinden, dem *Linneus* noch keinen Namen gegeben hat. Wie herzlich freuet er sich, wenn er eines findet! Wie unbekummert ist er, ob dieses neue Krautchen giftig ist, oder nicht! Er denkt, wenn Gifte auch nicht nützlich sind, — (und wer sagt es denn, daß sie nicht nützlich waren?) — so ist es doch möglich, daß die Gifte bekannt sind.

Aber der Schafer kennt nur die Kräuter seiner Flur; und schätzt und pflegt nur diejenigen Kräuter, die seinen Schafen die angenehmsten und zuträglichsten sind

So auch wir, ehrwürdiger Mann! — Ich bin Aufseher von Bucherschätzen, und mochte nicht gern der Hund sein, der das Heu bewacht. ob ich schon freilich auch nicht der Stallknecht sein mag, der jedem hungrigen Pferde das Heu in die Raufe trägt. Wenn ich nun unter den mir anvertrauten Schätzen etwas finde, von dem ich glaube, daß es nicht bekannt ist, so zeige ich es an. Vors erste in unseren Katalogen, und dann nach und nach, so wie ich lerne, daß es diese oder jene Lucke füllen, dieses oder jenes berichtigen hilft, auch öffentlich, und bin ganz gleichgültig dabei, ob es dieser für wichtig oder jener für unwichtig erklärt, ob es dem einen frommet oder dem andern schadet. Nützlich und verderblich sind eben so relative Begriffe, als groß und klein.

Sie hingegen, ehrwürdiger Mann, würdigen alle literarische Schätze nur nach dem Einflusse, den sie auf Ihre Gemeinde haben können, und wollen lieber zu besorglich als zu fahrlässig sein. Was geht es Sie an, ob etwas bekannt oder nicht bekannt ist? wenn es nur einen auch von den Kleinsten argern konnte, die Ihrer geistlichen Aufsicht anvertrauet sind.

Recht gut! Ich lobe Sie darum, ehrwürdiger Mann! Aber weil ich Sie lobe, daß Sie Ihre Pflicht tun, so schelten Sie mich nicht, daß ich die meinige tue – oder, welches einerlei ist, zu tun glaube.

Sie wurden vor Ihrer Todesstunde zittern, wenn Sie an der Bekanntmachung der bewußten Fragmente den geringsten Anteil hatten. – Ich werde vielleicht in meiner Todesstunde zittern aber vor meiner Todestunde werde ich nie zittern. Am allerwenigsten deswegen, daß ich getan habe, was verständige Christen itzt wünschen, daß die alten Bibliothekare zu Alexandria, zu Casarea, zu Konstantinopel, mit den Schriften des *Celsus*, des *Fronto*, des *Porphyrus*, wenn sie es hatten tun konnten, mochten getan haben. Um die Schriften des letztern, sagt ein Mann, der sich auf solche Dinge versteht, gabe itzt mancher Freund der Religion gern einen frommen Kirchenvater hin.

Und ich hoffe ja nicht, ehrwürdiger Mann, daß Sie sagen werden: „Jene alten Feinde der Religion hatten es allerdings verdient, daß ihre Schriften sorgfältiger wären aufbehalten worden. Aber wozu der Neuern ihre aufbewahren, die nach siebzehnhundert Jahren doch nichts Neues sagen konnten?“

Wer weiß das, ohne sie gehört zu haben? Wer von unsern Nachkommen glaubt das, ohne es zu sehen? Dazu bin ich der festen Meinung, daß Welt und Christentum noch so lange stehen werden, daß in Betracht der Religion die Schriftsteller der ersten zweitausend Jahre nach Christi Geburt der Welt ebenso wichtig sein werden, als uns itzt die Schriftsteller der ersten zweihundert Jahre sind.

Das Christentum geht seinen ewigen allmählichen Schritt und Verfinsterungen bringen die Planeten aus ihrer Bahn nicht. Aber die Sekten des Christentums sind die Phasen desselben, die sich nicht anders erhalten können, als durch Stockung der ganzen Natur, wenn Sonn und Planet und Betrachter auf dem nämlichen Punkt verharren. Gott bewahre uns vor dieser schrecklichen Stockung!

Also, ehrwürdiger Mann, mißbilligen Sie es wenigstens weniger hart, daß ich ehrlich genug gewesen, ebensowohl sehr unchristliche Fragmente als eine sehr christliche Schrift des *Berengarius* von ihrem Untergange zu retten und an das Licht zu bringen.

Doch das ist die Bitte noch nicht, ehrwürdiger Mann, die ich Ihnen zu tun habe. Ich bitte von gewissen Leuten nichts, was ich nicht allenfalls auch Recht hatte, von ihnen zu fordern. Und mit dieser Bitte allerdings können Sie es halten, wie Sie wollen.

Sondern meine eigentliche Bitte ist der Art, daß Sie die Gewährung derselben mir nicht wohl verweigern können. Sie haben mir Unrecht

getan; und einem ehrlichen Manne ist nichts angelegener, als Unrecht, welches er nicht tun wollen und doch getan, wieder gutzumachen.

Es besteht aber dieses mir zugefugte Unrecht darin, daß Sie eine von mir geschriebene Stelle ganz wider ihren Zusammenhang zu kommentieren das Unglück gehabt. Ihr Kopf war eben warmer als helle. Ich erkläre mich an einem Gleichnisse

Wenn ein Fuhrmann, der in einem grundlosen Wege mit seinem schwerbeladenen Wagen festgefahren, nach mancherlei vergeblichen Versuchen, sich los zu arbeiten, endlich sagt: „Wenn alle Strange reißen, so muß ich abladen“ – wäre es billig, aus dieser seiner Rede zu schließen, daß er gern abladen wollen, daß er mit Fleiß die schwachsten murbesten Strange vorgebunden, um mit guter Art abladen zu dürfen? Ware der Befrachter nicht ungerecht, der aus diesem Grunde die Vergütung alles Schadens, selbst alles innern von außen unmerklichen Schadens, an welchem ebensowohl der Einpacker Schuld konnte gehabt haben, von dem Fuhrmanne verlangen wollte?

Dieser Fuhrmann bin ich, dieser Befrachter sind Sie, ehrwürdiger Mann. Ich habe gesagt, wenn man auch nicht im Stande sein sollte, alle die Einwurfe zu heben, welche die Vernunft gegen die Bibel zu machen so geschäftig ist – so bliebe dennoch die Religion in den Herzen derjenigen Christen unverrückt und unverkummert, welche ein inneres Gefühl von den wesentlichen Wahrheiten derselben erlangt haben. Dieses zu unterstützen, schrieb ich die Stelle nieder, die eine so unmißliche Ausdehnung von Ihnen erdulden müssen. Ich soll und muß gesagt haben, daß auf diese Einwurfe gegen die Bibel sich schlechterdings nichts antworten lasse, daß es nur umsonst sei, darauf antworten zu wollen. Ich soll und muß die letzte unfehlbare Zuflucht des Christen dem Theologen, je eher je lieber zu nehmen, angeraten haben, damit ein schwacher, aber großsprecherischer Feind desto eher das Feld behaupten könne.

Das ist nicht die wahre Vorstellung meiner Gedanken, ehrwürdiger Mann. Gleichwohl kann es bei Ihnen auch nicht Vorsatz gewesen sein, eine so falsche Vorstellung meiner Gedanken zu machen. Sie waren, in Zuversicht auf Ihre gute Sache, die Sie auch von mir angegriffen zu sein vermeinten, zu hastig: Sie übereilten sich.

Ehrwürdiger Mann, die sich am leichtesten übereilen, sind nicht die schlechtesten Menschen. Denn sie sind größten Theils ebenso fertig, ihre Übereilung zu bekennen; und eingestandene Übereilung ist oft lehrreicher als kalt überdachte Unfehlbarkeit.

Sonach erwarte ich denn auch von ihnen, ehrwürdiger Mann, daß Sie, in einem der nächsten Stücke Ihrer freiwilligen Beiträge, eine so

gut als freiwillige Erklärung zu tun nicht ermangeln werden, des Inhalts daß allerdings noch ein gewisser Gesichtspunkt übrig sei, in welchem meine von Ihnen angegriffene Stelle sehr unschuldig erscheine; daß Sie diesen Gesichtspunkt übersehen; daß Sie weiter keine Ursache haben, diesen übersehenen Gesichtspunkt, nachdem Sie von mir darauf geführt worden, nicht für den zu halten, auf welchen ich hier gearbeitet.

Nur eine solche Erklärung kann dem Verdachte Einhalt tun, den Sie, ehrwürdiger Mann, über meine Absichten verbreiten zu wollen scheinen. Nur nach einer solchen Erklärung darf ich auf das wieder begierig sein, was Ihnen ferner gegen mich zu erinnern gefallen mochte. Ohne eine solche Erklärung aber, ehrwürdiger Mann, muß ich Sie schreiben lassen, — so wie ich Sie predigen lasse.

Das Absagungsschreiben

Mein Herr Pastor,

Mit vorstehenden friedlichen Blättern glaubte ich von Ihnen abzukommen, und schon freute ich mich in Gedanken auf den freiwilligen Beitrag, in welchem Ihre heilige Faust das christliche Papier wieder über mich schwenken wurde.

Indeß aber entweder mich die Presse oder ich die Presse nicht genugsam fordern konnte, erhalte ich das 61–63 ste Stück besagter Beiträge — und bin wie vernichtet.

Das hat der nämliche Mann geschrieben? Wie soll die Nachwelt, auf welche die freiwilligen Beiträge doch ganz gewiß kommen werden, einen so plötzlichen Sprung von Weiß auf Schwarz sich erklären? — „Goeze“, wird die Nachwelt sagen, „Goeze wäre der Mann gewesen, der in einem Atem gegen einen und denselben Schriftsteller sauerste Komplimente zwischen den Zähnen murmeln und aus vollem Halse laute Verleumdungen ausstoßen konnte? Er hätte zugleich die Katze und den Eber gespielt? Die Katze, die um den heißen Brei geht; und den Eber, der blind auf die Spur rennet? Das ist unglaublich! In dem 55 ten Stücke ist sein Eifer noch so gemäßigt, noch so ganz anonymisch; er nennet weder Sack noch Esel, auf die sein Stecken zuschlägt: und auf einmal im 61 ten Stücke ist *Lessing* namentlich hinten und vorne, muß *Lessing* namentlich geknippen werden, so oft er den Krampf in seine orthodoxen Finger bekommt? Dort will er das Wasser kaum regen. und hier, Plumps! Das ist unbegreiflich! Notwendig müssen also zwischen dem 55 ten und 61 ten Stücke dieser

kostbaren Blatter, wie wir sie itzt haben, alle diejenigen verlorengelassen sein, die uns dieses Plumps erklären wurden.“

So wird die Nachwelt sagen, Herr Pastor Doch was kummert uns die Nachwelt, Herr Pastor, die vielleicht auch so nicht sagen wird? Genug, Sie wissen selbst am besten, wie sehr sich die Nachwelt irren wurde; und ich berühre diese Saite bloß, um es bei der itztlebenden Welt – versteht sich, der Welt, die wir beide füllen – zu entschuldigen Falls auch mein Ton, den ich mir künftig mit dem Hr. Pastor Goeze erlauben durfte, ihr von dem allzuviel abzuweichen scheinen sollte, den ich noch bisher anzugeben für schicklicher gehalten.

Denn wahrlich, Herr Pastor, der zudringlichen Griffe, mit welchen Sie an mich setzen, werden allmählich zu viel! Erwarten Sie nicht, daß ich sie Ihnen alle vorrechne es wurde Sie kitzeln, wenn Sie sahen, daß ich alle gefühlt habe. Ich will Ihnen nur sagen, was daraus kommen wird.

Ich will schlechterdings von Ihnen nicht als der Mann verschrien werden, der es mit der Lutherischen Kirche weniger gut meint als Sie Denn ich bin mir bewußt, daß ich es weit besser mit ihr meine als der, welcher uns jede zärtliche Empfindung für sein einträgliches Pastorat, oder dergleichen, lieber für heiligen Eifer um die Sache Gottes einschwatzen mochte.

Sie, Herr Pastor, Sie hätten den allergeringsten Funken Lutherischen Geistes? – Sie? der Sie auch nicht einmal *Luthers* Schulsystem zu übersehen im Stande sind? – Sie? der Sie, mit stillschweigendem Beifall von ungewaschenen, wohl auch treulosen Händen, die Seite des Lutherischen Gebäudes, die ein wenig gesunken war, weit über den Wasserpaß hinaus schrauben lassen? – Sie? der Sie den ehrlichen Mann, der freilich ungebeten, aber doch aufrichtig, den Männern bei der Schraube zuruft: Schraubt dort nicht weiter! damit das Gebäude hier nicht sturze! – der Sie diesen ehrlichen Mann mit Steinen verfolgen?

Und warum? – Weil dieser ehrliche Mann zugleich den schriftlich gegebenen Rat eines ungenannten Baumeisters, das Gebäude lieber ganz abzutragen, – gebilliget? unterstützt? ausführen wollen? auszuführen angefangen? – Nicht doch! – nur nicht unterschlagen zu dürfen geglaubt.

O sancta simplicitas! – Aber noch bin ich nicht da, Herr Pastor, wo der gute Mann, der dieses ausrief, nur noch dieses ausrufen konnte. Erst soll uns hören, erst soll über uns urteilen, wer hören und urteilen kann und will!

O daß Er es konnte, Er, den ich am liebsten zu meinem Richter haben mochte! — *Luther*, du! Großer, verkannter Mann! Und von niemanden mehr verkannt, als von den kurzsichtigen Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg schreitend aber gleichgültig daher schlendern! — Du hast uns von dem Joche der Tradition erloset, wer erloset uns von dem unertraglichen Joche des Buchstabens? Wer bringt uns endlich ein Christentum, wie du es jetzt lehren wurdest, wie es Christus selbst lehren wurde! Wer —

Aber ich vergesse mich, und wurde noch mehr Sie vergessen, Herr Pastor, wenn ich, auf eine dergleichen Äußerung, Ihnen vertraulich zuspräche „Herr Pastor, bis dahin, was weder Sie noch ich erleben werden, bis dahin, was aber gewiß kommt, gewiß! gewiß! — wäre es nicht besser, unsers Gleichen schwiegen? unsers Gleichen verhielten sich nur ganz leidend? Was einer von uns zurückhalten will, mochte der andere übereilen so daß der eine mehr die Absichten des andern beförderte als seine eignen Wie wäre es, Herr Pastor, wenn wir den Strauß, den ich noch mit Ihnen auszufechten habe, den ersten und letzten sein ließen? Ich bin bereit, kein Wort weiter mit Ihnen zu verlieren, als was ich schon verloren habe“

Denn nein, das werden Sie nicht wollen *Goeze* hat noch keinem seiner Gegner das letzte Wort gelassen, ob er sich gleich immer das erste genommen Er wird, was ich zu meiner Verteidigung sagen müssen, als Angriff betrachten Denn der Tummelplatz der seligen *Ziegler* muß ihm nicht vergebens nun ganz angestorben sein

Ich beklage denn sehen Sie, Herr Pastor, es wird mir unmöglich sein, nicht gegen Ihren Stachel zu lacken, und die Furchen, fürchte ich, die Sie auf dem Acker Gottes mich mit aller Gewalt wollen ziehen lassen, werden immer krummer und krummer werden.

Nicht zwar, daß ich Ihnen jede hamische Anspielung, jeden, wenn Gott will, giftigen Biß, jeden komischen Ausbruch Ihres tragischen Mitleids, jeden knirschenden Seufzer, der es beseufzet, nur ein Seufzer zu sein, jede pflichtschuldige Pastoralverhetzung der weltlichen Obrigkeit, womit Sie gegen mich von nun an Ihre freiwilligen Beiträge spicken und wurzen werden, aufnutzen oder, wenn ich auch konnte, verwehren wollte So unbillig bin ich nicht, daß ich von einem Vogel in der Welt eine einzige andere Feder verlangen sollte, als er hat Auch haben dieserlei Pharmaka ihren Kredit längst verloren

Sondern nur eines werde ich nicht aushalten können Ihren Stolz nicht, der einem jeden Vernunft und Gelehrsamkeit abspricht, welcher Vernunft und Gelehrsamkeit anders braucht als Sie. Besonders wird alle meine Galle rege werden, wenn Sie meinen Ungenannten, den Sie

nur noch aus unzusammenhängenden Bruchstücken kennen, so schülerhaft und bubenmäßig zu behandeln fortfahren. Denn Mann gegen Mann – nicht Sache gegen Sache – zu schätzen, so war dieser Ungenannte des Gewichts, daß in aller Art von Gelehrsamkeit sieben Goerge nicht ein Siebenteil von ihm aufzuwiegen vermögend sind. Das glauben Sie mir indes, Herr Pastor, auf mein Wort.

Und sonach meine ritterliche Absage nur kurz. Schreiben Sie, Herr Pastor, und lassen Sie schreiben, so viel das Zeug halten will. Ich schreibe auch. Wenn ich Ihnen in dem geringsten Dinge, was mich oder meinen Ungenannten angeht, Recht lasse, wo Sie nicht Recht haben, dann kann ich die Feder nicht mehr ruhren.

Anti-Goeze

Bella geri placeat nullos habitura triumphos! *LH*

Zweiter Beitrag

Mein Herr Hauptpastor,

Ich erhielt Ihr „Etwas Vorlaufiges“ gegen meine – wenn es nicht Ihre erste Lüge ist – „mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf unsre allerheiligste Religion etc.“ am Abend des Osterabends, und hatte noch eben Zeit, den herrlichen Vorlauf zu kosten. Der soll mir auf das Fest schmecken! dachte ich. Und er hat mir geschmeckt, Gott gebe, daß mir der Nachlauf zu seiner Zeit auch so schmecken, auch so wohl bekommen mag!

Aber was das nun wieder ist! Der Herr Hauptpastor verweisen mir in Ihrem Etwas Vorlaufigen, welches ich, der Geschmeidigkeit wegen, lieber das Vorläufige Etwas nennen will, mit so vielem Ernst und Nachdruck meine Aequivoken¹ und Wortspiele und dennoch mache ich schon wieder ein so haßlich Ding und aquivoziere und wortspiele mit vorläufig und Vorlauf, ohne auch nur im geringsten vorher zu erklären, ob ich den Vorlauf von der Kelter oder von der Blase verstehe

Doch lieber vergeben Sie mir immer, Herr Hauptpastor, eine Schwachheit, die mir zur andern Natur geworden ist. Jeder Mensch hat seinen eignen Stil, so wie seine eigne Nase, und es ist weder artig noch christlich, einen ehrlichen Mann mit seiner Nase zum besten zu haben, wenn sie auch noch so sonderbar ist. Was kann ich dafür, daß ich nun einmal keinen andern Stil habe? Daß ich ihn nicht erkunstele,

¹ Der Herr Hauptpastor schreiben Equivocen, und das mehr wie einmal. Erkann also weder Schreib- noch Druckfehler sein, sondern diese spaßhafte Orthographie ward beliebt, — um auch ein Wortspielchen zu machen. Aequivocum, quasi dicas, equi vocem. Denn freilich, was ist äquivoker als das Wiehern des Pferdes? Für den Cardanus zwar nicht, aber doch für uns andere, die wir uns auf das Wiehern nicht so gut verstehen, als Cardanus. — Oder sollte der Herr Hauptpastor hier wohl noch spaßhafter sein wollen und zugleich ein Wort im Sinne gehabt haben, welches Luther in seinem Han-wurst von Wolfenbüttel braucht? Der Bibliothekar zu Wolfenbüttel erinnerte ihn an dies Buch, dies Buch an dies Wort und ich freue mich herzlich, daß ich seinem Witze so auf die Spur komme. Das nenne ich doch noch eine Nachahmung Luthers!

bin ich mir bewußt. Auch bin ich mir bewußt, daß er gerade dann die ungewöhnlichsten Kaskaden zu machen geneigt ist, wenn ich der Sache am reifsten nachgedacht habe. Er spielt mit der Materie oft um so mutwilliger, je mehr ich erst durch kaltes Nachdenken derselben mächtig zu werden gesucht habe.

Es kommt wenig darauf an, wie wir schreiben: aber viel, wie wir denken. Und Sie wollen doch wohl nicht behaupten, daß unter verblumten, bilderreichen Worten notwendig ein schwanker, schiefer Sinn liegen muß? daß niemand richtig und bestimmend denken kann, als wer sich des eigentlichsten, gemeinsten, plattesten Ausdrucks bedient? daß, den kalten, symbolischen Ideen auf irgend eine Art etwas von der Wärme und dem Leben natürlicher Zeichen zu geben suchen, der Wahrheit schlechterdings schade?

Wie lächerlich, die Tiefe einer Wunde nicht dem scharfen, sondern dem blanken Schwerte zuzuschreiben! Wie lächerlich also auch, die Überlegenheit, welche die Wahrheit einem Gegner über uns gibt, einem blendenden Stile desselben zuzuschreiben! Ich kenne keinen blendenden Stil, der seinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnt. Wahrheit allein gibt echten Glanz und muß auch bei Spotterei und Posse, wenigstens als Folie, unterliegen.

Also von der, von der Wahrheit lassen Sie uns sprechen, und nicht vom Stil. — Ich gebe den meinen aller Welt preis, und freilich mag ihn das Theater ein wenig verdorben haben. Ich kenne den Hauptfehler sehr wohl, der ihn von so manchen andern Stilen auszeichnen soll und alles, was zu merklich auszeichnet, ist Fehler. Aber es fehlt nicht viel, daß ich nicht, wie Ovid, die Kunstrichter, die ihn von allen seinen Fehlern säubern wollten, gerade für diesen einzigen um Schonung anflehen möchte. Denn er ist nicht sein Fehler: er ist seine Erbsünde. Nämlich, er verweilt sich bei seinen Metaphern, spinnt sie häufig zu Gleichnissen und malt gar zu gern mit unter eine Allegorie aus, wodurch er sich nicht selten in allzuentfernte und leicht umzuformende *tertia comparationis* verwickelt. Diesen Fehler mögen auch gar wohl meine dramatische Arbeiten mit verstarzt haben. denn die Sorge für den Dialog gewohnt uns, auf jeden verblumten Ausdruck ein scharfes Auge zu haben, weil es wohl gewiß ist, daß in den wirklichen Gesprächen des Umganges, deren Lauf selten die Vernunft und fast immer die Einbildung steuert, die mehresten Übergänge aus den Metaphern hergenommen werden, welche der eine oder andere braucht. Diese Erscheinung allein, in der Nachahmung gehörig beobachtet, gibt dem Dialog Geschmeidigkeit und Wahrheit. Aber wie lange und genau muß man denn auch eine Metapher oft betrachten, ehe man den

Strom in ihr entdeckt, der uns am besten weiter bringen kann! Und so wäre es ganz natürlich, daß das Theater eben nicht den besten prosaischen Schriftsteller bilde. Ich denke sogar, selbst Cicero, wenn er ein besserer Dialogist gewesen wäre, wurde in seinen übrigen in eins fortlaufenden Schriften so wunderbar nicht sein. In diesen bleibt die Richtung der Gedanken immer die nämliche, die sich in dem Dialog alle Augenblicke verändert. Jene erfordern einen gesetzten, immer gleichen Schritt, dieser verlangt mitunter Sprünge – und selten ist ein hoher Springer ein guter, ebener Tänzer.

Aber, Herr Hauptpastor, das ist mein Stil, und mein Stil ist nicht meine Logik. – Doch ja! Allerdings soll auch meine Logik sein, was mein Stil ist – eine Theaterlogik. So sagen Sie. Aber sagen Sie, was Sie wollen – die gute Logik ist immer die nämliche, man mag sie anwenden, worauf man will. Sogar die Art, sie anzuwenden, ist überall die nämliche. Wer Logik in einer Komödie zeigt, dem wurde sie gewiß auch zu einer Predigt nicht entstehen. so wie der, dem sie in einer Predigt mangelt, nimmermehr mit ihrer Hülfe auch eine nur ertragliche Komödie zu Stande bringen würde, und wenn er der unerschöpflichste Spaßvogel unter der Sonne wäre. Glauben Sie, daß Pater Abraham gute Komödien gemacht hatte? Gewiß nicht, denn seine Predigten sind allzu elend. Aber wer zweifelt wohl, daß *Molière* und *Shakespeare* vortreffliche Predigten gemacht und gehalten hatten, wenn sie, anstatt des Theaters, die Kanzel hatten besteigen wollen?

Als Sie, Herr Hauptpastor, den guten Schlosser wegen seiner Komödien so erbaulich verfolgten, fiel eine doppelte Frage vor. Die eine darf ein Prediger Komödien machen? Hierauf antwortete ich: warum nicht? wenn er kann. Die zweite: darf ein Komödien-schreiber Predigten machen? Und darauf war meine Antwort: warum nicht? wenn er will. –

Doch wozu alles dieses Geschwätz? Was gehen mich jetzt die Arm-seligkeiten des Stils und Theaters an, jetzt, da ein so schreckliches Halsgericht über mich verhängen wird? – Da steht er, mein unbarmherziger Anklager, und wiehert Blut und Verdammung – und ich, einfaltiger Tropf, stehe bei ihm und lese ihm ruhig die Federn vom Kleide. –

Ich muß, ich muß entbrennen, – oder meine Gelassenheit selbst, meine Kalte selbst, machen mich des Vorwurfs wert.

Wie, Herr Hauptpastor? Sie haben die Unverschämtheit, mir mittelbare und unmittelbar feindselige Angriffe auf die christliche Religion Schuld zu geben? Was hindert mich, in die Welt zu schreiben, daß alle die heterodoxen Dinge, die Sie jetzt an mir verdammen, ich ehe-

dem aus Ihrem eigenen Munde gehört und gelernt habe? Was hindert mich? Eine Unwahrheit wäre der andern wert. Daß ich Ihre Stürn nicht habe, das allein hindert mich. Ich unterstehe mich nicht zu sagen, was ich nicht erweisen kann – und Sie – Sie tun alle sieben Tage, was Sie nur einen Tag in der Woche tun sollten. Sie schwatzen, verleumden und poltern für Beweis und Eviktion mag die Kanzel sorgen.

Und die einen so infamierenden Titel fuhret, – was enthält diese Goezische Scharteke? Nichts enthält sie, als elende Rezensionen, die in den „Freiwilligen Beiträgen“ schon stehen oder wert sind darin zu stehen. Doch ja, sie enthält auch einen zum dritten Male aufgewarmten Brei, den ich längst der Katze vorgesetzt habe. Und dennoch sollen und müssen sich des Herrn Hauptpastors liebe Kinder in Christo diesen beschnuffelten, beleckten Brei wieder in den Mund schmieren lassen.

Ist es von einem rechtschaffenen Gelehrten – ich will nicht sagen, von einem Theologen – begreiflich, daß er, unter einem solchen Titel, widerlegte Beschuldigungen nochmals in die Welt schickt, ohne auf ihre Widerlegung die geringste Rücksicht zu nehmen? – „So hat er denn wohl von dieser Widerlegung nichts gewußt?“ – O doch! er weiß sehr wohl, daß sie vorhanden ist, er hat davon gehört, nur gelesen hat er sie noch nicht, und nach dem Feste wird es sich zeigen, ob er es für nötig findet, darauf zu antworten. –

Und inzwischen, Herr Hauptpastor, inzwischen haben Sie dennoch die Grausamkeit, Ihre Beschuldigungen zu wiederholen? in diesem gescharften Tone zu wiederholen? – Also sind Sie allwissend? – Also sind Sie untrüglich? – Also kann schlechterdings in meiner Widerlegung nichts stehen, was mich in einem unschuldigen Lichte zeigte? was Sie, einen Teil Ihrer Klage zurückzunehmen, bewegen konnte? Also, wie Sie eine Sache einmal ansehen, so, vollkommen so, sind Sie gewiß, daß Sie dieselbe von nun an bis in Ewigkeit ansehen werden?

In diesem einzigen Zuge, Herr Hauptpastor, stehen Sie mir ganz da, wie Sie leiben und leben. Sie haben vor dem Feste nicht Zeit, die Verteidigung des Beklagten zu hören. Sie wiederholen die Anklage und schlagen seinen Namen getrost an Galgen. Nach dem Feste, nach dem Feste, werden Sie schon sehen, ob auf seine Verteidigung der Name wieder abzunehmen ist, oder nicht!

Gegen einen solchen Mann wäre es möglich, die geringste Achtung beizubehalten? – Einem dritten: vielleicht. Aber nicht dem, nach dessen Kopfe diese Steine zielen. Gegen einen solchen Mann sollte es nicht hinwiederum erlaubt sein, sich aller Arten von Waffen zu bedienen? Welche Waffen können meuchelmörderischer sein, als sein Verfahren ist?

Gleichwohl, Herr Hauptpastor, befurchten Sie von mir nur nicht, daß ich die Grenzen der Wiedervergeltung überschreiten werde. Ich werde diese Grenzen noch lange nicht berühren, wenn ich von Ihnen auch noch so hohnend, auch noch so verachtend, auch noch so wegwerfend schreibe. Sie können einen ungesitteten Gegner vielleicht an mir finden aber sicherlich keinen unmoralischen

Dieser Unterschied, zwischen ungesittet und unmoralisch, der sehr wichtig ist, obgleich beide Wörter, ihrer Abkunft nach, vollkommen das nämliche bedeuten mußten, soll ewig unter uns bleiben. Nur Ihre unmoralische Art zu disputieren will ich in ihr möglichstes Licht zu setzen suchen, sollte es auch nicht anders als auf die ungesitteteste Weise geschehen können.

Itzt ist mein Bogen voll; und mehr als einen Bogen sollen Sie auf einmal von mir nicht erhalten. Es ist erlaubt, Ihnen den Eimer faulen Wassers, in welchem Sie mich ersaufen wollen, tropfenweise auf den entbloßten Scheitel fallen zu lassen.

ERNST UND FALK

GESPRACHE FÜR FREIMAURER

Sr Durchlaucht dem Herzoge Ferdinand

Durchlauchtigster Herzog,

Auch ich war an der Quelle der Wahrheit und schopfte. Wie tief ich geschöpft habe, kann nur der beurteilen, von dem ich die Erlaubnis erwarte, noch tiefer zu schöpfen — Das Volk lechzet schon lange und vergeht vor Durst —

Ew Durchlaucht

untertänigster Knecht

Vorrede eines Dritten

Wenn nachstehende Blätter die wahre Ontologie der Freimaurerei nicht enthalten, so ware ich begierig zu erfahren, in welcher von den unzähligen Schriften, die sie veranlaßt hat, ein mehr bestimmter Begriff von ihrer Wesenheit gegeben werde

Wenn aber die Freimaurer alle, von welchem Schlage sie auch immer sein mögen, gern einräumen werden, daß der hier angezeigte Gesichtspunkt der einzige ist, aus welchem — sich nicht einem bloden Auge ein bloßes Phantom zeigt, — sondern gesunde Augen eine wahre Gestalt erblicken, so durfte nur noch die Frage entstehen, warum man nicht längst so deutlich mit der Sprache herausgegangen sei

Auf diese Frage ware vielerlei zu antworten. Doch wird man schwerlich eine andere Frage finden, die mit ihr mehr Ähnlichkeit habe, als die: warum in dem Christentume die systematischen Lehrbücher so spät entstanden sind? warum es so viele und gute Christen gegeben hat, die ihren Glauben auf eine verständliche Art weder angeben konnten noch wollten?

Auch wäre dieses im Christentume noch immer zu früh geschehen, indem der Glaube selbst vielleicht wenig dabei gewonnen wenn sich Christen nur nicht hätten einfallen lassen, ihn auf eine ganz widersinnige Art angeben zu wollen.

Man mache hiervon die Anwendung selbst.

Erstes Gespräch

ERNST Woran denkst du, Freund?

FALK An nichts

ERNST Aber du bist so still

FALK. Eben darum Wer denkt, wenn er genießt? Und ich genieße des erquickenden Morgens

ERNST Du hast recht, und du hattest mir meine Frage nur zurückgeben dürfen.

FALK Wenn ich an etwas dachte, wurde ich darüber sprechen Nichts geht über das Laut-denken mit einem Freunde.

ERNST: Gewiß

FALK Hast du des schönen Morgens schon genug genossen, fällt dir etwas ein, so sprich du! Mir fällt nichts ein

ERNST Gut das! – Mir fällt ein, daß ich dich schon längst um etwas fragen wollen.

FALK: So frage doch!

ERNST Ist es wahr, Freund, daß du ein Freimäurer bist?

FALK Die Frage ist eines, der keiner ist.

ERNST. Freilich! – Aber antworte mir gerader zu. – Bist du ein Freimaurer?

FALK Ich glaube es zu sein

ERNST: Die Antwort ist eines, der seiner Sache eben nicht gewiß ist.

FALK O doch! Ich bin meiner Sache so ziemlich gewiß.

ERNST: Denn du wirst ja wohl wissen, ob und wenn und wo und von wem du aufgenommen worden.

FALK Das weiß ich allerdings, aber das wurde so viel nicht sagen wollen.

ERNST. Nicht?

FALK: Wer nimmt nicht auf, und wer wird nicht aufgenommen!

ERNST Erkläre dich.

FALK Ich glaube ein Freimäurer zu sein, nicht sowohl, weil ich von älteren Maurern in einer gesetzlichen Loge aufgenommen worden, sondern weil ich einsehe und erkenne, was und warum die Freimaurerei ist, wenn und wo sie gewesen, wie und wodurch sie befördert oder gehindert wird.

ERNST: Und druckst dich gleichwohl so zweifelhaft aus? – „Ich glaube einer zu sein!“

FALK. Dieses Ausdrucks bin ich nun so gewohnt. Nicht zwar, als ob ich Mangel an eigner Überzeugung hatte, sondern weil ich nicht gern mich jemanden gerade in den Weg stellen mag.

ERNST: Du antwortest mir als einem Fremden.

FALK Fremder oder Freund!

ERNST Du bist aufgenommen, du weißt alles —

FALK Andere sind auch aufgenommen und glauben zu wissen.

ERNST Konntest du denn aufgenommen sein, ohne zu wissen, was du weißt?

FALK Leider!

ERNST Wieso?

FALK Weil viele, welche aufnehmen, es selbst nicht wissen, die wenigen aber, die es wissen, es nicht sagen können.

ERNST Und konntest du denn wissen, was du weißt, ohne aufgenommen zu sein?

FALK Warum nicht? — Die Freimaurerei ist nichts Willkürliches, nichts Entbehrliches, sondern etwas Notwendiges, das in dem Wesen des Menschen und der burgerlichen Gesellschaft gegründet ist. Folglich muß man auch durch eignes Nachdenken ebenso wohl darauf verfallen können, als man durch Anleitung darauf geführet wird.

ERNST Die Freimaurerei ware nichts Willkürliches? — Hat sie nicht Worte und Zeichen und Gebrauche, welche alle anders sein konnten und folglich willkürlich sind?

FALK Das hat sie. Aber diese Worte und diese Zeichen und diese Gebrauche sind nicht die Freimaurerei.

ERNST Die Freimaurerei ware nichts Entbehrliches? — Wie machten es denn die Menschen, als die Freimaurerei noch nicht wahr?

FALK Die Freimaurerei war immer.

ERNST Nun, was ist sie denn, diese notwendige, diese unentbehrliche Freimaurerei?

FALK Wie ich dir schon zu verstehen gegeben: — Etwas, das selbst die, die es wissen, nicht sagen können.

ERNST Also ein Unding.

FALK: Übereile dich nicht!

ERNST Wovon ich einen Begriff habe, das kann ich auch mit Worten ausdrucken.

FALK Nicht immer, und oft wenigstens nicht so, daß andre durch die Worte vollkommen ebendenselben Begriff bekommen, den ich dabei habe.

ERNST Wenn nicht vollkommen ebendenselben, doch einen etwanigen.

FALK Der etwanige Begriff wäre hier unnutz oder gefährlich. Unnutz, wenn er nicht genug, und gefährlich, wenn er das Geringste zu viel enthielte.

ERNST: Sonderbar! — Da also selbst die Freimaurer, welche das Geheimnis ihres Ordens wissen, es nicht wortlich mitteilen können, wie breiten sie denn gleichwohl ihren Orden aus?

FALK: Durch Taten. — Sie lassen gute Männer und Junglinge, die sie ihres näheren Umgangs würdigen, ihre Taten vermuten, erraten, — sehen, soweit sie zu sehen sind, diese finden Geschmack daran und tun ähnliche Taten.

ERNST: Taten? Taten der Freimaurer? — Ich kenne keine andere als ihre Reden und Lieder, die meistens schöner gedruckt als gedacht und gesagt sind

FALK: Das haben sie mit mehreren Reden und Liedern gemein.

ERNST: Oder soll ich das für ihre Taten nehmen, was sie in diesen Reden und Liedern von sich rühmen?

FALK: Wenn sie es nicht bloß von sich rühmen.

ERNST: Und was rühmen sie denn von sich? — Lauter Dinge, die man von jedem guten Menschen, von jedem rechtschaffnen Bürger erwartet — Sie sind so freundschaftlich, so guttätig, so gehorsam, so voller Vaterlandsliebe!

FALK: Ist denn das nichts?

ERNST: Nichts! — um sich dadurch von andern Menschen auszuzeichnen — Wer soll das nicht sein?

FALK: Soll!

ERNST: Wer hat, dieses zu sein, nicht auch außer der Freimaurerei Antrieb und Gelegenheit genug?

FALK: Aber doch in ihr und durch sie einen Antrieb mehr!

ERNST: Sage mir nichts von der Menge der Antriebe. Lieber einem einzigen Antriebe alle mögliche intensive Kraft gegeben! — Die Menge solcher Antriebe ist wie die Menge der Räder in einer Maschine. Je mehr Räder, deso wandelbarer.

FALK: Ich kann dir das nicht widersprechen

ERNST: Und was für einen Antrieb mehr! — Der alle andre Antriebe verkleinert, verdächtig macht, sich selbst für den stärksten und besten ausgibt!

FALK: Freund, sei billig! — Hyperbel, Quidproquo jener schalen Reden und Lieder! Probewerk! Jüngerarbeit!

ERNST: Das will sagen: Bruder Redner ist ein Schwätzer.

FALK: Das will nur sagen. Was Bruder Redner an den Freimaurern preiset, das sind nun freilich ihre Taten eben nicht. Denn Bruder Redner ist wenigstens kein Plauderer, und Taten sprechen von selbst.

ERNST. Ja nun merke ich, worauf du zielest. Wie konnten sie mir nicht gleich einfallen diese Taten, diese sprechende Taten! Fast mochte ich sie schreiende nennen. Nicht genug, daß sich die Freimaurer einer den andern unterstützen, auf das kraftigste unterstützen, denn das wäre nur die notwendige Eigenschaft einer jeden Bande. Was tun sie nicht für das gesamte Publikum eines jeden Staats, dessen Glieder sie sind!

FALK. Zum Exempel? – Damit ich doch hore, ob du auf der rechten Spur bist.

ERNST. Z. E. die Freimaurer in Stockholm! – Haben sie nicht ein großes Findelhaus errichtet?

FALK. Wenn die Freimaurer in Stockholm sich nur auch bei einer andern Gelegenheit tath erwiesen haben.

ERNST. Bei welcher andern?

FALK. Bei sonst andern, meine ich.

ERNST. Und die Freimaurer in Dresden! die arme junge Mädchen mit Arbeit beschafften, sie kloppeln und stücken lassen, – damit das Findelhaus nur kleiner sein durfe.

FALK. Ernst! Du weißt wohl, wenn ich dich deines Namens erinnere.

ERNST. Ohne alle Glößen dann – Und die Freimaurer in Braunschweig! die arme, fähige Knaben im Zeichnen unterrichten lassen.

FALK. Warum nicht?

ERNST. Und die Freimaurer in Berlin! die das Basedowsche Philanthropin unterstützen.

FALK. Was sagst du? – Die Freimaurer? Das Philanthropin? unterstützen? – Wer hat dir das aufgebunden?

ERNST. Die Zeitung hat es ausposaunet.

FALK. Die Zeitung? – Da mußte ich Basedows eigenhandige Quittung sehen. Und mußte gewiß sein, daß die Quittung nicht an Freimaurer in Berlin, sondern an die Freimaurer geichtet ware.

ERNST. Was ist das? – Billigst du denn Basedows Institut nicht?

FALK. Ich nicht? Wer kann es mehr billigen?

ERNST. So wirst du ihm ja diese Unterstützung nicht mißgonnen?

FALK. Mißgonnen? – Wer kann ihm alles Gute mehr gönnen als ich?

ERNST. Nun dann! – Du wirst mir unbegreiflich.

FALK. Ich glaube wohl. Dazu habe ich unrecht. – Denn auch die Freimaurer können etwas tun, was sie nicht als Freimaurer tun.

ERNST. Und soll das von allen auch ihren übrigen guten Taten gelten?

FALK: Vielleicht! – Vielleicht, daß alle die guten Taten, die du mir da genannt hast, um mich eines scholastischen Ausdrucks, der Kurze wegen, zu bedienen, nur ihre Taten ad extra sind

ERNST: Wie meinst du das?

FALK: Nur ihre Taten, die dem Volke in die Augen fallen, – nur Taten, die sie bloß deswegen tun, damit sie dem Volk in die Augen fallen sollen.

ERNST: Um Achtung und Duldung zu genießen?

FALK: Könnte wohl sein

ERNST: Aber ihre wahren Taten denn? – Du schweigst?

FALK: Wenn ich dir nicht schon geantwortet hatte? – Ihre wahren Taten sind ihr Geheimnis

ERNST: Ha, ha! Also auch nicht erklärbar durch Worte?

FALK: Nicht wohl! – Nur soviel kann und darf ich dir sagen. Die wahren Taten der Freimäurer sind so groß, so weit aussehend, das ganze Jahrhunderte vergehen können, ehe man sagen kann Das haben sie getan! Gleichwohl haben sie alles Gute getan, was noch in der Welt ist, – merke wohl, in der Welt! – Und fahen fort, an alle dem Guten zu arbeiten, was noch in der Welt werden wird, – merke wohl, in der Welt.

ERNST: O geh! Du hast mich zum besten.

FALK: Wahrlich nicht – Aber sieh! dort fliegt ein Schmetterling, den ich haben muß. Es ist der von der Wolfmilchsräupe. – Geschwind sage ich dir nur noch: die wahren Taten der Freimäurer zielen dahin, um größtenteils alles, was man gemeiniglich gute Taten zu nennen pflegt, entbehrlich zu machen.

ERNST: Und sind doch auch gute Taten?

FALK: Es kann keine bessere geben. – Denke einen Augenblick darüber nach! Ich bin gleich wieder bei dir.

ERNST: Gute Taten, welche darauf zielen, gute Taten entbehrlich zu machen? – Das ist ein Ratsel. Und über ein Ratsel denke ich nicht nach – Lieber lege ich mich indes unter den Baum und sehe den Ameisen zu.

Zweites Gespräch

ERNST: Nun? wo bleibst du denn? Und hast den Schmetterling doch nicht?

FALK: Er lockte mich von Strauch zu Strauch, bis an den Bach. – Auf einmal war er herüber.

ERNST: Ja, ja. Es gibt solche Locker!

FALK: Hast du nachgedacht?

ERNST: Über was? Über dein Ratsel? – Ich werde ihn auch nicht fangen, den schönen Schmetterling! Darum soll er mir aber auch weiter keine Muhe machen – Einmal von der Freimaurerei mit dir gesprochen und nie wieder! Denn ich sehe ja wohl, du bist wie sie alle

FALK: Wie sie alle? Das sagen diese alle nicht.

ERNST: Nicht? So gibt es ja wohl auch Ketzer unter den Freimaurern? Und du wärest einer. – Doch alle Ketzer haben mit den Rechtgläubigen immer noch etwas gemein. Und davon sprach ich.

FALK: Wovon sprachst du?

ERNST: Rechtgläubige oder ketzerische Freimaurer – sie alle spielen mit Worten und lassen sich fragen und antworten, ohne zu antworten.

FALK: Meinst du? – Nun wohl, so laß uns von etwas anderm reden! Denn einmal hast du mich aus dem behaglichen Zustande des stummen Staunens gerissen –

ERNST: Nichts ist leichter, als dich in diesen Zustand wieder zu versetzen – Laß dich nur hier bei mir nieder und sieh!

FALK: Was denn?

ERNST: Das Leben und Weben auf und in und um diesen Ameisenhaufen Welche Geschäftigkeit, und doch welche Ordnung! Alles trägt und schleppt und schiebt, und keines ist dem andern hinderlich Sieh nur! Sie helfen einander sogar

FALK: Die Ameisen leben in Gesellschaft wie die Bienen.

ERNST: Und in einer noch wunderbarem Gesellschaft als die Bienen. Denn sie haben niemand unter sich, der sie zusammenhält und regieret.

FALK: Ordnung muß also doch auch ohne Regierung bestehen können.

ERNST: Wenn jedes Einzelne sich selbst zu regieren weiß, warum nicht?

FALK: Ob es wohl auch einmal mit dem Menschen dahin kommen wird?

ERNST: Wohl schwerlich!

FALK: Schade!

ERNST: Jawohl!

FALK: Steh auf und laß uns gehen! Denn sie werden dich bekriechen, die Ameisen, und eben fällt auch mir etwas bei, was ich bei dieser Gelegenheit dich doch fragen muß – Ich kenne deine Gesinnungen darüber noch gar nicht.

ERNST: Worüber?

FALK: Über die burgerliche Gesellschaft des Menschen überhaupt. – Wofür haltest du sie?

ERNST: Für etwas sehr Gutes.

FALK: Ohnstreitig – Aber haltest du sie für Zweck oder für Mittel?

ERNST: Ich verstehe dich nicht

FALK: Glaubst du, daß die Menschen für die Staaten erschaffen werden? oder daß die Staaten für die Menschen sind?

ERNST: Jenes scheinen einige behaupten zu wollen. Dieses aber mag wohl das Wahrere sein.

FALK: So denke ich auch. – Die Staaten vereinigen die Menschen, damit durch diese und in dieser Vereinigung jeder einzelne Mensch seinen Teil von Glückseligkeit desto besser und sicher genießen könne – Das Totale der einzeln Glückseligkeiten aller Glieder ist die Glückseligkeit des Staats. Außer dieser gibt es gar keine. Jede andere Glückseligkeit des Staats, bei welcher auch noch so wenig einzelne Glieder leiden und leiden müssen, ist Bemanterung der Tyrannei. Anders nichts!

ERNST: Ich möchte das nicht so laut sagen.

FALK: Warum nicht?

ERNST: Eine Wahrheit, die jeder nach seiner eignen Lage beurteilt, kann leicht gemißbraucht werden

FALK: Weißt du, Freund, daß du schon ein halber Freimaurer bist?

ERNST: Ich?

FALK: Du. Denn du erkennst ja schon Wahrheiten, die man besser verschweigt

ERNST: Aber doch sagen konnte.

FALK: Der Weise kann nicht sagen, was er besser verschweigt.

ERNST: Nun, wie du willst! – Laß uns auf die Freimaurer nicht wieder zurückkommen. Ich mag ja von ihnen weiter nichts wissen.

FALK: Verzeih! – Du siehst wenigstens meine Bereitwilligkeit, dir mehr von ihnen zu sagen.

ERNST: Du spottest – Gut! das burgerliche Leben des Menschen, alle Staatsverfassungen sind nichts als Mittel zur menschlichen Glückseligkeit. Was weiter?

FALK: Nichts als Mittel! und Mittel menschlicher Erfindung, ob ich gleich nicht leugnen will, daß die Natur alles so eingerichtet, daß der Mensch sehr bald auf diese Erfindung geraten müssen.

ERNST: Dieses hat denn auch wohl gemacht, daß einige die burgerliche Gesellschaft für Zweck der Natur gehalten. Weil alles, unsere Leidenschaften und unsere Bedürfnisse, alles darauf führe,

sei sie folglich das letzte, worauf die Natur gehe. So schlossen sie. Als ob die Natur nicht auch die Mittel zweckmäßig hervorbringen müssen! Als ob die Natur mehr die Glückseligkeit eines abgezogenen Begriffs – wie Staat, Vaterland und dergleichen sind – als die Glückseligkeit jedes wirklichen einzeln Wesens zur Absicht gehabt hätte!

FALK Sehr gut! Du kommst mir auf dem rechten Wege entgegen. Denn nun sage mir, wenn die Staatsverfassungen Mittel, Mittel menschlicher Erfindungen sind, sollten sie allein von dem Schicksale menschlicher Mittel ausgenommen sein?

ERNST. Was nennst du Schicksale menschlicher Mittel?

FALK Das, was unzertrennlich mit menschlichen Mitteln verbunden ist, was sie von gottlichen unfehlbaren Mitteln unterscheidet.

ERNST Was ist das?

FALK Daß sie nicht unfehlbar sind. Daß sie ihrer Absicht nicht allein oftens nicht entsprechen, sondern auch wohl gerade das Gegenteil davon bewirken.

ERNST Ein Beispiel! Wenn dir eines einfällt.

FALK So sind Schiffahrt und Schiffe Mittel, in entlegene Lander zu kommen, und werden Ursache, daß viele Menschen nimmermehr dahin gelangen.

ERNST Die nämlich Schiffbruch leiden und ersaufen. Nun glaube ich dich zu verstehen – Aber man weiß ja wohl, woher es kommt, wenn so viel einzelne Menschen durch die Staatsverfassung an ihrer Glückseligkeit nichts gewinnen. Der Staatsverfassungen sind viele, eine ist also besser als die andere, manche ist sehr fehlerhaft, mit ihrer Absicht offenbar streitend, und die beste soll vielleicht noch erfunden werden.

FALK Das ungerechnet! Setze die beste Staatsverfassung, die sich nur denken läßt, schon erfunden; setze, daß alle Menschen in der ganzen Welt diese beste Staatsverfassung angenommen haben. meinst du nicht, daß auch dann noch, selbst aus dieser besten Staatsverfassung, Dinge entspringen müssen, welche der menschlichen Glückseligkeit höchst nachtheilig sind, und wovon der Mensch in dem Stande der Natur schlechterdings nichts gewußt hatte?

ERNST. Ich meine, wenn dergleichen Dinge aus der besten Staatsverfassung entsprangen, daß es sodann die beste Staatsverfassung nicht wäre.

FALK: Und eine bessere möglich wäre? – Nun, so nehme ich diese bessere als die beste an und frage das nämliche.

ERNST: Du scheinst mir hier bloß von vorneherein aus dem angenommenen Begriffe zu vernunfteln, daß jedes Mittel menschlicher Erfindung, wofür du die Staatsverfassungen samt und sonders erklarest, nicht anders als mangelhaft sein könne.

FALK. Nicht bloß.

ERNST. Und es würde dir schwer werden, eins von jenen nachtheiligen Dingen zu nennen —

FALK. Die auch aus der besten Staatsverfassung notwendig entspringen müssen? — O zehne für eines!

ERNST. Nur eines erst!

FALK. Wir nehmen also die beste Staatsverfassung für erfunden an, wir nehmen an, daß alle Menschen in der Welt in dieser besten Staatsverfassung leben. wurden deswegen alle Menschen in der Welt nur einen Staat ausmachen?

ERNST. Wohl schwerlich. Ein so ungeheurer Staat würde keiner Verwaltung fähig sein. Er mußte sich also in mehrere kleine Staaten verteilen, die alle nach den nämlichen Gesetzen verwaltet wurden.

FALK. Das ist die Menschen wurden auch dann noch Deutsche und Franzosen, Holländer und Spanier, Russen und Schweden sein, oder wie sie sonst heißen wurden.

ERNST. Ganz gewiß!

FALK. Nun, da haben wir ja schon eines. Denn nicht wahr, jeder dieser kleinern Staaten hatte sein eignes Interesse? und jedes Glied derselben hatte das Interesse seines Staats?

ERNST. Wie anders?

FALK. Diese verschiedene Interessen wurden ofters in Kollision kommen, so wie itzt, und zwei Glieder aus zwei verschiedenen Staaten wurden einander ebensowenig mit unbefangenen Gemut begegnen können, als itzt ein Deutscher einem Franzosen, ein Franzose einem Engländer begegnet.

ERNST. Sehr wahrscheinlich!

FALK. Das ist: wenn itzt ein Deutscher einem Franzosen, ein Franzose einem Engländer, oder umgekehrt, begegnet, so begegnet nicht mehr ein bloßer Mensch einem bloßen Menschen, die vermöge ihrer gleichen Natur gegeneinander angezogen werden, sondern ein solcher Mensch begegnet einem solchen Menschen, die ihrer verschiedenen Tendenz sich bewußt sind, welches sie gegeneinander kalt, zuruckhaltend, mißtrauisch macht, noch ehe sie für ihre einzelne Person das Geringste miteinander zu schaffen und zu teilen haben.

ERNST. Das ist leider wahr.

FALK. Nun, so ist es denn auch wahr, daß das Mittel, welches die Menschen vereiniget, um sie durch diese Vereinigung ihres Glückes zu versichern, die Menschen zugleich trennet.

ERNST. Wenn du es so verstehst.

FALK. Tritt einen Schritt weiter! Viele von den kleinern Staaten wurden ein ganz verschiedenes Klima, folglich ganz verschiedene Bedürfnisse und Befriedigungen, folglich ganz verschiedene Gewohnheiten und Sitten, folglich ganz verschiedene Sittenlehren, folglich ganz verschiedene Religionen haben. Meinst du nicht?

ERNST. Das ist ein gewaltiger Schritt!

FALK. Die Menschen wurden auch dann noch Juden und Christen und Turken und dergleichen sein.

ERNST. Ich getraue mir nicht, nein zu sagen.

FALK. Wurden sie das, so wurden sie auch, sie mochten heißen, wie sie wollten, sich untereinander nicht anders verhalten, als sich unsere Christen und Juden und Turken von jeher untereinander verhalten haben. Nicht als bloße Menschen gegen bloße Menschen, sondern als solche Menschen gegen solche Menschen, die sich einen gewissen geistigen Vorzug streitig machen und darauf Rechte gründen, die dem natürlichen Menschen nimmermehr einfallen konnten.

ERNST. Das ist sehr traurig, aber leider doch sehr vermutlich.

FALK. Nur vermutlich?

ERNST. Denn allenfalls dürfte ich doch, so wie du angenommen hast, daß alle Staaten einerlei Verfassung hatten, daß sie auch wohl alle einerlei Religion haben konnten. Ja, ich begreife nicht, wie einerlei Staatsverfassung ohne einerlei Religion auch nur möglich ist.

FALK. Ich ebensowenig. — Auch nahm ich jenes nur an, um deine Ausflucht abzuschneiden. Eines ist zuverlässig ebenso unmöglich als das andere. Ein Staat mehrere Staaten. Mehrere Staaten: mehrere Staatsverfassungen. Mehrere Staatsverfassungen. mehrere Religionen.

ERNST. Ja, ja, so scheint es.

FALK. So ist es. — Nun sieh da das zweite Unheil, welches die bürgerliche Gesellschaft, ganz ihrer Absicht entgegen, verursacht. Sie kann die Menschen nicht vereinigen, ohne sie zu trennen, nicht trennen, ohne Kluft zwischen ihnen zu befestigen, ohne Scheidemauern durch sie hin zu ziehen.

ERNST. Und wie schrecklich diese Kluft ist! wie unübersteiglich oft diese Scheidernauern!

FALK. Laß mich noch das Dritte hinzufügen – Nicht genug, daß die bürgerliche Gesellschaft die Menschen in verschiedene Völker und Religionen teilet und trennet – diese Trennung in wenige große Teile, deren jeder für sich ein Ganzes wäre, wäre doch immer noch besser als gar kein Ganzes – nein, die bürgerliche Gesellschaft setzt ihre Trennung auch in jedem dieser Teile gleichsam bis ins Unendliche fort.

ERNST Wieso?

FALK. Oder meinst du, daß ein Staat sich ohne Verschiedenheit von Ständen denken läßt? Er sei gut oder schlecht, der Vollkommenheit mehr oder weniger nahe, unmöglich können alle Glieder desselben unter sich das nämliche Verhältnis haben. – Wenn sie auch alle an der Gesetzgebung Anteil haben, so können sie doch nicht gleichen Anteil haben, wenigstens nicht gleich unmittelbaren Anteil. Es wird also vornehmere und geringere Glieder geben – Wenn anfangs auch alle Besitzungen des Staats unter sie gleich verteilt worden, so kann diese gleiche Verteilung doch keine zwei Menschenalter bestehen. Einer wird sein Eigentum besser zu nutzen wissen als der andere. Einer wird sein schlechter genutztes Eigentum gleichwohl unter mehrere Nachkommen zu verteilen haben als der andere. Es wird also reichere und armere Glieder geben.

ERNST. Das versteht sich.

FALK. Nun überlege, wieviel Übel es in der Welt wohl gibt, das in der Verschiedenheit der Stände seinen Grund nicht hat!

ERNST. Wenn ich dir doch widersprechen könnte! – Aber was hatte ich für Ursache, dir überhaupt zu widersprechen? – Nun ja! Die Menschen sind nur durch Trennung zu vereinigen! nur durch unaufhörliche Trennung in Vereinigung zu erhalten! Das ist nun einmal so. Das kann nun nicht anders sein.

FALK. Das sage ich eben!

ERNST. Also, was willst du damit? Mir das bürgerliche Leben dadurch verleiden? Mich wünschen machen, daß den Menschen der Gedanke, sich in Staaten zu vereinigen, nie möge gekommen sein?

FALK. Verkennst du mich so weit? – Wenn die bürgerliche Gesellschaft auch nur das Gute hätte, daß allein in ihr die menschliche Vernunft angebaut werden kann, ich würde sie auch bei weit größern Übeln noch segnen.

ERNST. Wer des Feuers genießen will, sagt das Sprichwort, muß sich den Rauch gefallen lassen

FALK. Allerdings! – Aber weil der Rauch bei dem Feuer unvermeidlich ist, durfte man darum keinen Rauchfang erfinden? Und der den Rauchfang erfand, war der darum ein Feind des Feuers? – Sieh, dahin wollte ich

ERNST. Wohin? – Ich verstehe dich nicht

FALK. Das Gleichnis war doch sehr passend – – Wenn die Menschen nicht anders in Staaten vereinigt werden konnten als durch jene Trennungen werden sie darum gut, jene Trennungen?

ERNST. Das wohl nicht

FALK. Werden sie darum heilig, jene Trennungen?

ERNST. Wie heilig?

FALK. Daß es verboten sein sollte, Hand an sie zu legen?

ERNST. In Absicht... ?

FALK. In Absicht, sie nicht großer einreißen zu lassen, als die Notwendigkeit erfordert. In Absicht, ihre Folgen so unschädlich zu machen als möglich.

ERNST. Wie konnte das verboten sein?

FALK. Aber geboten kann es doch auch nicht sein, durch burgerliche Gesetze nicht geboten! – Denn burgerliche Gesetze erstrecken sich nie über die Grenzen ihres Staats. Und dieses wurde nun gerade außer den Grenzen aller und jeder Staaten liegen – Folglich kann es nur ein opus supererogatum sein, und es wäre bloß zu wünschen, daß sich die Weisesten und Besten eines jeden Staats diesem opus supererogato freiwillig unterzogen.

ERNST. Bloß zu wünschen, aber recht sehr zu wünschen.

FALK. Ich dachte! Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben mochte, die über die Vorurteile der Volkerschaft hinweg waren und genau wußten, wo Patriotismus Tugend zu sein aufhoret

ERNST. Recht sehr zu wünschen!

FALK. Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben mochte, die dem Vorurteile ihrer angeborenen Religion nicht unterlagen, nicht glaubten, daß alles notwendig gut und wahr sein müsse, was sie für gut und wahr erkennen.

ERNST. Recht sehr zu wünschen!

FALK. Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben mochte, welche burgerliche Hoheit nicht blendet und burgerliche Geringfügigkeit nicht ekelte, in deren Gesellschaft der Hohe sich gern herabläßt und der Geringe sich dreist erhebet.

ERNST. Recht sehr zu wünschen!

FALK Und wenn er erfüllt wäre, dieser Wunsch?

ERNST Erfüllt? – Es wird freilich hier und da, dann und wann einen solchen Mann geben.

FALK: Nicht bloß hier und da, nicht bloß dann und wann

ERNST Zu gewissen Zeiten, in gewissen Ländern auch mehrere.

FALK Wie, wenn es dergleichen Männer itzt überall gabe? zu allen Zeiten nun ferner geben mußte?

ERNST Wollte Gott!

FALK Und diese Männer nicht in einer unwirksamen Zerstreuung lebten? nicht immer in einer unsichtbaren Kirche?

ERNST: Schöner Traum!

FALK Daß ich es kurz mache – und diese Männer die Freimaurer waren?

ERNST: Was sagst du?

FALK Wie, wenn es die Freimaurer waren, die sich mit zu ihrem Geschäfte gemacht hatten, jene Trennungen, wodurch die Menschen einander so fremd werden, so eng als möglich wieder zusammenzuziehen?

ERNST Die Freimaurer?

FALK Ich sage. mit zu ihrem Geschäfte.

ERNST Die Freimaurer?

FALK Ach, verzeih! – Ich hatt' es schon wieder vergessen, daß du von den Freimaurern weiter nichts horen willst – Dort winkt man uns eben zum Frühstücke Komm!

ERNST Nicht doch! – Noch einen Augenblick! – Die Freimaurer, sagst du –

FALK Das Gespräch brachte mich wider Willen auf sie zurück. Verzeih! – Komm! Dort in der großen Gesellschaft werden wir bald Stoff zu einer tauglichen Unterredung finden. Komm!

Drittes Gespräch

ERNST Du bist mir den ganzen Tag im Gedrange der Gesellschaft ausgewichen. Aber ich verfolge dich in dein Schlafzimmer.

FALK Hast du mir so etwas Wichtiges zu sagen? Der bloßen Unterhaltung bin ich auf heute müde.

ERNST: Du spottest meiner Neugierde.

FALK: Deiner Neugierde?

ERNST: Die du diesen Morgen so meisterhaft zu erregen wußtest.

FALK Wovon sprachen wir diesen Morgen?

ERNST: Von den Freimaurern.

FALK Nun? – Ich habe dir im Rausche des Pyrmonter doch nicht das Geheimnis verraten?

ERNST Das man, wie du sagst, gar nicht verraten kann.

FALK Nun freilich; das beruhigt mich wieder

ERNST Aber du hast mir doch über die Freimäurer etwas gesagt, das mir unerwartet war, das mir auffiel, das mich denken machte

FALK Und was war das?

ERNST. O quale mich nicht! – Du erinnerst dich dessen gewiß.

FALK Ja, es fällt mir nach und nach wieder ein. – Und das war es, was dich den ganzen langen Tag unter deinen Freunden und Freundinnen so abwesend machte?

ERNST Das war es! – Und ich kann nicht einschlafen, wenn du mir wenigstens nicht noch eine Frage beantwortest.

FALK Nach dem die Frage sein wird.

ERNST Woher kannst du mir aber beweisen, wenigstens nur wahrscheinlich machen, daß die Freimäurer wirklich jene große und würdige Absichten haben?

FALK Habe ich dir von ihren Absichten gesprochen? Ich wußte nicht. – Sondern da du dir gar keinen Begriff von den wahren Taten der Freimaurer machen konntest, habe ich dich bloß auf einen Punkt aufmerksam machen wollen, wo noch so vieles geschehen kann, wovon sich unsere staatsklugen Köpfe gar nichts trauen lassen – Vielleicht, daß die Freimaurer da herum arbeiten. – Vielleicht! da herum – Nur um dir dein Vorurteil zu benehmen, daß alle baubedurfige Plätze schon ausgefunden und besetzt, alle notige Arbeiten schon unter die erforderlichen Hände verteilt waren

ERNST Wende dich itzt, wie du willst – Genug, ich denke mir nun aus deinen Reden die Freimäurer als Leute, die es freiwillig über sich genommen haben, den unvermeidlichen Übeln des Staats entgegenzuarbeiten.

FALK Dieser Begriff kann den Freimäurern wenigstens keine Schande machen – Bleib dabei – Nur fasse ihn recht! Menge nichts hinein, was nicht hineingehoret! – Den unvermeidlichen Übeln des Staats! – Nicht dieses und jenes Staats Nicht den unvermeidlichen Übeln, welche – eine gewisse Staatsverfassung einmal angenommen – aus dieser angenommenen Staatsverfassung nun notwendig folgen. Mit diesen gibt sich der Freimaurer niemals ab, wenigstens nicht als Freimaurer. Die Linderung und Heilung dieser überlaßt er dem Bürger, der sich nach seiner Einsicht, nach seinem Mute,

auf seine Gefahr damit befassen mag Übel ganz andrer Art, ganz hoherer Art sind der Gegenstand seiner Wirksamkeit

ERNST Ich habe das sehr wohl begriffen – Nicht Übel, welche den mißvergnugten Bürger machen, sondern Übel, ohne welche auch der glücklichste Bürger nicht sein kann

FALK Recht! Diesen entgegen – wie sagtest du? – entgegenzuarbeiten?

ERNST Ja!

FALK Das Wort sagt ein wenig viel. – Entgegenarbeiten! – Um sie völlig zu heben? – Das kann nicht sein Denn man würde den Staat selbst mit ihnen zugleich vernichten – Sie müssen nicht einmal denen mit eins merklich gemacht werden, die noch gar keine Empfindung davon haben Höchstens diese Empfindung in dem Menschen von weiten veranlassen, ihr Aufkeimen begünstigen, ihre Pflanzen versetzen, begaten, beblatten – kann hier „entgegenarbeiten“ heißen. – Begreifst du nun, warum ich sagte, ob die Freimaurer schon immer tatig waren, daß Jahrhundertende dennoch vergehen konnten, ohne daß sich sagen lasse. Das haben sie getan?

ERNST Und verstehe auch nun den zweiten Zug des Ratsels – gute Taten, welche gute Taten entbehrlich machen sollen

FALK Wohl! – Nun geh und studiere jene Übel und lerne sie alle kennen und wage alle ihre Einflüsse gegeneinander ab und sei versichert, daß dir dieses Studium Dinge aufschließen wird, die in Tagen der Schwermut die niederschlagendsten, unaufloslichsten Einwurfe wider Vorsehung und Tugend zu sein scheinen. Dieser Aufschluß, diese Erleuchtung wird dich ruhig und glücklich machen – auch ohne Freimaurer zu heißen.

ERNST Du legest auf dieses heißen soviel Nachdruck.

FALK Weil man etwas sein kann, ohne es zu heißen.

ERNST Gut das! ich versteh' – aber auf meine Frage wieder zu kommen, die ich nur ein wenig anders einkleiden muß. Da ich sie doch nun kenne, die Übel, gegen welche die Freimaurerei angehet –

FALK: Du kennest sie?

ERNST: Hast du mir sie nicht selbst genannt?

FALK Ich habe dir einige zur Probe namhaft gemacht. Nur einige von denen, die auch dem kurzsichtigsten Auge einleuchten, nur einige von den unstreitigsten, weitumfassendsten. – Aber wie viele sind nicht noch übrig, die, ob sie schon nicht so einleuchten, nicht so unstreitig sind, nicht so viel umfassen, dennoch nicht weniger gewiß, nicht weniger notwendig sind!

ERNST: So laß mich meine Frage denn bloß auf diejenigen Stucke einschränken, die du mir selbst namhaft gemacht hast. – Wie beweisest du mir auch nur von diesen Stucken, daß die Freimaurer wirklich ihr Absehen darauf haben? – Du schweigst? – Du sinnest nach?

FALK: Wahrlich nicht dem, was ich auf diese Frage zu antworten hatte! – Aber ich weiß nicht, was ich mir für Ursachen denken soll, warum du mir diese Frage tust?

ERNST: Und du willst mir meine Frage beantworten, wenn ich dir die Ursachen derselben sage?

FALK: Das verspreche ich dir

ERNST: Ich kenne und fürchte deinen Scharfsinn.

FALK: Meinen Scharfsinn?

ERNST: Ich fürchte, du verkaufst mir deine Spekulation für Tatsache.

FALK: Sehr verbunden!

ERNST: Beleidiget dich das?

FALK: Vielmehr muß ich dir danken, daß du Scharfsinn nennest, was du ganz anders hattest benennen können

ERNST: Gewiß nicht. Sondern ich weiß, wie leicht der Scharfsinnige sich selbst betriegt, wie leicht er andern Leuten Plane und Absichten leiht und unterlegt, an die sie nie gedacht haben.

FALK: Aber woraus schließt man auf der Leute Plane und Absichten? Aus ihren einzeln Handlungen doch wohl?

ERNST: Woraus sonst? – Und hier bin ich wieder bei meiner Frage – Aus welchen einzeln, unstreitigen Handlungen der Freimaurer ist abzunehmen, daß es auch nur mit ihr Zweck ist, jene von dir benannte Trennung, welche Staat und Staaten unter den Menschen notwendig machen müssen, durch sich und in sich wieder zu vereinigen?

FALK: Und zwar ohne Nachteil dieses Staats und dieser Staaten.

ERNST: Desto besser! – Es brauchen auch vielleicht nicht Handlungen zu sein, woraus jenes abzunehmen. Wenn es nur gewisse Eigentümlichkeiten, Besonderheiten sind, die dahin leiten oder daraus entspringen – Von dergleichen mußt du sogar in deiner Spekulation ausgegangen sein, gesetzt, daß dein System nur Hypothese wäre.

FALK: Dein Mißtrauen äußert sich noch. – Aber ich hoffe, es soll sich verlieren, wenn ich dir ein Grundgesetz der Freimaurer zu Gemute führe.

ERNST: Und welches?

FALK Aus welchem sie nie ein Geheimnis gemacht haben. Nach welchem sie immer vor den Augen der ganzen Welt gehandelt haben
ERNST Das ist?

FALK Das ist, jeden würdigen Mann von gehoriger Anlage ohne Unterschied des Vaterlandes, ohne Unterschied der Religion, ohne Unterschied seines bürgerlichen Standes in ihren Orden aufzunehmen.

ERNST Wahrhaftig!

FALK Freilich scheint dieses Grundgesetze dergleichen Männer, die über jene Trennungen hinweg sind, vielmehr bereits vorauszusetzen, als die Absicht zu haben, sie zu bilden. Allein das Nitrum muß ja wohl in der Luft sein, ehe es sich als Salpeter an den Wänden anlegt

ERNST O ja!

FALK Und warum sollten die Freimaurer sich nicht hier einer gewöhnlichen List haben bedienen dürfen? – Daß man einen Teil seiner geheimen Absichten ganz offenbar treibt, um den Argwohn irre zu führen, der immer ganz etwas anders vermutet, als er sieht.

ERNST Warum nicht?

FALK Warum sollte der Künstler, der Silber machen kann, nicht mit altem Bruchsilber handeln, damit man so weniger argwohne, daß er es machen kann?

ERNST. Warum nicht?

FALK Ernst! – Horst du mich? – Du antwortest im Traume, glaub' ich

ERNST Nein, Freund! Aber ich habe genug, genug auf diese Nacht. Morgen mit dem frühsten kehre ich wieder nach der Stadt

FALK Schon? Und warum so bald?

ERNST Du kennst mich und fragst? Wie lange dauert deine Brunnenkur noch?

FALK Ich habe sie vorgestern erst angefangen.

ERNST So sehe ich dich vor dem Ende derselben noch wieder. – Lebe wohl! gute Nacht!

FALK Gute Nacht! lebe wohl!

Zur Nachricht

Der Funke hatte gezundet: Ernst ging und ward Freimaurer. Was er fürs erste da fand, ist der Stoff eines vierten und funften Gesprächs, mit welchem – sich der Weg scheidet.

ERNST UND FALK

GESPRACHE FÜR FREIMAURER

Fortsetzung

Vorrede eines Dritten

Der Verfasser der ersten drei Gespräche hatte diese Fortsetzung, wie man weiß, im Manuskripte zum Drucke fertig liegen, als derselbe höheren Orts einen bittenden Wink bekam, dieselbe nicht bekanntzumachen.

Vorher aber hatte er dies vierte und fünfte Gespräch einigen Freunden mitgeteilt, welche, vermutlich ohne seine Erlaubnis, Abschriften davon genommen hatten. Eine dieser Abschriften war dem itzigen Herausgeber durch einen sonderbaren Zufall in die Hände gefallen. Er bedauerte, daß soviel herrliche Wahrheiten unterdrückt werden sollten, und beschloß, das Manuskript, ohne Winke zu haben, drucken zu lassen.

Wenn die Begierde, Licht über so wichtige Gegenstände allgemeiner verbreitet zu sehen, nicht diese Freiheit hinlänglich entschuldigt, so laßt sich nichts weiter zur Verteidigung derselben sagen, als daß der Herausgeber kein aufgenommener Maurer ist.

Übrigens wird man doch finden, daß er aus Vorsicht und Achtung gegen einen gewissen Zweig dieser Gesellschaft einige Namen, welche ganz ausgeschrieben waren, bei der Herausgabe nicht genannt hat.

Viertes Gespräch

FALK: Ernst! Willkommen! Endlich wieder einmal! Ich habe meine Brunnenkur längst beschlossen.

ERNST: Und befindest dich wohl darauf? Ich freue mich.

FALK: Was ist das? Man hat nie ein „Ich freue mich“ ärgerlicher ausgesprochen.

ERNST: Ich bin es auch, und es fehlt wenig, daß ich es nicht über dich bin.

FALK: Über mich?

ERNST: Du hast mich zu einem albernen Schritte verleitet – Sieh her! – Gib mir deine Hand! – Was sagst du? – Du zuckst die Achseln? Das hatte mir noch gefehlt!

FALK Dich verleitet?

ERNST Es kann sein, ohne daß du es gewollt hast.

FALK Und soll doch Schuld haben

ERNST Der Mann Gottes spricht dem Volke von einem Lande, da Milch und Honig innen fließt, und das Volk soll sich nicht darnach sehnen? und soll über den Mann Gottes nicht murren, wenn er sie, anstatt in dieses gelobte Land, in durre Wusten führt?

FALK Nun, nun! Der Schade kann doch so groß nicht sein – Dazu sehe ich ja, daß du schon bei den Grabern unserer Vorfahren gearbeitet hast.

ERNST Aber sie waren nicht mit Flammen, sondern mit Rauch umgeben

FALK So warte, bis der Rauch sich verzieht, und die Flamme wird leuchten und warmen

ERNST Der Rauch wird mich ersticken, ehe mir die Flamme leuchtet, und warmen, sehe ich wohl, werden sich andere an ihr, die den Rauch besser vertragen können

FALK Du sprichst doch nicht von Leuten, die sich vom Rauch gern beißen lassen, wenn es nur der Rauch einer fremden fetten Küche ist?

ERNST Du kennst sie also doch?

FALK Ich habe von ihnen gehört

ERNST Umsomehr, was konnte dich bewegen, mich auf dies Eis zu führen? mir dazu Sachen vorzuspiegeln, deren Ungrund du nur allzuwohl wußtest?

FALK Dein Verdruß macht dich sehr ungerecht – Ich sollte mit dir von der Freimaurerei gesprochen haben, ohne es auf mehr als eine Art zu verstehen zu geben, wie unnutz es sei, daß jeder ehrliche Mann ein Freimaurer werde – wie unnutze nur? – ja, wie schädlich? –

ERNST: Das mag wohl sein.

FALK Ich sollte dir nicht gesagt haben, daß man die höchsten Pflichten der Maurerei erfüllen könne, ohne ein Freimaurer zu heißen?

ERNST. Vielmehr erinnere ich mich dessen – Aber du weißt ja wohl, wenn meine Phantasie einmal den Fittich ausbreitet, einen Schlag damit tut – kann ich sie halten? – Ich werfe dir nichts vor, als daß du ihr eine solche Lockspeise zeigtest. –

FALK: Die du zu erreichen doch auch sehr bald mude geworden – Und warum sagtest du mir nicht ein Wort von deinem Vorsatze?

ERNST: Wurdest du mich davon abgeraten haben?

FALK: Ganz gewiß! – Wer wollte einem raschen Knaben,

weil er dann und wann noch fällt, den Gängelwagen wieder einschwatzen? Ich mache dir kein Kompliment, du warst schon zu weit, um von da wieder abzugehen. Gleichwohl konnte man mit dir keine Ausnahme machen. Den Weg müssen alle betreten.

ERNST Es sollte mich auch nicht reuen, ihn betreten zu haben, wenn ich mir nur von dem noch übrigen Wege noch mehr zu versprechen hätte. Aber Verrostungen und wieder Verrostungen und nichts als Verrostungen!

FALK Wenn man dich doch schon verrostet! Und auf was verrostet man dich denn?

ERNST Du weißt ja wohl, auf die schottische Mäurerrei, auf den schottischen Ritter.

FALK Nun ja, ganz recht – Aber wessen hat sich denn der schottische Ritter zu trosten?

ERNST Wer das wußte!

FALK Und deinesgleichen, die andern Neulinge des Ordens, wissen denn die auch nichts?

ERNST O die! die wissen so viel! – Der eine will Gold machen, der andere will Geister beschworen, der dritte will die *** wieder herstellen – du lachelst – Und lachelst nur? –

FALK Was kann ich anders?

ERNST Unwillen bezeugen über solche Querköpfe!

FALK Wenn mich nicht eins mit ihnen wieder versöhnte.

ERNST Und was?

FALK Daß ich in allen diesen Träumereien Streben nach Wirklichkeit erkenne, daß sich aus allen diesen Irrwegen noch abnehmen läßt, wohin der wahre Weg geht.

ERNST Auch aus der Goldmacherei?

FALK Auch aus der Goldmacherei. Ob sich wirklich Gold machen läßt oder nicht machen läßt, gilt mir gleichviel. Aber ich bin sehr versichert, daß vernünftige Menschen nur in Rücksicht auf Freimaurerei es machen zu können wünschen werden. Auch wird der erste der beste, dem der Stein der Weisen zuteil wird, in dem nämlichen Augenblicke Freimäurer – Und es ist doch sonderbar, daß dieses alle Nachrichten bestätigen, mit welchen sich die Welt von wahren oder vermeinten Goldmachern trägt.

ERNST Und die Geister-Beschwörer?

FALK Von ihnen gilt ohngefahr das nämliche – Unmöglich können Geister auf die Stimme eines andern Menschen hören als eines Freimäurers.

ERNST Wie ernsthaft du solche Dinge sagen kannst! –

FALK Bei allem, was heilig ist! nicht ernsthafter, als sie sind.

ERNST Wenn das ware! – Aber endlich die neuen *** [Tempelherien], wenn Gott will?

FALK Vollends die!

ERNST Siehst du, von denen weißt du nichts zu sagen. Denn *** waren doch einmal, Goldmacher aber und Geisterbeschworer gab es vielleicht nie. Und es laßt sich freilich besser sagen, wie die Freimaurer sich zu solchen Wesen der Einbildung verhalten, als zu wirklichen.

FALK: Allerdings kann ich mich hier nur in einem Dilemma ausdrücken: Entweder, oder –

ERNST Auch gut! Wenn man nur wenigstens weiß, daß unter zwei Sätzen einer wahr ist Nun! entweder diese *** would be –

FALK: Ernst! Ehe du noch eine Spotterei völlig aussagst! Auf mein Gewissen! – Diese – eben diese sind entweder gewiß auf dem rechten Wege oder soweit davon entfernt, daß ihnen auch nicht einmal die Hoffnung mehr übrig ist, jemals darauf zu gelangen.

ERNST: Ich muß das so mit anhören Denn dich um eine nähere Erklärung zu bitten –

FALK Warum nicht? Man hat lange genug aus Heimlichkeiten das Geheimnis gemacht.

ERNST. Wie verstehst du das?

FALK Das Geheimnis der Freimaurerei, wie ich dir schon gesagt habe, ist das, was der Freimaurer nicht über seine Lippen bringen kann, wenn es auch möglich ware, daß er es wollte. Aber Heimlichkeiten sind Dinge, die sich wohl sagen lassen, und die man nur zu gewissen Zeiten, in gewissen Landern, teils aus Neid verhehlte, teils aus Furcht verbiß, teils aus Klugheit verschwieg.

ERNST Zum Exempel?

FALK: Zum Exempel, gleich diese Verwandtschaft unter *** und Freimaurern. Es kann wohl sein, daß es einmal nötig und gut war, sich davon nichts merken zu lassen – aber jetzt – jetzt kann es im Gegenteil höchst verderblich werden, wenn man aus dieser Verwandtschaft noch langer ein Geheimnis macht. Man mußte sie vielmehr laut bekennen und nur den gehörigen Punkt bestimmen, in welchem die *** die Freimaurer ihre Zeit waren

ERNST: Darf ich ihn wissen, diesen Punkt?

FALK. Lies die Geschichte der *** mit Bedacht! Du mußt ihn erraten. Auch wirst du ihn gewiß erraten, und eben das war die Ursache, warum du kein Freimäurer hattest werden müssen.

ERNST Daß ich nicht den Augenblick unter meinen Büchern sitze! – Und wenn ich ihn eriate, willst du mir gestehen, daß ich ihn erraten habe?

FALK Du wirst zugleich finden, daß du dieses Geständnis nicht brauchst – Aber auf mein Dilemma wieder zurückzukommen! Eben dieser Punkt ist es allein, woraus die Entscheidung desselben zu holen ist – Sehen und fühlen alle Freimaurer, welche jetzt mit den *** schwanger gehen, diesen rechten Punkt Wohl ihnen! wohl der Welt! Segen zu allem, was sie tun! Segen zu allem, was sie unterlassen! – Erkennen und fühlen sie ihn aber nicht, jenen Punkt; hat sie ein bloßer Gleichlaut verführt, hat sie bloß der Freimaurer, der im ** [Tempel] arbeitet, auf die *** gebracht, haben sie sich nur in das ... [rote Kreuz] auf dem ... [weißen Mantel] vergafft, mochten sie gern eintragliche . [Konturreien], fette Pfrunden sich und ihren Freunden zuteilen können – nun, so schenke uns der Himmel recht viel Mitleid, damit wir uns des Lachens enthalten können!

ERNST Sieh, du kannst doch noch warm und bitter werden.

FALK Leider! – Ich danke dir für deine Bemerkung und bin kalt wieder wie Eis.

ERNST Und was meinst du wohl, welcher von den beiden Fällen der Fall dieser Herren ist?

FALK Ich fürchte, der letztere – Mocht' ich mich betrogen! – Denn wenn es der erste wäre, wie konnten sie einen so seltsamen Anschlag haben? – die *** wieder herzustellen! – Jener große Punkt, in welchem die *** Freimäurer waren, hat nicht mehr statt Wenigstens ist Europa längst darüber hinaus und bedarf darin weiter keines außerordentlichen Vorschubs – Was wollen sie also? Wollen sie auch ein Schwamm werden, den die Großen einmal ausdrücken? – Doch an wen diese Frage? und wider wen? Hast du mir denn gesagt – hast du mir sagen können, daß mit diesen Grillen von Goldmachern, Geisterbannern, *** sich andre als die Neulinge des Ordens schleppen? – Aber Kinder werden Männer – Laß sie nur! – Genug, wie gesagt, daß ich schon in dem Spielzeuge die Waffen erblicke, welche einmal die Männer mit sicherer Hand führen werden!

ERNST Im Grunde, mein Freund, sind es auch nicht diese Kinderreien, die mich unmutig machen. Ohne zu vermuten, daß etwas Ernsthaftes hinter ihnen sein konnte, sahe ich über sie weg – Tonnen, dachte ich, den jungen Walfischen ausgeworfen! – Aber was mich nagt, ist das, daß ich überall nichts sehe, überall nichts höre

als diese Kindereien, daß von dem, dessen Erwartung du in mir erregtest, keiner etwas wissen will. Ich mag diesen Ton angeben, so oft ich will, gegen wen ich will niemand will einstimmen, immer und alleorten das tiefste Stillschweigen.

FALK: Du meinst –

ERNST: Jene Gleichheit, die du mir als Grundsatz des Ordens angegeben, jene Gleichheit, die meine ganze Seele mit so unerwarteter Hoffnung erfüllte, sie endlich in Gesellschaft von Menschen atmen zu können, die über alle bürgerlichen Modifikationen hinweg zu denken verstehen, ohne sich an einer zum Nachteil eines Dritten zu versündigen –

FALK: Nun?

ERNST: Sie wäre noch, wenn sie jemals gewesen! – Laß einen aufgeklärten Juden kommen und sich melden! „Ja“, heißt es, „ein Jude? Christ wenigstens muß freilich der Freimaurer sein. Es ist nun gleichviel, was für ein Christ ‘Ohne Unterschied der Religion’, heißt nur, ‘ohne Unterschied der drei im Heiligen Römischen Reiche öffentlich geduldeten Religionen’“ – Meinst du auch so?

FALK: Ich nun wohl nicht

ERNST: Laß einen ehrlichen Schuster, der bei seinem Leiste Muße genug hat, manchen guten Gedanken zu haben (wäre es auch ein Jakob Bohme und Hans Sachse), laß ihn kommen und sich melden! „Ja“, heißt es, „ein Schuster! freilich ein Schuster“ – Laß einen treulich, erfahrenen Dienstboten kommen und sich melden – „Ja“, heißt es, „dergleichen Leute freilich, die sich die Farbe zu ihrem Rocke nicht selbst wählen – Wir sind unter uns so gute Gesellschaft“ –

FALK: Und wie gute Gesellschaft sind sie denn?

ERNST: Ei nun, daran habe ich allerdings weiter nichts auszusetzen, als daß es nur gute Gesellschaft ist, die man in der Welt so muede wird – Prinzen, Grafen, Herrn von, Offiziere, Räte von allerlei Beschlag, Kaufleute, Künstler – alle die schwärmen freilich ohne Unterschied des Standes in der Loge untereinander durch – Aber in der Tat sind doch alle nur von einem Stande, und der ist leider –

FALK: Das war nun wohl zu meiner Zeit nicht so – Aber doch! – Ich weiß nicht, ich kann nur raten – Ich bin zu lange Zeit außer aller Verbindung mit Logen, von welcher Art sie auch sein mögen – In die Loge vor itzt, auf eine Zeit, nicht können zugelassen werden und von der Freimaurerei ausgeschlossen sein, sind doch noch zwei verschiedene Dinge.

ERNST Wieso?

FALK Weil Loge sich zur Freimaurerei verhält wie Kirche zum Glauben. Aus dem äußeren Wohlstande der Kirche ist für den Glauben der Glieder nichts, gar nichts zu schließen. Vielmehr gibt es einen gewissen äußerlichen Wohlstand derselben, von dem es ein Wunder wäre, wenn er mit dem wahren Glauben bestehen könnte. Auch haben sich beide noch nie vertragen, sondern eins hat das andere, wie die Geschichte lehrt, immer zugrunde gerichtet. Und so auch, fürchte ich, fürchte ich –

ERNST Was?

FALK Kurz, das Logenwesen, so wie ich höre, daß es itzt getrieben wird, will mir gar nicht zu Kopfe. Eine Kasse haben, Kapitale machen, diese Kapitale belegen, sie auf den besten Pfennig zu benutzen suchen, sich ankaufen wollen, von Königen und Fürsten sich Privilegien geben lassen, das Ansehn und die Gewalt derselben zu Unterdrückung der Bruder anwenden, die einer andern Observanz sind als der, die man so gern zum Wesen der Sache machen mochte – wenn das in die Länge gut geht! – Wie gern will ich falsch prophezeiet haben!

ERNST Je nun, was kann denn werden? Der Staat fährt itzt nicht mehr so zu. Und zudem sind ja wohl unter den Personen, die seine Gesetze machen oder handhaben, selbst schon zu viele Freimaurer –

FALK Gut! Wenn sie also auch von dem Staate nichts zu befürchten haben, was, denkst du, wird eine solche Verfassung für Einfluß auf sie selbst haben? Geraten sie dadurch nicht offenbar wieder dahin, wovon sie sich losreißen wollten? Werden sie nicht aufhören zu sein, was sie sein wollen? – Ich weiß nicht, ob du mich ganz verstehst –

ERNST Rede nur weiter!

FALK Zwar – jawohl – nichts dauert ewig – Vielleicht soll dieses eben der Weg sein, den die Vorsicht ausersehen, dem ganzen jetzigen Schema der Freimaurerei ein Ende zu machen –

ERNST: Schema der Freimaurerei? Was nennst du so: Schema?

FALK: Nun, Schema, Hülle, Einkleidung.

ERNST. Ich weiß noch nicht –

FALK: Du wirst doch nicht glauben, daß die Freimaurer immer Freimaurerei gespielt?

ERNST. Was ist nun das? die Freimaurer nicht immer Freimaurerei gespielt?

FALK: Mit andern Worten: Meinst du denn, daß das, was die Freimaurerei ist, immer Freimaurerei geheißen? – Aber sieh! Schon Mittag vorbei! Da kommen ja bereits meine Gäste! Du bleibst doch?

ERNST. Ich wollte nicht, aber ich muß ja nun wohl. Denn mich erwartet eine doppelte Sattigung.

FALK. Nur bei Tische, bitte ich, kein Wort!

Fünftes Gespräch

ERNST: Endlich sind sie fort! – O die Schwatzer! – Und merktest du denn nicht oder wolltest du denn nicht merken, daß der eine mit der Warze an dem Kinn – heiße er, wie er will – ein Freimäurer ist? Er klopfte so oft an

FALK. Ich horte ihn wohl. Ich merkte sogar in seinen Reden, was dir wohl nicht so aufgefallen – er ist von denen, die in Europa für die Amerikaner fechten –

ERNST. Das wäre nicht das Schlimmste an ihm

FALK: Und hat die Grille, daß der Kongreß eine Loge ist; daß da endlich die Freimaurerei ihr Reich mit gewaffneter Hand gründet.

ERNST. Gibt es auch solche Traumer?

FALK. Es muß doch wohl.

ERNST. Und woraus nimmst du diesen Wurm ihm ab?

FALK. Aus einem Zuge, der dir auch schon einmal kenntlich werden wird.

ERNST. Bei Gott! wenn ich wußte, daß ich mich in den Freimäurern gar so betrogen hatte! –

FALK. Sei ohne Sorge! Der Freimaurer erwartet ruhig den Aufgang der Sonne und laßt die Lichter brennen, solange sie wollen und können – Die Lichter ausloschen und, wenn sie ausgeloscht sind, erst wahrnehmen, daß man die Stumpfe doch wieder anzünden oder wohl gar andre Lichter wieder aufstecken muß, das ist der Freimaurer Sache nicht.

ERNST. Das denke ich auch – Was Blut kostet, ist gewiß kein Blut wert.

FALK. Vortrefflich! – Nun frage, was du willst! Ich muß dir antworten.

ERNST. So wird meines Fragens kein Ende sein.

FALK. Nur kannst du den Anfang nicht finden.

ERNST: Verstand ich dich oder verstand ich dich nicht, als wir unterbrochen wurden? Widersprichst du dir oder widersprichst du dir nicht? – Denn allerdings, als du mir einmal sagtest. Die Frei-

maurerei sei immer gewesen, verstand ich es also, daß nicht allein ihr Wesen, sondern auch ihre gegenwärtige Verfassung sich von undenklichen Zeiten herschleibe.

FALK. Wenn es mit beiden einerlei Bewandtnis hatte! – Ihrem Wesen nach ist die Freimaurerei ebenso alt als die burgerliche Gesellschaft. Beide konnten nicht anders als miteinander entstehen – wenn nicht gar die burgerliche Gesellschaft nur ein Sproßling der Freimaurerei ist. Denn die Flamme im Brennpunkte ist auch Ausfluß der Sonne.

ERNST: Auch mir schimmert das so vor –

FALK. Es sei aber Mutter und Tochter oder Schwester und Schwester, ihr beiderseitiges Schicksal hat immer wechselseitig ineinander gewirkt. Wo sich die burgerliche Gesellschaft befand, befand sich allerorten auch die Freimaurerei, und so umgekehrt. Es war immer das sicherste Kennzeichen einer gesunden, nervösen Staatsverfassung, wenn sich die Freimaurerei neben ihr blicken ließ, so wie es noch jetzt das ohnfehlbare Merkmal eines schwachen, furchtsamen Staats ist, wenn er das nicht öffentlich dulden will, was er in Geheim doch dulden muß, er mag wollen oder nicht.

ERNST. Zu verstehen: die Freimaurerei!

FALK. Sicherlich! – Denn die beruht im Grunde nicht auf äußerliche Verbindungen, die so leicht in burgerliche Anordnungen ausarten, sondern auf das Gefühl gemeinschaftlich sympathisierender Geister.

ERNST. Und wer unterfängt sich, denen zu gebieten?

FALK. Indes hat freilich die Freimaurerei immer und allerorten sich nach der burgerlichen Gesellschaft schmiegen und biegen müssen: denn diese war stets die stärkere. So mancherlei die burgerliche Gesellschaft gewesen, so mancherlei Formen hat auch die Freimaurerei anzunehmen sich nicht entbrechen können, und hatte jede neue Form, wie natürlich, ihren neuen Namen. Wie kannst du glauben, daß der Name Freimaurerei älter sein werde als diejenige herrschende Denkungsart der Staaten, nach der sie genau abgewogen worden?

ERNST: Und welches ist diese herrschende Denkungsart?

FALK: Das bleibt deiner eigenen Nachforschung überlassen – Genug, wenn ich dir sage, daß der Name Freimaurer, ein Glied unserer geheimen Verbrüderung anzuzeigen, vor dem Anfange dieses laufenden Jahrhunderts nie gehört worden. Er kommt zuverlässig vor dieser Zeit in keinem gedruckten Buche vor, und den will ich

sehen, der mir ihn auch nur in einer geschriebenen älteren Urkunde zeigen will

ERNST: Das heißt: den deutschen Namen

FALK: Nein, nein! Auch das ursprüngliche *Free-Mason* sowie alle danach gemodelte Übersetzungen, in welcher Sprache es auch sein mag

ERNST: Nicht doch! – Besinne dich – In keinem gedruckten Buche vor dem Anfange des laufenden Jahrhunderts? In keinem?

FALK: In keinem

ERNST: Gleichwohl habe ich selbst –

FALK: So? – Ist auch dir von dem Staube etwas in die Augen geflogen, den man um sich zu werfen noch nicht aufhört?

ERNST: Aber doch die Stelle im –

FALK: In der *Londinopolis*? Nicht wahr? – Staub!

ERNST: Und die Parlamentsakte unter Heinrich dem Sechsten?

FALK: Staub!

ERNST: Und die großen Privilegia, die Karl der Elfte, König von Schweden, der Loge von Gotenburg erteilte?

FALK: Staub!

ERNST: Und *Locke*?

FALK: Was für eine Locke?

ERNST: Der Philosoph – Sein Schreiben an den Grafen von Pembrock; seine Anmerkungen über ein Verhör, von Heinrich des Sechsten eigener Hand geschrieben?

FALK: Das muß ja wohl ein ganz neuer Fund sein, den kenne ich nicht – aber wieder Heinrich der Sechste? – Staub! und nichts als Staub!

ERNST: Nummermehr!

FALK: Weißt du einen gelinderen Namen für Wortverdrehungen, für untergeschobene Urkunden?

ERNST: Und das hätten sie solange vor den Augen der Welt ungerugt treiben dürfen?

FALK: Warum nicht? der Klugen sind viel zu wenig, als daß sie allen Geckereien gleich bei ihrem Entstehen widersprechen könnten. Genug, daß bei ihnen keine Verjährung stattfindet – Freilich wäre es besser, wenn man vor dem Publikum ganz und gar keine Geckereien unternähme, denn gerade das Verächtlichste ist, daß sich niemand die Muhe nimmt, sich ihnen entgegenzustellen, wodurch sie mit dem Laufe der Zeit das Ansehn einer sehr ernsthaften, heiligen Sache gewinnen. Da heißt es dann über tausend Jahre „Wurde man denn so in die Welt haben schreiben dürfen, wenn

es nicht wahr gewesen wäre? Man hat diesen glaubwürdigen Männern damals nicht widersprochen, und ihr wollt ihnen itzt widersprechen?“

ERNST: O Geschichte! O Geschichte! Was bist du?

FALK: Andersons kahle Rhapsodie, in welcher die Historie der Baukunst für die Historie des Ordens untergeschoben wird, mochte noch hingehen! Für einmal und für damals mochte das gut sein – dazu war die Gaukelei so handgreiflich. – Aber daß man noch jetzt auf diesem morastigen Grunde fortbauet, daß man noch immer gedruckt behaupten will, was man mündlich gegen einen ernsthaften Mann vorzugeben sich schämt, daß man zu Fortsetzung eines Scherzes, den man längst hätte sollen fallen lassen, sich eine *forgery* erlaubt, auf welche, wenn sie ein nichtswürdiges bürgerliches Interesse betrifft, die *pillory* steht –

ERNST: Wenn es denn nun aber wahr wäre, daß hier mehr als Wortspiel vorwaltete? Wenn es nun wahr wäre, daß das Geheimnis des Ordens sich von alters her unter dem homonymen Handwerke vornehmlich erhalten hatte? –

FALK: Wenn es wahr wäre?

ERNST: Und muß es nicht wahr sein? – Denn wie käme der Orden sonst dazu, die Symbole eben dieses Handwerks zu entlehnen? Eben dieses? Und warum keines andern?

FALK: Die Frage ist allerdings verfänglich.

ERNST: Ein solcher Umstand muß doch eine Ursache haben.

FALK: Und hat sie

ERNST: Und hat sie? Und hat eine andere Ursache als jene vermeinte?

FALK: Eine ganz andre.

ERNST: Soll ich raten, oder darf ich fragen?

FALK: Wenn du mir schon eher eine ganz andere Frage getan hättest, die ich längst erwarten mußte, so würde dir das Raten nun nicht schwer fallen.

ERNST: Eine andere Frage, die du längst hattest erwarten müssen? –

FALK: Denn wenn ich dir sagte, daß das, was Freimaurerei ist, nicht immer Freimaurerei heißen, was war natürlicher und näher –

ERNST: Als zu fragen, wie es sonst heißen? – Jawohl! – So frage ich es denn nun

FALK: Wie die Freimaurerei heißen, ehe sie Freimaurerei hieß, fragst du? – *Massoner* –

ERNST: Nun ja, freilich! *Masonry* auf Englisch –

FALK: Auf Englisch nicht *Masonry*, sondern *Masonry* – Nicht von *Mason* „der Maurer“, sondern von *Mase* „der Tisch, die Tafel“.

ERNST: *Mase* „der Tisch“? In welcher Sprache?

FALK: In der Sprache der Angelsachsen, doch nicht in dieser allein, sondern auch in der Sprache der Goten und Franken, folglich ein ursprünglich deutsches Wort, von welchem noch jetzt so mancherlei Abstammungen üblich sind oder doch ohnlängst üblich waren, als: *Maskopie*, *Masleidig*, *Masgenosse*. Selbst *Masonei* war zu *Luthers* Zeiten noch häufig im Gebrauche, nur daß es seine gute Bedeutung ein wenig verschlimmert hatte.

ERNST: Ich weiß weder von seiner guten noch von seiner verschlimmerten Bedeutung.

FALK: Aber die Sitte unserer Vorfahren weißt du doch, auch die wichtigsten Dinge am Tische zu überlegen? — *Mase* also „der Tisch“, und *Masonei* eine geschlossene „Tischgesellschaft“. Und wie aus einer geschlossenen, vertrauten Tischgesellschaft ein Saufgelag worden, in welchem Verstande *Agricola* das Wort *Masonei* braucht, kannst du leicht abnehmen.

ERNST: Ware es dem Namen *Loge* vor einiger Zeit bald besser gegangen?

FALK: Vorher aber, ehe die Masoneien zum Teil so ausarteten und in der guten Meinung des Publikums so herabkamen, standen sie in desto größerem Ansehn. Es war kein Hof in Deutschland, weder klein noch groß, der nicht seine Masonei hatte. Die alten Lieder- und Geschichtsbücher sind davon Zeugen. Eigene Gebäude, die mit den Schlössern und Palästen der regierenden Herrn verbunden oder benachbart waren, hatten von ihnen ihre Benennung, von der man neuerer Zeit so manche ungegründete Auslegung hat. — Und was brauche ich dir zu ihrem Ruhme mehr zu sagen, als daß die Gesellschaft der runden Tafel die erste und älteste Masonei war, von der sie insgesamt abstammen?

ERNST: Der runden Tafel? Das steigt in ein sehr fabelhaftes Altertum hinauf —

FALK: Die Geschichte des Königs Arthur sei so fabelhaft als sie will, die runde Tafel ist so fabelhaft nicht.

ERNST: Arthur soll doch der Stifter derselben gewesen sein?

FALK: Mit nichten! Auch nicht einmal der Fabel nach — Arthur oder sein Vater hatten sie von den Angelsachsen angenommen, wie schon der Name *Masonei* vermuten läßt. Und was versteht sich mehr von selbst, als daß die Angelsachsen keine Sitte nach England herüberbrachten, die sie in ihrem Vaterlande nicht zurückließen? Auch sieht man es an mehreren deutschen Völkern damaliger Zeit, daß der Hang, in und neben der großen bürgerlichen

Gesellschaft kleinere vertraute Gesellschaften zu machen, ihnen eigen war.

ERNST. Hiermit meinst du?

FALK. Alles, was ich dir jetzt nur flüchtig und vielleicht nicht mit der gehörigen Präzision sage, mache ich mich anheischig, das nächste Mal, das ich mich mit dir in der Stadt unter meinen Büchern befinde, schwarz auf weiß zu belegen – Hore mich jetzt nur, wie man das erste Gerucht irgendeiner großen Begebenheit hört. Es reizt die Neugierde mehr, als daß es sie befriedigt.

ERNST. Wo bleibst du?

FALK. Die Masonei also war eine deutsche Sitte, welche die Sachsen nach England verpflanzten. Die Gelehrten sind uneinig, wer die *Maso-Thanes* unter ihnen waren, allem Ansehen nach die Edlen der Masonei, welche so tiefe Wurzeln in diesem neuen Boden schlug, daß sie unter allen nachfolgenden Staatsveränderungen beiblieb und sich von Zeit zu Zeit in der herrlichsten Blüte zeigte. Besonders waren die Masoneien der *** im zwölften Jahrhundert und im dreizehnten in sehr großem Rufe. Und so eine ***-Masonei war es, die sich bis zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts trotz der Aufhebung des Ordens mitten in London erhalten hatte – Und hier fängt die Zeit an, wo die Fingerzeige der niedergeschriebenen Historie freilich ermangeln, aber eine sorgfältig aufbewahrte Tradition, die soviel Merkmale der Wahrheit hat, ist bereit, diesen Mangel zu ersetzen.

ERNST. Und was hindert diese Tradition, endlich einmal durch schriftliche Vorzeigungen sich zur Geschichte zu erheben?

FALK. Hindert? Nichts hindert! Alles rät vielmehr dazu an – Wenigstens fühle ich, ich fühle mich berechtigt, ja verpflichtet, dir und allen, welche sich mit dir in dem nämlichen Falle befinden, länger kein Geheimnis daraus zu machen.

ERNST. Nun denn! – Ich bin in der äußersten Erwartung.

FALK. Jene ***-Masonei also, die noch zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts in London bestand, aber in aller Stille bestand, hatte ihr Versammlungshaus unfern der Sankt Paulskirche, die damals neu erbauet ward. Der Baumeister dieser zweiten Kirche der ganzen Welt war –

ERNST: *Christoph Wren.* –

FALK. Und du hast den Schöpfer der ganzen heutigen Freimaurerei genannt –

ERNST. Ihn?

FALK. Kurz, *Wren*, der Baumeister der St. Paulskirche, in deren Nähe sich eine uralte *Masonei* von undenklichen Jahren her versammelte, war ein Mitglied dieser *Masonei*, welche er die dreißig Jahre über, die der Bau dauerte, um so öfterer besuchte

ERNST. Ich fange an, ein Mißverständnis zu wittern.

FALK. Nichts anders! Die wahre Bedeutung des Worts *Masonei* war bei dem englischen Volke vergessen, verloren – Eine *Masonry*, die in der Nähe eines so wichtigen Baues lag, in der sich der Meister dieses Baues so fleißig finden ließ, was kann die anders sein als eine *Masonry*, als eine Gesellschaft von Bauverständigen, mit welchen *Wren* die vorfallenden Schwierigkeiten überlegt? –

ERNST. Natürlich genug!

FALK. Die Fortsetzung eines solchen Baues einer solchen Kirche interessierte ganz London. Um Nachrichten davon aus der ersten Hand zu haben, bewarb sich jeder, der einige Kenntnisse von Baukunst zu haben vermeinte, um Zutritt zu der vermeinten *Masonry* – und bewarb sich vergebens. Endlich – du kennst *Christoph Wren* nicht bloß dem Namen nach, du weißt, welcher ein erfindsamer, tätiger Kopf er war. Er hatte ehemals den Plan zu einer Sozietät der Wissenschaften entwerfen helfen, welche spekulativische Wahrheiten gemeinnütziger und dem bürgerlichen Leben erspriesslicher machen sollte. Auf einmal fiel ihm das Gegenbild einer Gesellschaft bei, welche sich von der Praxis des bürgerlichen Lebens zur Spekulation erhob. „Dort“, dachte er, „wurde untersucht, was unter dem Wahren brauchbar, und hier, was unter dem Brauchbaren wahr war. Wie, wenn ich einige Grundsätze der *Masonei* exoterisch machte? Wie, wenn ich das, was sich nicht exoterisch machen läßt, unter die Hieroglyphen und Symbole desselben Handwerks versteckte, und was man jetzt unter dem Worte *Masonry* versteht, zu einer *Free-Masonry* erweiterte, an welcher mehrere teilnehmen konnten?“ – So dachte *Wren*, und die Freimaurerei ward – Ernst! Wie ist dir?

ERNST. Wie einem Geblendeten.

FALK. Geht dir nun einiges Licht auf?

ERNST. Einiges? Zu viel auf einmal.

FALK. Begreifst du nun –

ERNST. Ich bitte dich, Freund, nichts mehr! – Aber hast du nicht bald Verrichtungen in der Stadt?

FALK. Wunschest du mich da?

ERNST. Wunsche? – nachdem du mir versprochen –

FALK So hab' ich der Verrichtungen daselbst genug – Noch einmal, ich werde mich über manches aus dem Gedächtnisse zu schwankend, zu unbefriedigend ausgedrückt haben – Unter meinen Büchern sollst du sehen und greifen – Die Sonne geht unter, du mußt in die Stadt. Lebe wohl! –

ERNST Eine andre ging mir auf Lebe wohl!

Nachricht

Ein sechstes Gespräch, welches unter diesen Freunden vorfiel, ist nicht so nachzubilden. Aber das Wesentliche davon ist zu kritischen Anmerkungen über das fünfte Gespräch bestimmt, die man zur Zeit noch zurückhält

DIE ERZIEHUNG DES MENSCHENGESCHLECHTES

Hæc omnia inde esse in quibusdam vera, unde
in quibusdam falsa sunt *Augustinus*

Vorbericht des Herausgellers

Ich habe die erste Hälfte dieses Aufsatzes in meinen „Beiträgen“ bekannt gemacht. Itzt bin ich imstande, das übrige nachfolgen zu lassen.

Der Verfasser hat sich darin auf einen Hügel gestellt, von welchem er etwas mehr als den vorgeschriebenen Weg seines heutigen Tages zu übersehen glaubt.

Aber er ruft keinen eilfertigen Wanderer, der nur das Nachtlager bald zu erreichen wünscht, von seinem Pfade. Er verlangt nicht, daß die Aussicht, die ihn entzucket, auch jedes andere Auge entzucken müsse.

Und so, dachte ich, konnte man ihn ja wohl stehen und staunen lassen, wo er steht und staunt!

Wenn er aus der unermesslichen Ferne, die ein sanftes Abendrot seinem Blicke weder ganz verhüllt noch ganz entdeckt, nun gar einen Fingerzeig mitbrachte, um den ich oft verlegen gewesen!

Ich meine diesen! – Warum wollen wir in allen positiven Religionen nicht lieber weiter nichts als den Gang erblicken, nach welchem sich der menschliche Verstand jedes Orts einzig und allein entwickeln können und noch ferner entwickeln soll, als über eine derselben entweder lacheln oder zürnen? Diesen unsern Hohn, diesen unsern Unwillen verdiente in der besten Welt nichts; und nur die Religionen sollten ihn verdienen? Gott hätte seine Hand bei allem im Spiele, nur bei unsern Irrthümern nicht?

Die Erziehung des Menschengeschlechtes

§ 1.

Was die Erziehung bei dem einzeln Menschen ist, ist die Offenbarung bei dem ganzen Menschengeschlechte.

§ 2.

Erziehung ist Offenbarung, die dem einzeln Menschen geschieht, und Offenbarung ist Erziehung, die dem Menschengeschlechte geschehen ist und noch geschieht

§ 3.

Ob die Erziehung aus diesem Gesichtspunkte zu betrachten, in der Padagogik Nutzen haben kann, will ich hier nicht untersuchen. Aber in der Theologie kann es gewiß sehr großen Nutzen haben und viele Schwierigkeiten heben, wenn man sich die Offenbarung als eine Erziehung des Menschengeschlechtes vorstellt.

§ 4.

Erziehung gibt dem Menschen nichts, was er nicht auch aus sich selbst haben konnte, sie gibt ihm das, was er aus sich selber haben konnte, nur geschwinder und leichter. Also gibt auch die Offenbarung dem Menschengeschlechte nichts, worauf die menschliche Vernunft, sich selbst überlassen, nicht auch kommen wurde, sondern sie gab und gibt ihm die wichtigsten dieser Dinge nur fruher.

§ 5.

Und so, wie es der Erziehung nicht gleichgultig ist, in welcher Ordnung sie die Krafte des Menschen entwickelt, wie sie dem Menschen nicht alles auf einmal beibringen kann. ebenso hat auch Gott bei seiner Offenbarung eine gewisse Ordnung, ein gewisses Maß halten müssen.

§ 6.

Wenn auch der erste Mensch mit einem Begriffe von einem einigen Gotte sofort ausgestattet wurde, so konnte doch dieser mitgeteilte und nicht erworbene Begriff unmöglich lange in seiner Lauterkeit bestehen. Sobald ihn die sich selbst uberlassene menschliche Vernunft zu bearbeiten anfang, zerlegte sie den Einzigen Unermeßlichen in mehrere Ermeßlichere und gab jedem dieser Teile ein Merkzeichen.

§ 7.

So entstand naturlicherweise Vielgotterei und Abgotterei. Und wer weiß, wie viele Millionen Jahre sich die menschliche Vernunft noch in diesen Irrwegen würde herum getrieben haben — ohngeachtet überall und zu allen Zeiten einzelne Menschen erkannten, daß es Irrwege waren — wenn es Gott nicht gefallen hätte, ihr durch einen neuen Stoß eine bessere Richtung zu geben!

§ 8.

Da er aber einem jeden einzeln Menschen sich nicht mehr offenbaren konnte noch wollte, so wählte er sich ein einzelnes Volk zu seiner besondern Erziehung, und eben das ungeschliffenste, das verwildertste, um mit ihm ganz von vorne anfangen zu können.

§ 9.

Dies war das Israelitische Volk, von welchem man gar nicht einmal weiß, was es für einen Gottesdienst in Aegypten hatte. Denn an dem Gottesdienste der Aegyptier durften so verachtete Sklaven nicht teilnehmen, und der Gott seiner Vater war ihm gänzlich unbekannt geworden.

§ 10

Vielleicht, daß ihm die Aegyptier allen Gott, alle Gotter ausdrücklich untersagt hatten, es in den Glauben gesturzt hatten, es habe gar keinen Gott, gar keine Gotter, Gott, Gotter haben, sei nur ein Vorrecht der bessern Aegyptier und das, um es mit so viel größerm Anscheine von Billigkeit tyrannisieren zu dürfen. — Machen Christen es mit ihren Sklaven noch itzt viel anders? —

§ 11.

Diesem rohen Volke also ließ sich Gott anfangs bloß als den Gott seiner Vater ankundigen, um es nur erst mit der Idee eines auch ihm zustehenden Gottes bekannt und vertraut zu machen.

§ 12.

Durch die Wunder, mit welchen er es aus Aegypten fuhrte und in Kanaan einsetzte, bezeugte er sich ihm gleich darauf als einen Gott, der mächtiger sei als irgendein anderer Gott.

§ 13.

Und indem er fortfuhr, sich ihm als den mächtigsten von allen zu bezeugen — welches doch nur einer sein kann —, gewohnte er es allmählich zu dem Begriffe des Einigen.

§ 14.

Aber wie weit war dieser Begriff des Einigen noch unter dem wahren transzendentalen Begriffe des Einigen, welchen die Vernunft so spät erst aus dem Begriffe des Unendlichen mit Sicherheit schließen lernen!

§ 15.

Zu dem wahren Begriffe des Einigen — wenn sich ihm auch schon die Besseren des Volks mehr oder weniger näherten — konnte sich

doch das Volk lange nicht erheben, und dieses war die einzige Ursache, warum es so oft seinen Einigen Gott verließ, und den Einigen, d. i. Mächtigsten, in irgendeinem andern Gotte eines andern Volks zu finden glaubte.

§ 16

Ein Volk aber, das so roh, so ungeschickt zu abgezognen Gedanken war, noch so vollig in seiner Kindheit war, was war es für einer moralischen Erziehung fähig? Keiner andern, als die dem Alter der Kindheit entspricht der Erziehung durch unmittelbare sinnliche Strafen und Belohnungen.

§ 17

Auch hier also treffen Erziehung und Offenbarung zusammen. Noch konnte Gott seinem Volke keine andere Religion, kein anderes Gesetz geben als eines, durch dessen Beobachtung oder Nichtbeobachtung es hier auf Erden glücklich oder unglücklich zu werden hoffte oder fürchtete. Denn weiter als auf dieses Leben gingen noch seine Blicke nicht. Es wußte von keiner Unsterblichkeit der Seele, es sehnte sich nach keinem künftigen Leben. Ihm aber nun schon diese Dinge zu offenbaren, welchen seine Vernunft noch so wenig gewachsen war was wurde es bei Gott anders gewesen sein als der Fehler des eiteln Pädagogen, der sein Kind lieber übereilen und mit ihm prahlen als gründlich unterrichten will?

§ 18.

Allein wozu, wird man fragen, diese Erziehung eines so rohen Volkes, eines Volkes, mit welchem Gott so ganz von vorne anfangen mußte? Ich antwortete Um in der Folge der Zeit einzelne Glieder desselben so viel sicherer zu Erziehern aller übrigen Völker brauchen zu können. Er erzog in ihm die künftigen Erzieher des Menschengeschlechts. Das wurden Juden, das konnten nur Juden werden, nur Männer aus einem so erzogenen Volke.

§ 19.

Denn weiter Als das Kind unter Schlägen und Liebkosungen aufgewachsen und nun zu Jahren des Verstandes gekommen war, stieß es der Vater auf einmal in die Fremde; und hier erkannte es auf einmal das Gute, das es in seines Vaters Hause gehabt und nicht erkannt hatte.

§ 20.

Während daß Gott sein erwähltes Volk durch alle Staffeln einer kindischen Erziehung fuhrte, waren die andern Völker des Erdbodens bei dem Lichte der Vernunft ihren Weg fortgegangen. Die meisten derselben waren weit hinter dem erwählten Volke zurückgeblieben, nur

einige waren ihm zuvorgekommen. Und auch das geschieht bei Kindern, die man für sich aufwachsen läßt viele bleiben ganz roh, einige bilden sich zum Erstaunen selbst.

§ 21.

Wie aber diese glücklichen Einige nichts gegen den Nutzen und die Notwendigkeit der Erziehung beweisen, so beweisen die wenigen heidnischen Völker, die selbst in der Erkenntnis Gottes vor dem erwählten Volke noch bis jetzt einen Vorsprung zu haben schienen, nichts gegen die Offenbarung. Das Kind der Erziehung fängt mit langsamen, aber sichern Schritten an, es holt manches glücklicher organisierte Kind der Natur spät ein, aber es holt es doch ein und ist alsdann nie wieder von ihm einzuholen.

§ 22.

Auf gleiche Weise. Daß — die Lehre von der Einheit Gottes beiseite gesetzt, welche in den Büchern des Alten Testaments sich findet und sich nicht findet — daß, sage ich, wenigstens die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele und die damit verbundene Lehre von Strafe und Belohnung in einem künftigen Leben darin völlig fremd sind, beweiset ebensowenig wider den göttlichen Ursprung dieser Bücher. Es kann demohngeachtet mit allen darin enthaltenen Wundern und Prophezeiungen seine gute Richtigkeit haben. Denn läßt uns setzen, jene Lehren wurden nicht allein darin vermißt, jene Lehren waren auch sogar nicht einmal wahr, läßt uns setzen, es wäre wirklich für die Menschen in diesem Leben alles aus. wäre darum das Dasein Gottes minder erwiesen? stünde es darum Gotte minder frei, würde es darum Gotte minder ziemen, sich der zeitlichen Schicksale irgendeines Volks aus diesem vergänglichem Geschlechte unmittelbar anzunehmen? Die Wunder, die er für die Juden tat, die Prophezeiungen, die er durch sie aufzeichnen ließ, waren ja nicht bloß für die wenigen sterblichen Juden, zu deren Zeiten sie geschahen und aufgezeichnet wurden: er hatte seine Absichten damit auf das ganze jüdische Volk, auf das ganze Menschengeschlecht, die hier auf Erden vielleicht ewig dauern sollen, wenn schon jeder einzelne Jude, jeder einzelne Mensch auf immer dahinstirbt.

§ 23.

Noch einmal. Der Mangel jener Lehren in den Schriften des Alten Testaments beweiset wider ihre Göttlichkeit nichts. Moses war doch von Gott gesandt, obschon die Sanktion seines Gesetzes sich nur auf dieses Leben erstreckte. Denn warum weiter? Er war ja nur an das

Israelitische Volk, an das damalige Israelitische Volk gesandt, und sein Auftrag war den Kenntnissen, den Fähigkeiten, den Neigungen dieses damaligen Israelitischen Volks sowie der Bestimmung des künftigen vollkommen angemessen. Das ist genug.

§ 24

Soweit hatte *Warburton* auch nur gehen müssen und nicht weiter. Aber der gelehrte Mann überspannte den Bogen. Nicht zufrieden, daß der Mangel jener Lehren der göttlichen Sendung Mosis nichts schade: er sollte ihm die göttliche Sendung Mosis sogar beweisen. Und wenn er diesen Beweis noch aus der Schicklichkeit eines solchen Gesetzes für ein solches Volk zu führen gesucht hatte! Aber er nahm seine Zuflucht zu einem von Mose bis auf Christum ununterbrochen fort-dauenden Wunder, nach welchem Gott einen jeden einzelnen Juden gerade so glücklich oder unglücklich gemacht habe, als es dessen Gehorsam oder Ungehorsam gegen das Gesetz verdiente. Dieses Wunder habe den Mangel jener Lehren, ohne welche kein Staat bestehen könne, ersetzt, und eine solche Ersetzung eben beweise, was jener Mangel auf den ersten Anblick zu verneinen scheine.

§ 25

Wie gut war es, daß *Warburton* dieses anhaltende Wunder, in welches er das Wesentliche der Israelitischen Theokratie setzte, durch nichts erhaschen, durch nichts wahrscheinlich machen konnte! Denn hätte er das gekonnt, wahrlich – alsdenn erst hatte er die Schwierigkeit unauflöslich gemacht – Mir wenigstens. – Denn was die Göttlichkeit der Sendung Mosis wiederherstellen sollte, wurde an der Sache selbst zweifelhaft gemacht haben, die Gott zwar damals nicht mitteilen, aber doch gewiß auch nicht erschweren wollte.

§ 26.

Ich erkläre mich an dem Gegenbilde der Offenbarung. Ein Elementarbuch für Kinder darf gar wohl dieses oder jenes wichtige Stück der Wissenschaft oder Kunst, die es vorträgt, mit Stillschweigen übergehen, von dem der Pädagog urteilte, daß es den Fähigkeiten der Kinder, für die er schrieb, noch nicht angemessen sei. Aber es darf schlechterdings nichts enthalten, was den Kindern den Weg zu den zurückbehaltenen wichtigen Stücken versperre oder verlege. Vielmehr müssen ihnen alle Zugänge zu denselben sorgfältig offen gelassen werden, und sie nur von einem einzigen dieser Zugänge ableiten oder verursachen, daß sie denselben später betreten, wurde allein die Unvollständigkeit des Elementarbuchs zu einem wesentlichen Fehler desselben machen.

§ 27.

Also auch konnten in den Schriften des Alten Testaments, in diesen Elementarbüchern für das rohe und im Denken ungeübte israelitische Volk, die Lehren von der Unsterblichkeit der Seele und künftigen Vergeltung gar wohl mangeln, aber enthalten durften sie schlechterdings nichts, was das Volk, für das sie geschrieben waren, auf dem Wege zu dieser großen Wahrheit auch nur verspätet hatte. Und was hatte es, wenig zu sagen, mehr dahin verspätet, als wenn jene wunderbare Vergeltung in diesem Leben darin wäre versprochen und von dem wäre versprochen worden, der nichts verspricht, was er nicht hält?

§ 28

Denn wenn schon aus der ungleichen Austeilung der Güter dieses Lebens, bei der auf Tugend und Laster so wenig Rücksicht genommen zu sein scheint, eben nicht der strengste Beweis für die Unsterblichkeit der Seele und für ein anders Leben, in welchem jener Knoten sich auflöse, zu führen – so ist doch wohl gewiß, daß der menschliche Verstand ohne jenem Knoten noch lange nicht – und vielleicht auch nie – auf bessere und strengere Beweise gekommen wäre. Denn was sollte ihn antreiben können, diese bessern Beweise zu suchen? Die bloße Neugierde?

§ 29

Der und jener Israelite mochte freilich wohl die göttlichen Versprechungen und Androhungen, die sich auf den gesamten Staat bezogen, auf jedes einzelne Glied desselben erstrecken und in dem festen Glauben stehen, daß, wer fromm sei, auch glücklich sein müsse, und wer unglücklich sei oder werde, die Strafe seiner Missetat trage, welche sich sofort wieder in Segen verkehre, sobald er von seiner Missetat ablasse. – Ein solcher scheint den „Hiob“ geschrieben zu haben, denn der Plan desselben ist ganz in diesem Geiste –

§ 30

Aber unmöglich durfte die tägliche Erfahrung diesen Glauben bestärken, oder es war auf immer bei dem Volke, das diese Erfahrung hatte, auf immer um die Erkennung und Aufnahme der ihm noch ungeläufigen Wahrheit geschehen. Denn wenn der Fromme schlechterdings glücklich war und es zu seinem Glücke doch wohl auch mit gehörte, daß seine Zufriedenheit keine schrecklichen Gedanken des Todes unterbrachen, daß er alt und lebenssatt starb – wie konnte er sich nach einem andern Leben sehnen? wie konnte er über etwas nachdenken, wornach er sich nicht sehnte? Wenn aber der Fromme darüber nicht nachdachte, wer sollte es denn? Der Bosewicht? der die

Stiafe seiner Missetat fühlte und, wenn er dieses Leben verwunschte, so gern auf jedes andere Leben Verzicht tat?

§ 31.

Weit weniger verschlug es, daß der und jener Israelite die Unsterblichkeit der Seele und künftige Vergeltung, weil sich das Gesetz nicht darauf bezog, geradezu und ausdrücklich leugnete. Das Leugnen eines Einzeln – wäre es auch ein Salomo gewesen – hielt den Fortgang des gemeinen Verstandes nicht auf und war an und für sich selbst schon ein Beweis, daß das Volk nun einen großen Schritt der Wahrheit nahegekommen war. Denn einzelne leugnen nur, was mehrere in Überlegung ziehen, und in Überlegung ziehen, warum man sich vorher ganz und gar nicht bekummerte, ist der halbe Weg zur Erkenntnis

§ 32

Laßt uns auch bekennen, daß es ein heroischer Gehorsam ist, die Gesetze Gottes beobachten, bloß weil es Gottes Gesetze sind, und nicht, weil er die Beobachter derselben hier und dort zu belohnen verheißen hat, sie beobachten, ob man schon an der künftigen Belohnung ganz verzweifelt und der zeitlichen auch nicht so ganz gewiß ist.

§ 33.

Ein Volk, in diesem heroischen Gehorsame gegen Gott erzogen, sollte es nicht bestimmt, sollte es nicht vor allen andern fähig sein, ganz besondere göttliche Absichten auszuführen? – Laßt den Soldaten, der seinem Führer blinden Gehorsam leistet, nun auch von der Klugheit seines Führers überzeugt werden und sagt, was dieser Führer mit ihm auszuführen sich nicht unterstehen darf! –

§ 34.

Noch hatte das jüdische Volk in seinem Jehovah mehr den Mächtigen als den Weisesten aller Gotter verehrt; noch hatte es ihn als einen eifrigen Gott mehr gefürchtet als geliebt auch dieses zum Beweise, daß die Begriffe, die es von seinem höchsten einigen Gott hatte, nicht eben die rechten Begriffe waren, die wir von Gott haben müssen. Doch nun war die Zeit da, daß diese seine Begriffe erweitert, veredelt, berichtigt werden sollten, wozu sich Gott eines ganz natürlichen Mittels bediente, eines bessern, richtigern Maßstabes, nach welchem es ihn zu schätzen Gelegenheit bekam.

§ 35.

Anstatt daß es ihn bisher nur gegen die armseligen Gotzen der kleinen benachbarten rohen Völkerschaften geschätzt hatte, mit wel-

chen es in beständiger Eifersucht lebte, fing es in der Gefangenschaft unter dem weisen Perser an, ihn gegen das Wesen aller Wesen zu messen, wie das eine geübtere Vernunft erkannte und verehrte.

§ 36.

Die Offenbarung hatte seine Vernunft geleitet, und nun erhellte die Vernunft auf einmal seine Offenbarung.

§ 37

Das war der erste wechselseitige Dienst, den beide einander leisteten, und dem Urheber beider ist ein solcher gegenseitiger Einfluß so wenig unanständig, daß ohne ihm eines von beiden überflüssig sein würde.

§ 38.

Das in die Fremde geschickte Kind sahe andere Kinder, die mehr wußten, die anständiger lebten, und fragte sich beschämt: Warum weiß ich das nicht auch? warum lebe ich nicht auch so? Hatte in meines Vaters Hause man mir das nicht auch beibringen, dazu mich nicht auch anhalten sollen? Da sucht es seine Elementarbücher wieder vor, die ihm längst zum Ekel geworden, um die Schuld auf die Elementarbücher zu schieben. Aber siehe, es erkennt, daß die Schuld nicht an den Büchern liege, daß die Schuld ledig sein eigen sei, warum es nicht längst eben das wisse, eben so lebe.

§ 39

Da die Juden nunmehr auf Veranlassung der reinern persischen Lehre in ihrem Jehovah nicht bloß den größten aller Nationalgötter, sondern Gott erkannten, da sie ihn als solchen in ihren wieder hervorgesuchten heiligen Schriften um so eher finden und andern zeigen konnten, als er wirklich darin war, da sie vor allen sinnlichen Vorstellungen desselben einen ebenso großen Abscheu bezeugten oder doch in diesen Schriften zu haben angewiesen wurden, als die Perser nur immer hatten: was Wunder, daß sie vor den Augen des Cyrus mit einem Gottesdienste Gnade fanden, den er zwar noch weit unter dem reinen Sabeismus, aber doch auch weit über die groben Abgötterei zu sein erkannte, die sich dafür des verlaßnen Landes der Juden bemächtigt hatten?

§ 40.

So erleuchtet über ihre eignen unerkannten Schätze, kamen sie zurück und wurden ein ganz andres Volk, dessen erste Sorge es war, diese Erleuchtung unter sich dauerhaft zu machen. Bald war an Abfall und Abgötterei unter ihm nicht mehr zu denken. Denn man

kann einem Nationalgott wohl untreu werden, aber nie Gott, sobald man ihn einmal erkannt hat.

§ 41

Die Gottesgelehrten haben diese ganzliche Veränderung des jüdischen Volks verschiedentlich zu erklären gesucht, und einer, der die Unzulänglichkeit aller dieser verschiednen Erklärungen sehr wohl gezeigt hat, wollte endlich „die augenscheinliche Erfüllung der über die Babylonische Gefangenschaft und die Wiederherstellung aus derselben ausgesprochenen und aufgeschriebnen Weissagungen“ für die wahre Ursache derselben angeben. Aber auch diese Ursache kann nur insofern die wahre sein, als sie die nun erst veredelten Begriffe von Gott voraussetzt. Die Juden mußten nun erst erkannt haben, daß Wundertun und das Künftige Vorhersagen nur Gott zukomme, welches beides sie sonst auch den falschen Gotzen beigelegt hatten, wodurch eben Wunder und Weissagungen bisher nur einen so schwachen, vergänglichén Eindruck auf sie gemacht hatten.

§ 42

Ohne Zweifel waren die Juden unter den Chaldaern und Persern auch mit der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele bekannter geworden. Vertrauter mit ihr wurden sie in den Schulen der griechischen Philosophen in Aegypten.

§ 43

Doch da es mit dieser Lehre in Ansehung ihrer heiligen Schriften die Bewandnis nicht hatte, die es mit der Lehre von der Einheit und den Eigenschaften Gottes gehabt hatte, da jene von dem sinnlichen Volke darin war groblich übersehen worden, diese aber gesucht sein wolke; da auf diese noch Vorubungen nötig gewesen waren und also nur Anspielungen und Fingerzeige stattgehabt hatten. so konnte der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele natürlicherweise nie der Glaube des gesamten Volks werden. Er war und blieb nur der Glaube einer gewissen Sekte desselben

§ 44.

Eine Vorubung auf die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele nenne ich z. E. die gottliche Androhung, die Missetat des Vaters an seinen Kindern bis ins dritte und vierte Glied zu strafen. Dies gewohnte die Vater, in Gedanken mit ihren spätesten Nachkommen zu leben und das Unglück, welches sie über diese Unschuldige gebracht hatten, vorauszufühlen.

§ 45

Eine Anspielung nenne ich, was bloß die Neugierde reizen und eine Frage veranlassen sollte, als die oft vollkommene Redensart. „zu seinen Vätern versammelt werden“ für „sterben“.

§ 46

Einen Fingerzeig nenne ich, was schon irgendeinen Keim enthält, aus welchem sich die noch zurückgehaltene Wahrheit entwickeln läßt. Dergleichen war Christi Schluß aus der Benennung. Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. Dieser Fingerzeig scheint mir allerdings in einen strengen Beweis ausgebildet werden zu können.

§ 47.

In solchen Vorübungen, Anspielungen, Fingerzeigen besteht die positive Vollkommenheit eines Elementarbuches, sowie die oben erwähnte Eigenschaft, daß es den Weg zu den noch zurückgehaltenen Wahrheiten nicht erschwere oder versperre, die negative Vollkommenheit desselben war

§ 48.

Setzt hierzu noch die Einkleidung und den Stil – 1) die Einkleidung der nicht wohl zu übergehenden abstrakten Wahrheiten in Allegorien und lehrreiche einzelne Fälle, die als wirklich geschehen erzählt werden. Dergleichen sind die Schöpfung unter dem Bilde des werdenden Tages, die Quelle des moralischen Bösen in der Erzählung vom verbotenen Baume, der Ursprung der mancherlei Sprachen in der Geschichte vom Turmbau zu Babel usw.

§ 49

2) den Stil – bald plan und einfältig, bald poetisch, durchaus voll Tautologien, aber solchen, die den Scharfsinn üben, indem sie bald etwas anders zu sagen scheinen und doch das nämliche sagen, bald das nämliche zu sagen scheinen und im Grunde etwas anders bedeuten oder bedeuten können –

§ 50.

Und ihr habt alle gute Eigenschaften eines Elementarbuches sowohl für Kinder als für ein kindisches Volk.

§ 51.

Aber jedes Elementarbuch ist nur für ein gewisses Alter. Das ihm entwachsene Kind länger, als die Meinung gewesen, dabei zu verweilen, ist schädlich. Denn um dieses auf eine nur einigermaßen nützliche Art tun zu können, muß man mehr hineinlegen, als darin liegt, mehr hineintragen, als es fassen kann. Man muß der Anspielungen

und Fingerzeige zu viel suchen und machen, die Allegorieen zu genau ausschütteln, die Beispiele zu umständlich deuten, die Worte zu stark pressen. Das gibt dem Kinde einen kleinlichen, schiefen, spitzfindigen Verstand, das macht es geheimnisreich, abergläubisch, voll Verachtung gegen alles Faßliche und Leichte

§ 52

Die nämliche Weise, wie die Rabbinen ihre heiligen Bücher behandelten! Der nämliche Charakter, den sie dem Geiste ihres Volks dadurch erteilten!

§ 53.

Ein beßrer Padagog muß kommen und dem Kinde das erschöpfte Elementarbuch aus den Händen reißen. — Christus kam

§ 54.

Der Teil des Menschengeschlechts, den Gott in einen Erziehungsplan hatte fassen wollen — er hatte aber nur denjenigen in einen fassen wollen, der durch Sprache, durch Handlung, durch Regierung, durch andere natürliche und politische Verhältnisse in sich bereits verbunden war — war zu dem zweiten großen Schritte der Erziehung reif.

§ 55

Das ist dieser Teil des Menschengeschlechts war in der Ausübung seiner Vernunft so weit gekommen, daß es zu seinen moralischen Handlungen edlere, würdigere Bewegungsgründe bedurfte und brauchen konnte, als zeitliche Belohnung und Strafen waren, die ihn bis hier geleitet hatten. Das Kind wird Knabe. Leckerei und Spielwerk weicht der aufkeimenden Begierde, ebenso frei, ebenso geehrt, ebenso glücklich zu werden, als es sein älteres Geschwister sieht.

§ 56.

Schon längst waren die Bessern von jenem Teile des Menschengeschlechts gewohnt, sich durch einen Schatten solcher edlern Bewegungsgründe regieren zu lassen. Um nach diesem Leben auch nur in dem Andenken seiner Mitbürger fortzuleben, tat der Grieche und Römer alles.

§ 57

Es war Zeit, daß ein andres, wahres, nach diesem Leben zu gewärtigendes Leben Einfluß auf seine Handlungen gewonne.

§ 58.

Und so ward Christus der erste zuverlässige, praktische Lehrer der Unsterblichkeit der Seele.

§ 59

Der erste zuverlässige Lehrer – Zuverlässig durch die Weissagungen, die in ihm erfüllt schienen, zuverlässig durch die Wunder, die er verrichtete, zuverlässig durch seine eigene Wiederbelebung nach einem Tode, durch den er seine Lehre versiegelt hatte. Ob wir noch jetzt diese Wiederbelebung, diese Wunder beweisen können, das lasse ich dahingestellt sein, so wie ich es dahingestellt sein lasse, wer die Person dieses Christus gewesen. Alles das kann damals zur Annehmung seiner Lehre wichtig gewesen sein, jetzt ist es zur Erkennung der Wahrheit dieser Lehre so wichtig nicht mehr.

§ 60.

Der erste praktische Lehrer – Denn ein anders ist die Unsterblichkeit der Seele als eine philosophische Spekulation vermuten, wünschen, glauben: ein anders, seine innern und äußern Handlungen darnach einrichten.

§ 61.

Und dieses wenigstens lehrte Christus zuerst. Denn ob es gleich bei manchen Völkern auch schon vor ihm eingeführter Glaube war, daß böse Handlungen noch in jenem Leben bestraft wurden, so waren es doch nur solche, die der bürgerlichen Gesellschaft Nachteil brachten und daher auch schon in der bürgerlichen Gesellschaft ihre Strafe hatten. Eine innere Reinigkeit des Herzens in Hinsicht auf ein andres Leben zu empfehlen, war ihm allein vorbehalten.

§ 62.

Seine Jünger haben diese Lehre getreulich fortgepflanzt. Und wenn sie auch kein ander Verdienst hatten, als daß sie einer Wahrheit, die Christus nur allein für die Juden bestimmt zu haben schien, einen allgemeinen Umlauf unter mehrern Völkern verschafft hätten, so wären sie schon darum unter die Pfleger und Wohltäter des Menschengeschlechtes zu rechnen.

§ 63.

Daß sie aber diese eine große Lehre noch mit andern Lehren versetzten, deren Wahrheit weniger einleuchtend, deren Nutzen weniger erheblich war. wie konnte das anders sein? Laßt uns sie darum nicht schelten, sondern vielmehr mit Ernst untersuchen, ob nicht selbst diese beigemischten Lehren ein neuer Richtungsstoß für die menschliche Vernunft geworden.

§ 64.

Wenigstens ist es schon aus der Erfahrung klar, daß die neutestamentlichen Schriften, in welchen sich diese Lehren nach einiger

Zeit aufbewahrt fanden, das zweite beßre Elementarbuch für das Menschengeschlecht abgegeben haben und noch abgeben

§ 65

Sie haben seit siebzehnhundert Jahren den menschlichen Verstand mehr als alle andere Bücher beschäftigt, mehr als alle andere Bücher erleuchtet, sollte es auch nur das Licht sein, welches der menschliche Verstand selbst hineintrug.

§ 66.

Unmöglich hätte irgendein ander Buch unter so verschiednen Völkern so allgemein bekannt werden können; und unstreitig hat das, daß so ganz ungleiche Denkungsarten sich mit diesem nämlichen Buche beschäftigten, den menschlichen Verstand mehr fortgeholfen, als wenn jedes Volk für sich besonders sein eignes Elementarbuch gehabt hatte

§ 67.

Auch war es höchst nötig, daß jedes Volk dieses Buch eine Zeitlang für das Non plus ultra seiner Erkenntnisse halten mußte. Denn dafür muß auch der Knabe sein Elementarbuch vors erste ansehen, damit die Ungeduld, nur fertig zu werden, ihn nicht zu Dingen fortreißt, zu welchen er noch keinen Grund gelegt hat.

§ 68

Und was noch itzt höchst wichtig ist: – Hute dich, du fähigeres Individuum, der du an dem letzten Blatte dieses Elementarbuches stampfst und glühst, hute dich, es deine schwachere Mitschüler merken zu lassen, was du witterst oder schon zu sehen beginnest!

§ 69.

Bis sie dir nach sind, diese schwachere Mitschüler, – kehre lieber noch einmal selbst in dieses Elementarbuch zurück und untersuche, ob das, was du nur für Wendungen der Methode, für Luckenbüßer der Didaktik hältst, auch wohl nicht etwas mehrers ist.

§ 70.

Du hast in der Kindheit des Menschengeschlechts an der Lehre von der Einheit Gottes gesehen, daß Gott auch bloße Vernunftswahrheiten unmittelbar offenbaret oder verstattet und einleitet, daß bloße Vernunftswahrheiten als unmittelbar geoffenbarte Wahrheiten ein Zeitlang gelehrt werden, um sie geschwinder zu verbreiten und sie fester zu gründen.

§ 71.

Du erfährst in dem Knabenalter des Menschengeschlechtes an der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele das nämliche. Sie wird in dem zweiten bessern Elementarbuch als Offenbarung gepredigt, nicht als Resultat menschlicher Schlüsse gelehrt.

§ 72.

So wie wir zur Lehre von der Einheit Gottes nunmehr des Alten Testaments entbehren können; so wie wir allmählich zur Lehre von der Unsterblichkeit der Seele auch des Neuen Testaments entbehren zu können anfangen. konnten in diesem nicht noch mehr dergleichen Wahrheiten vorgespiegelt werden, die wir als Offenbarungen so lange anstaunen sollten, bis sie die Vernunft aus ihren andern ausgemachten Wahrheiten herleiten und mit ihnen verbinden lernen?

§ 73.

Z. E. die Lehre von der Dreieinigkeit – Wie, wenn diese Lehre den menschlichen Verstand, nach unendlichen Verirrungen rechts und links, nur endlich auf den Weg bringen sollte, zu erkennen, daß Gott in dem Verstande, in welchem endliche Dinge eins sind, unmöglich eins sein könne, daß auch seine Einheit eine transzendente Einheit sein müsse, welche eine Art von Mehrheit nicht ausschließt? – Muß Gott wenigstens nicht die vollständigste Vorstellung von sich selbst haben? d. i. eine Vorstellung, in der sich alles befindet, was in ihm selbst ist? Wurde sich aber alles in ihr finden, was in ihm selbst ist, wenn auch von seiner notwendigen Wirklichkeit sowie von seinen übrigen Eigenschaften sich bloß eine Vorstellung, sich bloß eine Möglichkeit fände? Diese Möglichkeit erschöpft das Wesen seiner übrigen Eigenschaften; aber auch seiner notwendigen Wirklichkeit? Mich dünkt nicht. – Folglich kann entweder Gott gar keine vollständige Vorstellung von sich selbst haben, oder diese vollständige Vorstellung ist eben so notwendig wirklich, als er es selbst ist usw. – Freilich ist das Bild von mir im Spiegel nichts als eine leere Vorstellung von mir, weil es nur das von mir hat, wovon Lichtstrahlen auf seine Fläche fallen. Aber wenn denn nun dieses Bild alles, alles ohne Ausnahme hatte, was ich selbst habe, wurde es sodann auch noch eine leere Vorstellung oder nicht vielmehr eine wahre Verdopplung meines Selbst sein? – Wenn ich eine ähnliche Verdopplung in Gott zu erkennen glaube, so irre ich mich vielleicht nicht sowohl, als daß die Sprache meinen Begriffen unterliegt, und so viel bleibt doch immer unwidersprechlich, daß diejenigen, welche die Idee davon popular machen wollen, sich schwerlich faßlicher und

schicklicher hatten ausdrücken können als durch die Benennung eines Sohnes, den Gott von Ewigkeit zeugt.

§ 74.

Und die Lehre von der Erbsünde — Wie, wenn uns endlich alles überfuhrte, daß der Mensch auf der ersten und niedrigsten Stufe seiner Menschheit schlechterdings so Herr seiner Handlungen nicht sei, daß er moralischen Gesetzen folgen könne?

§ 75

Und die Lehre von der Genugtuung des Sohnes. — Wie, wenn uns endlich alles notigte anzunehmen, daß Gott, ungeachtet jener ursprünglichen Unvermögenheit des Menschen, ihm dennoch moralische Gesetze lieber geben und ihm alle Übertretungen in Rücksicht auf seinen Sohn, d. i. in Rücksicht auf den selbständigen Umfang aller seiner Vollkommenheiten, gegen den und in dem jede Unvollkommenheit des Einzelnen verschwindet, lieber verzeihen wollen, als daß er sie ihm nicht geben und ihn von aller moralischen Glückseligkeit ausschließen wollen, die sich ohne moralische Gesetze nicht denken läßt?

§ 76.

Man wende nicht ein, daß dergleichen Vernunftereien über die Geheimnisse der Religion untersagt sind — Das Wort Geheimnis bedeutete in den ersten Zeiten des Christentums ganz etwas anders, als wir itzt darunter verstehn, und die Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftwahrheiten ist schlechterdings notwendig, wenn dem menschlichen Geschlechte damit geholfen sein soll. Als sie geoffenbarer wurden, waren sie freilich noch keine Vernunftwahrheiten, aber sie wurden geoffenbaret, um es zu werden. Sie waren gleichsam das Fazit, welches der Rechenmeister seinen Schülern voraussagt, damit sie sich im Rechnen einigermaßen darnach richten können. Wollten sich die Schüler an dem vorausgesagten Fazit begnügen, so wurden sie nie rechnen lernen und die Absicht, in welcher der gute Meister ihnen bei ihrer Arbeit einen Leitfaden gab, schlecht erfüllen.

§ 77.

Und warum sollten wir nicht auch durch eine Religion, mit deren historischen Wahrheit, wenn man will, es so mißlich aussieht, gleichwohl auf nähere und bessere Begriffe vom göttlichen Wesen, von unsrer Natur, von unsern Verhältnissen zu Gott geleitet werden können, auf welche die menschliche Vernunft von selbst nimmermehr gekommen wäre?

§ 78.

Es ist nicht wahr, daß Spekulationen über diese Dinge jemals Unheil gestiftet und der bürgerlichen Gesellschaft nachteilig geworden. – Nicht den Spekulationen – dem Unsinne, der Tyrannei, diesen Spekulationen zu steuern, Menschen, die ihre eigenen hatten, nicht ihre eigenen zu gönnen, ist dieser Vorwurf zu machen.

§ 79.

Vielmehr sind dergleichen Spekulationen – mögen sie im einzelnen doch ausfallen, wie sie wollen – unstreitig die schicklichsten Übungen des menschlichen Verstandes überhaupt, solange das menschliche Herz überhaupt höchstens nur vermögend ist, die Tugend wegen ihrer ewigen glückseligen Folgen zu lieben.

§ 80.

Denn bei dieser Eigennutzigkeit des menschlichen Herzens auch den Verstand nur allein an dem üben wollen, was unsere körperlichen Bedürfnisse betrifft, wurde ihn mehr stumpfen als wetzen heißen. Er will schlechterdings an geistigen Gegenständen geübt sein, wenn er zu seiner völligen Aufklärung gelangen und diejenige Reinigkeit des Herzens hervorbringen soll, die uns die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben fähig macht.

§ 81.

Oder soll das menschliche Geschlecht auf diese höchste Stufen der Aufklärung und Reinigkeit nie kommen? Nie?

§ 82.

Nie? – Laß mich diese Lästerung nicht denken, Allgütiger! – Die Erziehung hat ihr Ziel, bei dem Geschlechte nicht weniger als bei dem Einzelnen. Was erzogen wird, wird zu etwas erzogen.

§ 83.

Die schmeichelnden Aussichten, die man dem Junglinge eröffnet, die Ehre, der Wohlstand, die man ihm vorspiegelt was sind sie mehr als Mittel, ihn zum Manne zu erziehen, der auch dann, wenn diese Aussichten der Ehre und des Wohlstandes wegfallen, seine Pflicht zu tun vermögend sei.

§ 84.

Da1auf zwecke die menschliche Erziehung ab und die göttliche reiche dahin nicht? Was der Kunst mit dem Einzelnen gelingt, sollte der Natur nicht auch mit dem Ganzen gelingen? Lästerung! Lästern!

§ 85.

Nein, sie wird kommen, sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand einer immer bessern Zukunft sich fuhlet, von dieser Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu seinen Handlungen zu erborgen nicht nötig haben wird, da er das Gute tun wird, weil es das Gute ist, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf gesetzt sind, die seinen flatterhaften Blick ehemals bloß heften und starken sollten, die innern bessern Belohnungen desselben zu erkennen.

§ 86.

Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, die uns selbst in den Elementarbüchern des Neuen Bundes versprochen wird.

§ 87

Vielleicht, daß selbst gewisse Schwärmer des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts einen Strahl dieses neuen, ewigen Evangeliums aufgefangen hatten und nur darin irrten, daß sie den Ausbruch desselben so nahe verkündigten.

§ 88.

Vielleicht war ihr dreifaches Alter der Welt keine so leere Grille, und gewiß hatten sie keine schlimme Absichten, wenn sie lehrten, daß der Neue Bund ebensowohl antiquieret werden müsse, als es der Alte geworden. Es blieb auch bei ihnen immer die nämliche Ökonomie des nämlichen Gottes Immer – sie meine Sprache sprechen zu lassen – der nämliche Plan der allgemeinen Erziehung des Menschengeschlechts.

§ 89

Nur daß sie ihn übereilten, nur daß sie ihre Zeitgenossen, die noch kaum der Kindheit entwachsen waren, ohne Aufklärung, ohne Vorbereitung, mit eins zu Männern machen zu können glaubten, die ihres dritten Zeitalters würdig waren.

§ 90

Und eben das machte sie zu Schwärmern. Der Schwärmer tut oft sehr richtige Blicke in die Zukunft, aber er kann diese Zukunft nur nicht erwarten. Er wünscht diese Zukunft beschleuniget und wünscht, daß sie durch ihn beschleuniget werde. Wozu sich die Natur Jahrtausende Zeit nimmt, soll in dem Augenblicke seines Daseins reifen. Denn was hat er davon, wenn das, was er für das Bessere erkennt, nicht noch bei seinen Lebzeiten das Bessere wird?

Kommt er wieder? Glaubt er wiederzukommen? — Sonderbar, daß diese Schwärmerei allein unter den Schwärmern nicht mehr Mode werden will!

§ 91.

Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln! — Laß mich an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte mir scheinen sollten zurückzugehen! — Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist.

§ 92.

Du hast auf deinem ewigen Wege soviel mitzunehmen, soviel Seitenschritte zu tun! — Und wie? wenn es nun gar so gut als ausgemacht wäre, daß das große langsame Rad, welches das Geschlecht seiner Vollkommenheit näherbringt, nur durch kleinere schnellere Räder in Bewegung gesetzt wurde, deren jedes sein Einzelnes eben dahin liefert?

§ 93.

Nicht anders! Eben die Bahn, auf welcher das Geschlecht zu seiner Vollkommenheit gelangt, muß jeder einzelne Mensch (der früher, der später) erst durchlaufen haben. — „In einem und ebendemselben Leben durchlaufen haben? Kann er in ebendemselben Leben ein sinnlicher Jude und ein geistiger Christ gewesen sein? Kann er in ebendemselben Leben beide überholet haben?“

§ 94

Das wohl nun nicht! — Aber warum konnte jeder einzelne Mensch auch nicht mehr als einmal auf dieser Welt vorhanden gewesen sein?

§ 95.

Ist diese Hypothese darum so lächerlich, weil sie die älteste ist? weil der menschliche Verstand, ehe ihn die Sophisterei der Schule zerstreut und geschwächt hatte, sogleich darauf verfiel?

§ 96.

Warum konnte auch ich nicht hier bereits einmal alle die Schritte zu meiner Vervollkommenung getan haben, welche bloß zeitliche Strafen und Belohnungen den Menschen bringen können?

§ 97.

Und warum nicht ein andermal alle die, welche zu tun uns die Ausichten in ewige Belohnungen so mächtig helfen?

§ 98

Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen geschickt bin? Bringe ich auf einmal so viel weg, daß es der Muhe wiederzukommen etwa nicht lohnt?

§ 99.

Darum nicht? – Oder weil iches vergesse, daß ich schon dagewesen? Wohl mir, daß ich das vergesse! Die Erinnerung meiner vorigen Zustände wurde mir nur einen schlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auf itzt vergessen muß, habe ich denn das auf ewig vergessen?

§ 100

Oder weil so zu viel Zeit für mich verloren gehen wurde? – Verloren? – Und was habe ich denn zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?

DIE RELIGION CHRISTI

Denn der Vater will auch haben, die ihn also anbeten.

S: Johannes

§ 1.

Ob Christus mehr als Mensch gewesen, das ist ein Problem. Daß er wahrer Mensch gewesen, wenn er es überhaupt gewesen; daß er nie aufgehört hat, Mensch zu sein das ist ausgemacht

§ 2.

Folglich sind die Religion Christi und die christliche Religion zwei ganz verschiedene Dinge

§ 3.

Jene, die Religion Christi, ist diejenige Religion, die er als Mensch selbst erkannte und übte, die jeder Mensch mit ihm gemein haben kann, die jeder Mensch um so viel mehr mit ihm gemein zu haben wünschen muß, je erhabener und lebenswürdiger der Charakter ist, den er sich von Christo als bloßen Menschen macht.

§ 4

Diese, die christliche Religion, ist diejenige Religion, die es für wahr annimmt, daß er mehr als Mensch gewesen, und ihn selbst als solchen zu einem Gegenstand ihrer Verehrung macht

§ 5.

Wie beide diese Religionen, die Religion Christi sowohl als die christliche, in Christo als in einer und eben derselben Person bestehen können, ist unbegreiflich

§ 6.

Kaum lassen sich die Lehren und Grundsätze beider in einem und ebendenselben Buche finden. Wenigstens ist augenscheinlich, daß jene, nämlich die Religion Christi, ganz anders in den Evangelisten enthalten ist als die christliche.

§ 7.

Die Religion Christi ist mit den klarsten und deutlichsten Worten darin enthalten,

§ 8

Die christliche hingegen so ungewiß und vieldeutig, daß es schwerlich eine einzige Stelle gibt, mit welcher zwei Menschen, so lange als die Welt steht, den nämlichen Gedanken verbunden haben

BRIEFE

An Justina Salome Lessing

Berlin, den 20. Jan. 1749.

Hochzuehrende Frau Mutter!

Ich wurde nicht so lange angestanden haben, an Sie zu schreiben, wenn ich Ihnen was Angenehmes zu schreiben gehabt hätte. Klagen aber und Bitten zu lesen, müssen Sie eben schon so satt sein, als ich bin, sie vorzutragen. Glauben Sie auch nur nicht, daß Sie das Geringste davon in diesen Zeilen finden werden. Ich besorge nur, daß ich bei Ihnen in den Verdachte einer allzugeringen Liebe und Hochachtung, die ich Ihnen schuldig bin, stehe. Ich besorge nur, daß Sie glauben werden, meine jetzige Aufführung komme aus lauter Ungehorsam und Bosheit. Diese Besorgnis macht mich unruhig. Und wenn sie gegründet sein sollte, so wurde mich es desto arger schmerzen, je unschuldiger ich mich weiß. Erlauben Sie mir derothalben, daß ich nur mit wenig Zügen Ihnen meinen ganzen Lebenslauf auf Universitäten abmahlen darf, ich bin gewiß versichert, Sie werden alsdann mein jetziges Verfahren gutiger beurteilen. Ich komme jung von Schulen, in der gewissen Überzeugung, daß mein ganzes Glück in den Büchern bestehe. Ich komme nach Leipzig, an einen Ort, wo man die ganze Welt in Kleinen sehen kann. Ich lebte die ersten Monate so eingezogen, als ich in Meißen nicht gelebt hatte. Stets bei den Büchern, nur mit mir selbst beschäftigt, dachte ich eben so selten an die übrigen Menschen als vielleicht an Gott. Dieses Geständnis kommt mir etwas sauer an, und mein einziger Trost dabei ist, daß mich nichts Schlimmers als der Fleiß so närrisch machte. Doch es dauerte nicht lange, so gingen mir die Augen auf: soll ich sagen, zu meinem Glücke oder zu meinem Unglücke? Die künftige Zeit wird es entscheiden. Ich lernte einsehen, die Bücher wurden mich wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einen Menschen machen. Ich wagte mich von meiner Stube unter meinesgleichen. Guter Gott! was vor eine Ungleichheit wurde ich zwischen mir und andern gewahr. Eine bauersche Schlichternheit, ein ver-

wilderter und ungebauter Körper, eine ganzliche Unwissenheit in Sitten und Umgange, verhaßte Mienen, aus welchen jedermann seine Verachtung zu lesen glaubte, das waren die guten Eigenschaften, die mir bei meiner eignen Beurteilung übrig blieben Ich empfand eine Scham, die ich niemals empfunden hatte Und die Wirkung derselben war der feste Entschluß, mich huerinne zu bessern, es koste was es wolle. Sie wissen selbst, wie ich es anfang. Ich lernte tanzen, fechten, voltigieren. Ich will in diesen Briefe meine Fehler aufrichtig bekennen, ich kann auch also das Gute von mir sagen. Ich kam in diesen Übungen so weit, daß mich diejenigen selbst, die mir in Voraus alle Geschicklichkeit darinnen absprechen wollten, einigermaßen bewunderten. Dieser gute Anfang ermunterte mich heftig Mein Körper war ein wenig geschickter worden, und ich suchte Gesellschaft, um nun auch leben zu lernen. Ich legte die ernsthaften Bücher eine Zeitlang auf die Seite, um mich in denjenigen umzusehn, die weit angenehmer und vielleicht ebenso nützlich sind. Die Komodien kamen mir zur erst in die Hand. Es mag unglaublich vorkommen, wenn es will, mir haben sie sehr große Dienste getan. Ich lernte daraus eine artige und gezwungne, eine grobe und naturliche Aufführung unterscheiden. Ich lernte wahre und falsche Tugenden daraus kennen und die Laster eben so sehr wegen ihres Lächerlichen als wegen ihrer Schandlichkeit fliehen. Habe ich aber alles dieses nur in eine schwache Ausübung gebracht, so hat es gewiß mehr an andern Umständen als an meinen Willen geteilt. Doch bald hatte ich den vornehmsten Nutzen, den die Lustspiele bei mir gehabt haben, vergessen. Ich lernte mich selbst kennen, und seit der Zeit habe ich gewiß über niemanden mehr gelacht und gespottet als über mich selbst. Doch ich weiß nicht, was mich damals vor eine Torheit überfiel, daß ich auf den Entschluß kam, selbst Komodien zu machen. Ich wagte es, und als sie aufgeführt wurden, wollte man mich versichern, daß ich nicht unglücklich darinne ware. Man darf mich nur in einer Sache loben, wenn man haben will, daß ich sie mit mehreren Ernste treiben soll. Ich sann daher Tag und Nacht, wie ich in einer Sache eine Stärke zeigen mochte, in der, wie ich glaubte, sich noch kein Deutscher allzusehr hervorgetan hatte. Aber plötzlich ward ich in meinen Bemühungen durch Dero Befehl, nach Hause zu kommen, gestoret. Was daselbst vorgegangen, können Sie selbst noch allzuwohl wissen, als daß ich Ihnen durch eine unnutze Wiederholung verdrüsslich falle. Man legte mir sonderlich die Bekanntschaft mit gewissen Leuten, in die ich zufälligerweise gekommen war, zur Last. Doch hatte ich es dabei

Dero Gutgkeit zu danken, daß mir andere Verdrüßlichkeiten, an denen einige Schulden Ursache waren, nicht so heftig vorgerückt wurden. Ich blieb ein ganzes Vierteljahr in Kamenz, wo ich weder müßig noch fleißig war. Gleich von Anfange hätte ich meiner Unentschließigkeit, welches Studium ich wohl erwählen wollte, erwähnen sollen. Man hatte derselben nun über Jahr und Tag nachgesehn. Und Sie werden sich zu erinnern belieben, gegen was ich mich auf Ihr dringendes Anhalten erklärte. Ich wollte Medicinam studieren. Wie übel Sie aber damit zufrieden waren, will ich nicht wiederholen. Bloß Ihnen zu Gefallen zu leben, erklärte ich mich noch über dieses, daß ich mich nicht wenig auf Schulsachen legen wollte, und daß es mir gleich sein wurde, ob ich einmal durch dieses oder jenes fortkäme. In diesem Vorsatze reiste ich wieder nach Leipzig. Meine Schulden waren bezahlt, und ich hätte nichts weniger vermutet als wieder darein zu verfallen. Doch meine wertlaufige Bekanntschaft und die Lebensart, die meine Bekannte an mir gewohnt waren, ließen mich an eben dieser Klippe nochmals scheitern. Ich sahe allzu deutlich, wenn ich in Leipzig bleibe, so werde ich nimmermehr mit dem, was mir bestimmt ist, auskommen können. Der Verdruß, den ich hatte, Ihnen neue Ungelegenheit zu verursachen, brachte mich auf den Entschluß, von Leipzig wegzugehen. Ich erwählte Berlin gleich anfangs zu meiner Zuflucht. Es mußte sich wunderlich schicken, daß mich gleich zu der Zeit Herr Lessing aus Wittenberg besuchte. Ich reisete mit ihn nach kurzer Zeit dahin ab, einige Tage mich daselbst aufzuhalten und umzusehn und alsdann noch zur Sonnenfinsternis in Berlin zu sein. Aber ich ward krank. Ich bin mir niemals selbst zu einer unertraglichern Last gewesen als damals. Doch ich hielt es einigermaßen für eine gottliche Schickung, wenn es nicht was Unanständiges ist, daß man auch in solchen kleinen und geringen Sachen sich auf sie berufen will. Nach meiner Genesung beschloß ich, mit des H. Vaters Einwilligung in Wittenberg den Winter über zu verbleiben, und hoffte gewiß, dasjenige wieder zu ersparen, was ich in Leipzig zugesetzt hatte. Doch ich wurde bald gewahr, daß das, was in meiner Krankheit und durch andre Umstände, die ich aber jetzo verschweigen will, aufgegangen war, mehr als ein Quartal Stipendia ausmachte. Der alte Vorsatz wachte also bei mir wieder auf, nach Berlin zu gehen. Ich kam und bin noch da, in was vor Umständen, wissen Sie selbst am besten. Ich hatte längst unterkommen können, wenn ich mir, was die Kleidung anbelangt, ein bessers Ansehen hatte machen können. Es ist dieses in einer Stadt gar zu nötig, wo man meistens den Augen

in Beurteilung eines Menschen trauet. Nun beinahe vor einem Jahre hatten Sie mir eine neue Kleidung zu versprechen die Gutigkeit gehabt. Sie mögen daraus schließen, ob meine letzte Bitte allzu unbesonnen gewesen ist. Sie schlagen es mir ab unter dem Vorwande, als ob ich, ich weiß nicht wem zu Gefallen hier in Berlin ware. Ich will nicht zweifeln, daß meine Stipendia wenigstens noch bis Ostern dauern sollten. Ich glaube also, daß meine Schulden genugsam damit können bezahlt werden. Aber ich sehe wohl, daß die nachtheilig gefaßte Meinung von einem Menschen, der, wenn er mir auch sonst nie Gefälligkeiten erzeugt hatte, mir sie doch gewiß jetzo erzeugt, da sie mir just am nötigsten sind, daß, sage ich, diese nachtheilig gefaßte Meinung die vornehmste Ursache ist, warum Sie mir in meinen Unternehmungen so sehr zuwider sind. Es scheint ja, als wenn Sie ihn vor einen Abscheu aller Welt hielten. Geht dieser Haß nicht zu weit? Mein Trost ist, daß ich in Berlin eine Menge rechtschaffner und vornehmer Leute finde, die ebensoviel aus ihm machen als ich. Doch Sie sollen sehn, daß ich nicht an ihn gebunden bin. Sobald als ich eine nochmalige Antwort von Ihnen erhalte, worinne Sie mir eben das sagen, was ich aus den letzten Briefe habe schließen müssen, will ich mich ungesäumt von Berlin wegbegeben. Nach Hause komme ich nicht. Auf Universitäten gehe ich jetzo auch nicht wieder, weil außerdem die Schulden mit meinem Stipendius nicht können bezahlt werden und ich Ihnen diesen Aufwand nicht zumuten kann. Ich gehe ganz gewiß nach Wien, Hamburg oder Hannover. Doch können Sie versichert sein, daß ich, ich mag sein wo ich will, allezeit schreiben und niemals die Wohltaten vergessen werde, die ich von Ihnen so lange genossen. Ich finde an allen drei Örtern sehr gute Bekannte und Freunde von mir. Wenn ich auf meiner Wanderschaft nichts lerne, so lerne ich mich doch in die Welt schicken. Nutzen genug! Ich werde doch wohl noch an einen Ort kommen, wo sie so einen Flickstein brauchen wie mich. Darf ich noch was bitten, so ist es dieses, daß Sie gewiß glauben mögen, daß ich meine Eltern allezeit so sehr wie mich geliebt habe. Ich werde an den H. Inspektor und H. Pastor Lindnern gewiß schreiben, sobald als es nicht mehr scheinen wird, daß meine Briefe nichts als eine Aufmunterung zu neuen Wohltaten sind. Durch meine Entfernung von Berlin glaube ich Ihnen kein geringes Merkmal meines Gehorsams zu geben, der ich auch zeitlebens verharren werde.

Dero gehorsamster Sohn

Lessing.

An Johann David Michaelis.

Berlin, den 16 Okt. 1754.

.....

Wenn ich von der uneingeschränkten Billigkeit Ewr. nicht vollkommen überzeugt wäre, so würde ich mich scheuen, Ihnen das erste Stuck meiner Theatralischen Bibliothek zu übersenden. Ich bin darn so frei gewesen, etwas auf diejenigen Erinnerungen zu erwidern, die Sie über meine Juden zu machen die Gutigkeit gehabt haben Ich hoffe, daß die Art, mit welcher ich es getan, Ihnen nicht zuwider sein wird. Nur des eingeruckten Briefes wegen bin ich einigermaßen in Sorgen. Wenn einige anstoßige Ausdrücke darin vorkommen sollten, die ich nicht billige, die ich aber kein Recht gehabt habe zu ändern, so bitte ich Ewr., beständig auf den Verfasser zurückzusehen Er ist wirklich ein Jude, ein Mensch von etlichen zwanzig Jahren, welcher, ohne alle Anweisung, in Sprachen, in der Mathematik, in der Weltweisheit, in der Poesie eine große Stärke erlangt hat. Ich sehe ihn im Voraus als eine Ehre seiner Nation an, wenn ihn anders sein eigne Glaubensgenossen zur Reife kommen lassen, die allezeit einer unglücklicher Verfolgungsgeist wider Leute seinesgleichen getrieben hat Seine Redlichkeit und sein philosophischer Geist laßt mich ihn im Voraus als einen zweiten Spinoza betrachten, dem zur volligen Gleichheit mit dem ersten nichts als seine Irrtumer fehlen werden.

Ewr. bezeugten in Dero Briefe eine für mich sehr schmeichelhafte Begierde, nähere Umstände von mir zu wissen und mich genauer zu kennen. Allein, kann man von einem Menschen ohne Bedienung, ohne Freunde, ohne Glück viel Wichtigers sagen als seinen Namen? Noch kann ich mich durch wenig anders als durch diesen unterscheiden Ich bin ein Oberlausitzer von Geburt, mein Vater ist oberster Prediger in Kamenz. — Welche Lobsprüche wurde ich ihm nicht beilegen, wenn er nicht mein Vater wäre! — Er ist einer von den ersten Übersetzern des Tillotsons. Ich habe in der Fürstenschule zu Meißen und hernach zu Leipzig und Wittenberg studiert Man setzt mich aber in eine große Verlegenheit, wenn man mich fragt, was? An dem letzten Orte bin ich Magister geworden. Ich bin also etwas mehr als ein bloßer Student, wie mich der Herr Pastor Lange nennt, und etwas weniger als ein Prediger, für welchen mich der Herr Prof Walch gehalten hat. Ich befinde mich seit 1748 in Berlin und habe mich während dieser Zeit nur ein halb Jahr an einem andern Orte aufgehalten. Ich suche hier keine Beförderung; und ich lebe bloß

hier, weil ich an keinem andern großen Orte leben kann. — Wenn ich noch mein Alter hinzusetze, welches sich auf 25 Jahr belauft, — so ist mein Lebenslauf fertig. Was noch kommen soll, habe ich der Vorsicht überlassen. Ich glaube schwerlich, daß ein Mensch gegen das Zukunfuge gleichgültiger sein kann, als ich . . .

Ich bin mit der größten Hochachtung —

Lessing.

An George August von Breitenbach.

Leipzig, den 12. Dez. 1755.

Mein allerliebster Herr von Breitenbach,

Ich will nun aber nicht dispensiert sein, Ihnen zu antworten. Schreiben ich denn etwa so ungerne, daß Sie mir durch diese Dispensation eine wichtige Gefälligkeit zu erweisen glauben durften? Sie sind mir der rechte! Ich durfte sie nur annehmen, ich durfte Ihnen nur nicht antworten, wie bitter wurden Sie mich vor dem Gerichte unserer gemeinschaftlichen Freunde verklagen! Gleich dem Erzverführer, der alten Schlange, dem Satanas, welcher die armen Menschen zu sundigen verleitet und sie hernach — Nein, die Vergleichung wird zu tragisch! Ich lenke ein und komme auf ihre Inklination, die Sie hier in Leipzig zurückgelassen. Sie denken ich meine die Madame K*? Wahrhaftig nicht, ich meine die Brezeln. Ohne diese in Leipzig zu leben, wurde Ihnen, glaub ich, schmerzhafter sein, als es dem reichen Manne wird, in der Holle ohne einen Tropfen Wasser zu schmachten — Schon wieder ein Gleichnis aus der Holle? Merken Sie mir es nun bald an, daß ich an meinem D. Faust arbeite? Sie sollten mich in einer mitternachtlichen Stunde darüber sinnend sehen! Ich muß zum Entsetzen aussehen, wenn sich die schrecklichen Bilder, die mir in dem Kopfe herumschwarmen, nur halb auf meinem Gesicht ausdrücken. Wenn ich selbst darüber zum Zaubrer oder zum Fanatiker wurde! Konnten Sie mir nicht Ihre melancholische Einbildungskraft manchmal leihen, damit ich die meine nicht zu sehr anstrengen durfte? Ob Sie sie über die Prophezeiungen Daniels spintisieren oder mir an meinem Faust helfen ließen, das wurde wohl auf eins herauskommen. Es sind beides Wege zum Tollhause, nur daß jener der kürzeste und gewöhnlichste ist. Ich spare die Ausarbeitung der schrecklichsten Szenen auf England. Wenn sie mir dort, wo die überlegende Verzweiflung zu Hause ist, wo mehr als irgend die Unglücklichen

— *when they see all hope of fortune vanish'd,*
Submit and gain a temper by their ruine;

wenn sie mir, sag ich, da nicht gelingen, so gelingen sie mir nirgends.— Ich zitiere Ihnen deswegen eine englische Stelle, die Sie nicht verstehen, um mich wegen der unverständlichen Stellen, die in Ihrem Briefe sind, zu rachen. Eine Sprache, die man nicht versteht, und eine Hand, die man nicht entziffern kann, gehen in Ansehung der Deutlichkeit in einem Paare. Sie können doch noch den H. Moses oder den H. Muchler um die Verdolmetschung bitten, mir aber kann den ähnlichen Dienst hier niemand erzeigen, auch nicht einmal mein Setzer in der Druckerei.

Leben Sie wohl, und nehmen Sie mir meine Narrheit nicht übel, daß ich gern alles mochte lesen können, was mir meine Freunde schreiben. Ich bin mit aller Hochachtung für Ihre gelehrte Hand,

Dero gehorsamster Diener

G. E. Lessing.

An Moses Mendelssohn

Leipzig, den 21. Jan. 1756.

Liebster Freund,

Sorgen Sie nur nicht, ich verspreche Ihnen, daß Sie am Ende, wenn wir uns unser Briefverkehrs wegen berechnen werden, sehr wenige Prozent Verlust haben sollen, so wenige, daß Sie nicht anstehen werden, mir wieder neuen Kredit zu geben. Sie sind jetzt mit drei Briefen im Vorschusse, mit zwei geschriebnen und mit einem gedruckten. Aber was wollen drei Briefe sagen, wenn ich einmal ins Antworten kommen werde?

Erlauben Sie, daß ich jetzt des gedruckten zur erst gedenke. Noch habe ich ihn nur zweimal gelesen. Das erstemal beschäftigte mich der Freund so sehr, daß ich den Philosophen darüber vergaß. Ich empfand zu viel, um dabei denken zu können. Mehr sage ich Ihnen nicht; denn ich habe es nicht gelernt, in diesem Punkte ein Schwätzer zu sein. Ich will es nicht wagen, der Freundschaft, nach Ihnen, eine Lobrede zu halten; ich will nichts als mich von ihr hinreißen lassen. Mochte ich Ihrer Wahl so würdig sein, als Sie der meinigen sind! — Bei der zweiten Lesung war ich nur darauf bedacht, Ihre Gedanken zu fassen. Sie haben mir ungemein gefallen, ob ich mir gleich einige Einwurfe auf unsre mündliche Unterredung vorbehalte. Sie betreffen vornehmlich das zweite Stück, aus welchem Sie, nach den eignen Einräumungen des Rousseau, die Moralität den Menschen wieder zusprechen wollen, die *perfectibilité*. Ich weiß eigentlich noch

nicht, was Rousseau für einen Begriff mit diesem Worte verbindet, weil ich seine Abhandlung noch bis jetzt mehr durchgeblättert als gelesen habe. Ich weiß nur, daß ich einen ganz andern Begriff damit verbinde als einen, woraus sich das, was Sie daraus geschlossen haben, schließen ließe. Sie nehmen es für eine Bemühung, sich vollkommner zu machen; und ich verstehe bloß die Beschaffenheit eines Dinges darunter, vermöge welcher es vollkommner werden kann, eine Beschaffenheit, welche alle Dinge in der Welt haben, und die zu ihrer Fortdauer unumgänglich nötig war. Ich glaube, der Schöpfer mußte alles, was er erschuf, fähig machen, vollkommner zu werden, wenn es in der Vollkommenheit, in welcher er es erschuf, bleiben sollte. Der Wilde, zum Exempel, wurde ohne die Perfektibilität nicht lange ein Wilder bleiben, sondern gar bald nichts besser als irgend ein unvernünftiges Tier werden, er erhielt also die Perfektibilität nicht deswegen, um etwas bessers als ein Wilder zu werden, sondern deswegen, um nichts geringers zu werden. — Ich zweifle, ob ich mich deutlich genug ausdrücke; und zweifle noch mehr, ob mein Einwurf Stich halten wurde, wenn ich ihn auch noch so deutlich ausdrückte. Ich verspare ihn also, wie gesagt, auf unsere persönliche Zusammenkunft. Und wenn soll denn diese sein, werden Sie fragen? Ganz gewiß in den nächsten drei oder vier Wochen. Mein Reisegefährte will Berlin noch vor seiner Abreise sehen, weil uns unser Weg vielleicht nicht durchfahren mochte. Er will es, und Sie können sich leicht vorstellen, daß ich es ihm nicht auszureden suchen werde. Alsdann, liebster Freund, will ich mich umständlicher über Ihre Übersetzung so wohl als über Ihren Brief erklären, die ich beide bis jetzt nur loben kann.

In einem von Ihren Briefen fragen Sie mich, ob ich glaube, daß uns der Großmut Tränen auspressen könne, wenn sich kein Mitleiden in das Spiel mischt? Ich glaube es nicht, aber gleichwohl glaube ich, daß es Menschen gibt, welche bei dem *Soyons amis*, *Cinna* etc. weinen, weil mir diese Stelle nicht sogar ohne allen Anlaß zum Mitleiden scheint. Großmütige Vergebung kann oft eine von den hartesten Strafen sein, und wenn wir mit denen Mitleiden haben, welche Strafe leiden, so können wir auch mit denen Mitleiden haben, welche eine außerordentliche Vergebung annehmen müssen. Halten Sie es für unmöglich, daß Cinna selbst, bei den Worten *Soyons amis*, könne geweint haben? Hat aber Cinna weinen können, warum nicht andere mit ihm? Die Tränen des Cinna wurden die schmerzhaften Empfindungen seiner Reue verraten, und diese schmerzhaften Empfindungen können mein Mitleiden erwerben und können mir

Tränen kosten. In diesem Falle wäre Cinna der, welchen ich mitleidig beweinte. Für gewisse Gemüter kann es aber auch Augustus sein, welcher Mitleiden verdienet. Für unedle Gemüter vielleicht, welche eine solche Handlung der Großmuth für etwas sehr schweres ansehen, für etwas, das eine erstaunende Selbstüberwindung erfordere, welche ohne unangenehme Empfindungen nicht sein kann. Haben Sie noch niemanden aus Bosheit weinen sehen, weil er sich nicht rächen konnte? So einer kann natürlicherweise, glaub ich, den Augustus beweinen, weil er ihn in eben den Umständen vermutet, die ihm so schmerzhaft gewesen sind. Überhaupt, wenn Großmuth das edelmütige Bezeugen gegen unsre Feinde ist, so kann ich mir gar keinen Fall vorstellen, bei welchem nicht Mitleiden stattfinden sollte, welches seine Wirkungen mehr oder weniger äußert, nachdem z. E. der Dichter es durch Umstände mehr oder weniger fühlbar gemacht hat.

Ich wurde noch manches Geschwatz auskramen, wenn mich nicht eben jetzt ein unangenehmer Besuch überfiele. Es ärgert mich, daß ich aufhören muß, ich werde aber ehster Tage an H. M. Naumann schreiben und einen neuen Brief an Sie einschließen, ohne auf einen neuen von Ihnen zu warten, der mir aber desto angenehmer sein wird, je unerwarteter ich ihn bekommen werde . . . Leben Sie wohl, ich bin

Dero beständiger Freund

G. E. Lessing

An Friedrich Nicolai.

Leipzig, den 13. Nov. 1756

Liebster Freund! . . .

Ich danke Ihnen aufrichtig für den kurzen Auszug aus Ihrer Abhandlung über das Trauerspiel. Er ist mir auf mancherlei Weise sehr angenehm gewesen, und unter andern auch deswegen, weil er mir Gelegenheit gibt zu widersprechen. Überlegen Sie ja alles wohl, was ich darauf sagen werde; denn es konnte leicht sein, daß ich nicht alles wohl überlegt hätte — Ich will umwenden, um das freie Feld vor mir zu haben!

Vorläufiges Kompliment! Da die Absicht, warum ich gewisse Wahrheiten abhandle, die Art, wie ich sie abhandeln soll, bestimmen muß, und da jene es nicht allezeit erfordert, auf die allerersten Begriffe zurückzugehen; so wurde ich gar nichts wider Ihren Aufsatz

zu erinnern haben, wenn ich Sie nicht für einen Kopf hielte, der mehr als eine Absicht dabei hatte verbinden können.

Es kann sein, daß wir dem Grundsatz: Das Trauerspiel soll bessern, manches elende aber gutgemeinte Stück schuldig sind, es kann sein, sage ich, denn diese Ihre Anmerkung klingt ein wenig zu sinnreich, als daß ich sie gleich für wahr halten sollte. Aber das erkenne ich für wahr, daß kein Grundsatz, wenn man sich ihn recht gelaufig gemacht hat, bessere Trauerspiele kann hervorbringen helfen als der: Die Tragödie soll Leidenschaften erregen

Nehmen Sie einen Augenblick an, daß der erste Grundsatz eben so wahr als der andere sei, so kann man doch noch hinlangliche Ursachen angeben, warum jener bei der Ausübung mehr schlimme und dieser mehr gute Folgen haben müsse. Jener hat nicht deswegen schlimme Folgen, weil er ein falscher Grundsatz ist, sondern deswegen, weil er entfernter ist als dieser, weil er bloß den Endzweck angibt und dieser die Mittel. Wenn ich die Mittel habe, so habe ich den Endzweck, aber nicht umgekehrt. Sie müssen also stärkere Gründe haben, warum Sie hier vom Aristoteles abgehen, und ich wünschte, daß Sie mir einiges Licht davon gegeben hätten; denn dieser Verabsäumung schreiben Sie es nunmehr zu, daß Sie hier meine Gedanken lesen müssen, wie ich glaube, daß man die Lehre des alten Philosophen verstehen solle, und wie ich mir vorstelle, daß das Trauerspiel durch Erzeugung der Leidenschaften bessern kann.

Das meiste wird darauf ankommen was das Trauerspiel für Leidenschaften erregt. In seinen Personen kann es alle mögliche Leidenschaften wirken lassen, die sich zu der Würde des Stoffes schicken. Aber werden auch zugleich alle diese Leidenschaften in den Zuschauern rege? Wird er freudig? wird er verliebt? wird er zornig? wird er rachsüchtig? Ich frage nicht, ob ihn der Poet soweit bringt, daß er diese Leidenschaften in der spielenden Person billigt, sondern ob er ihn so weit bringt, daß er diese Leidenschaften selbst fühlt, und nicht bloß fühlt, ein anderer fühle sie?

Kurz, ich finde keine einzige Leidenschaft, die das Trauerspiel in dem Zuschauer rege macht, als das Mitleiden. Sie werden sagen: Erweckt es nicht auch Schrecken? erweckt es nicht auch Bewunderung? Schrecken und Bewunderung sind keine Leidenschaften, nach meinem Verstande. Was denn? Wenn Sie es in Ihrer Abschilderung getroffen haben, was Schrecken ist, *eris mihi magnus Apollo*, und wenn Sie es getroffen haben, was Bewunderung ist, *Phyllida solus habeto*.

Setzen Sie sich hier auf Ihre Richterstühle, meine Herren Nicolai und Moses. Ich will es sagen, was ich mir unter beiden vorstelle.

Das Schrecken in der Tragodie ist weiter nichts als die plötzliche Überraschung des Mitleids, ich mag den Gegenstand meines Mitleids kennen oder nicht. Z. E. endlich bricht der Priester damit heraus: „Du, Oedip bist der Mörder des Lajus!“ Ich erschrecke, denn auf einmal sehe ich den rechtschaffnen Oedip unglücklich; mein Mitleid wird auf einmal rege. Ein ander Exempel. Es erscheint ein Geist, ich erschrecke: der Gedanke, daß er nicht erscheinen wurde, wenn er nicht zu des einen oder zu des andern Unglück erschiene, die dunkle Vorstellung dieses Unglücks, ob ich den gleich noch nicht kenne, den es treffen soll, überraschen mein Mitleid, und dieses überraschte Mitleid heißt Schrecken. Belehren Sie mich eines Bessern, wenn ich Unrecht habe.

Nun zur Bewunderung! Die Bewunderung! o in der Tragodie, um mich ein wenig orakelmäßig auszudrücken, ist das entbehrlich gewordene Mitleiden. Der Held ist unglücklich, aber er ist über sein Unglück so weit erhaben, er ist selbst so stolz darauf, daß es auch in meinen Gedanken die schreckliche Seite zu verlieren anfängt, daß ich ihn mehr beneiden als betauern mochte.

Die Staffeln sind also diese Schrecken, Mitleid, Bewunderung. Die Leiter aber heißt. Mitleid; und Schrecken und Bewunderung sind nichts als die ersten Sprossen, der Anfang und das Ende des Mitleids. Z. E. ich hore auf einmal: „nun ist Cato so gut als des Casars“ Schrecken! Ich werde hernach mit der verehrungswürdigen Person des erstern und auch nachher mit seinem Unglücke bekannt. Das Schrecken zerteilet sich in Mitleid. Nun aber hor ich ihn sagen: „Die Welt, die Casar dient, ist meiner nicht mehr wert.“ Die Bewunderung setzt dem Mitleiden Schranken Das Schrecken braucht der Dichter zur Ankündigung des Mitleids, und Bewunderung gleichsam zum Ruhepunkte desselben. Der Weg zum Mitleid wird dem Zuhörer zu lang, wenn ihn nicht gleich der erste Schreck aufmerksam macht, und das Mitleiden nutzt sich ab, wenn es sich nicht in der Bewunderung erholen kann. Wenn es also wahr ist, daß die ganze Kunst des tragischen Dichters auf die sichere Erregung und Dauer des einzigen Mitleids geht, so sage ich nunmehr, die Bestimmung der Tragodie ist diese: sie soll unsre Fähigkeit, Mitleid zu fühlen, erweitern. Sie soll uns nicht bloß lehren, gegen diesen oder jenen Unglücklichen Mitleid zu fühlen, sondern sie soll uns so weit fühlbar machen, daß uns der Unglückliche zu allen Zeiten und unter allen Gestalten ruhren und für sich einnehmen muß. Und nun berufe ich mich auf einen Satz, den Ihnen Herr Moses vorläufig de-

monstrieren mag, wenn Sie, Ihrem eignen Gefühl zum Trotz, daran zweifeln wollen. Der mitleidigste Mensch ist der beste Mensch, zu allen gesellschaftlichen Tugenden, zu allen Arten der Großmut der aufgelegteste. Wer uns also mitleidig macht, macht uns besser und tugendhafter, und das Trauerspiel, das jenes tut, tut auch dieses, oder – es tut jenes, um dieses tun zu können. Bitten Sie es dem Aristoteles ab, oder widerlegen Sie mich.

Auf gleiche Weise verfare ich mit der Komodie. Sie soll uns zur Fertigkeit verhelfen, alle Arten des Lächerlichen leicht wahrzunehmen. Wer diese Fertigkeit besitzt, wird in seinem Betragen alle Arten des Lächerlichen zu vermeiden suchen und eben dadurch der wohlgezoenste und gesittetste Mensch werden. Und so ist auch die Nutzlichkeit der Komodie gerettet.

Beider Nutzen, des Trauerspiels sowohl als des Lustspiels, ist von dem Vergnügen unzertrennlich, denn die ganze Hälfte des Mitleids und des Lachens ist Vergnügen, und es ist großer Vorteil für den dramatischen Dichter, daß er weder nützlich noch angenehm, eines ohne das andere sein kann

Ich bin jetzt von diesen meinen Grillen so eingenommen, daß ich, wenn ich eine dramatische Dichtkunst schreiben sollte, weitläufige Abhandlungen vom Mitleid und Lachen voranschicken würde. Ich wurde beides sogar miteinander vergleichen, ich wurde zeigen, daß das Weinen ebenso aus einer Vermischung der Traurigkeit und Freude, als das Lachen aus einer Vermischung der Lust und Unlust entstehe; ich wurde weisen, wie man das Lachen in Weinen verwandeln kann, wo man auf der einen Seite Lust zur Freude und auf der andern Unlust zur Traurigkeit in beständiger Vermischung anwachsen läßt; ich wurde – Sie glauben nicht, was ich alles wurde.

Ich will Ihnen nur noch einige Proben geben, wie leicht und glücklich aus meinem Grundsatz nicht nur die vornehmste bekannte Regel, sondern auch eine Menge neuer Regeln fließe, an deren Statt man sich mit dem bloßen Gefühle zu begnügen pflegt.

Das Trauerspiel soll so viel Mitleid erwecken, als es nur immer kann; folglich müssen alle Personen, die man unglücklich werden läßt, gute Eigenschaften haben, folglich muß die beste Person auch die unglücklichste sein, und Verdienst und Unglück in beständigem Verhältnisse bleiben. Das ist: der Dichter muß keinen von allem Guten entbloßten Boscawicht aufführen. Der Held oder die beste Person muß nicht, gleich einem Gotte, seine Tugenden ruhig und ungekränkt überschauen. Ein Fehler des „Canuts“, zu dessen Bemerkung Sie auf einem andern Wege gelangt sind. Merken Sie aber

wohl, daß ich hier nicht von dem Ausgange rede, denn das stelle ich in des Dichters Gutbefinden, ob er lieber die Tugend durch einen glücklichen Ausgang kronen oder durch einen unglücklichen uns noch interessanter machen will. Ich verlange nur, daß die Personen, die mich am meisten für sich einnehmen, während der Dauer des Stücks die unglücklichsten sein sollen. Zu dieser Dauer aber gehöret nicht der Ausgang.

Das Schrecken, habe ich gesagt, ist das überraschte Mitleiden, ich will hier noch ein Wort hinzusetzen: das überraschte und unentwickelte Mitleiden, folglich wozu die Überraschung, wenn es nicht entwickelt wird? Ein Trauerspiel voller Schrecken, ohne Mitleid, ist ein Wetterleuchten ohne Donner. So viel Blitze, so viel Schläge, wenn uns der Blitz nicht so gleichgültig werden soll, daß wir ihm mit einem kindischen Vergnügen entgegengaffen. Die Bewunderung, habe ich mich ausgedrückt, ist das entbehrlich gewordene Mitleid. Da aber das Mitleid das Hauptwerk ist, so muß es folglich so selten als möglich entbehrlich werden, der Dichter muß seinen Held nicht zu sehr, nicht zu anhaltend der bloßen Bewunderung aussetzen, und Cato als ein Stoiker ist mir ein schlechter tragischer Held. Der bewunderte Held ist der Vorwurf der Epopee, der bedauerte des Trauerspiels. Können Sie sich einer einzigen Stelle erinnern, wo der Held des Homers, des Virgils, des Tasso, des Klopstocks Mitleiden erweckt? oder eines einzigen alten Trauerspiels, wo der Held mehr bewundert als betauert wird? Hieraus können Sie nun auch schließen, was ich von Ihrer Einteilung der Trauerspiele halte. Sie fällt mit Ihrer Erlaubnis ganz weg. Ich habe nicht Lust, noch einen dritten Bogen anzulegen, sonst wollte ich mich noch über einige andere Punkte erklären. Ich verspare es bis auf einen nächsten Brief, welcher zugleich die Beantwortung Ihres zweiten enthalten soll.

Jetzt melde ich Ihnen nur noch, daß ich Ihr zweites Avertissement besorgt habe; verlange, daß Sie mir Ihre aufrichtige Meinung über dieses Geschwätz je eher je lieber entdecken sollen, und empfehle mich Ihrer ferneren Freundschaft.

Leben Sie wohl! Ich bin etc

N. S. Wenn Sie über meine Zweifel freundlich antworten wollen, so schicken Sie mir diesen Brief wieder mit zurück, denn es konnte leicht kommen, daß ich über acht Tage nicht mehr wußte, was ich heute geschrieben habe.

An Moses Mendelssohn.

Leipzig, den 13 Nov 1756

Liebster Freund!

Ich habe heute an unsern Hrn. Nicolai einen sehr langen und langweiligen Brief geschrieben, und ich vermute, daß Sie einen desto kürzern bekommen werden. Je kürzer je angenehmer! Zu lesen oder zu schreiben[?] werden Sie fragen.

Dieser kurze Brief kann aber keine Antwort auf Ihre Antwort meines letztern sein, den Ihnen Herr Joseph mitgebracht hat, *nam epistolae nullae sunt responsiones*. Sondern er ist eine Antwort auf Ihren Brief, den ich Ihnen von Amsterdam aus beantwortet hatte, wenn der König von Preußen nicht ein so großer Kriegsheld wäre.

Es ist mir recht sehr angenehm, daß mein Freund, der Metaphysiker, sich in einen Belesprit ausdehnt, wenn sein Freund, der Belesprit, sich nur ein wenig in einen Metaphysiker konzentrieren konnte oder wollte. Was ist zu tun? Der Belesprit tröstet sich unterdessen mit dem Einfalle – denn mit was kann sich ein Belesprit anders trösten als mit Einfallen? – daß, wenn Freunde alles unter sich gemein haben sollen, Ihr Wissen auch das meinige ist, und Sie kein Metaphysiker sein können, ohne daß ich nicht auch einer sei.

Z. E. ich bitte Sie, das, was ich an Hrn. Nicolai geschrieben habe, zu überdenken, zu prüfen, zu verbessern. Erfüllen Sie nun meine Bitte, so ist es eben das, als ob ich es selbst nochmals überdacht, geprüft und verbessert hatte. Ihre bessern Gedanken sind weiter nichts als meine zweiten Gedanken. Sobald Sie also, unter andern, meinen Begriff vom Weinen falsch finden werden, so bald werde ich ihn auch verwerfen und ihn für weiter nichts halten als für eine gewaltsame Ausdehnung meines Begriffs vom Lachen. Jetzo halte ich ihn noch für wahr; denn ich denke so: Alle Betrübniß, welche von Tränen begleitet wird, ist eine Betrübniß über ein verlornes Gut; kein anderer Schmerz, keine andre unangenehme Empfindung wird von Tränen begleitet. Nun findet sich bei dem verlornen Gute nicht allein die Idee des Verlusts, sondern auch die Idee des Guts, und beide, diese angenehme mit jener unangenehmen, sind unzertrennlich verknüpft. Wie, wenn diese Verknüpfung überall Statt hatte, wo das Weinen vorkommt? Bei den Tränen des Mitleids ist es offenbar. Bei den Tränen der Freude trifft es auch ein: denn man weint nur da vor Freude, wenn man vorher elend gewesen und sich nun auf einmal beglückt sieht, niemals aber, wenn man vorher nicht elend gewesen. Die einzigen sogenannten Bußtränen machen mir zu schaffen,

aber ich Sorge sehr, die Erinnerung der Annehmlichkeit der Sünde, die man jetzt erst für strafbar zu erkennen anfangt, hat ihren guten Teil daran, es mußte denn sein, daß die Bußtränen nichts anders als eine Art von Freudentränen waren, da man sein Elend, den Weg des Lasters gewandelt zu sein, und seine Glückseligkeit, den Weg der Tugend wieder anzutreten, zugleich empfand.

Ich bitte Sie nur noch, auf die bewundernswürdige Harmonie Acht zu haben, die ich, nach meiner Erklärung des Weins, hier zwischen den respondierenden Veränderungen des Körpers und der Seele zu sehen glaube. Man kann lachen, daß die Tränen in die Augen treten, das körperliche Weinen ist also gleichsam der höchste Grad des körperlichen Lachens. Und was braucht es bei dem Lachen in der Seele mehr, wenn es zum Weinen werden soll, als daß die Lust und Unlust, aus deren Vermischung das Lachen entsteht, beide zum höchsten Grade anwachsen und eben so vermischt bleiben. Z. E. der Kopf eines Kindes in einer großen Staatsperücke ist ein lacherlicher Gegenstand, und der große Staatsmann, der kindisch geworden ist, ein beweinenwürdiger.

Ich sehe, daß mein Brief doch lang geworden ist. Nehmen Sie mir es ja nicht übel. Leben Sie wohl, liebster Moses, und fahren Sie fort mich zu lieben. Ich bin

ganz der Ihrige
Lessing.

An Moses Mendelssohn.

Leipzig, den 28. Nov. 1756.

Liebster Freund!

Ich muß Ihnen auf Ihren letzten Brief den Augenblick antworten, denn was bei mir nicht den Augenblick geschieht, das geschieht entweder gar nicht oder sehr schlecht. Da ich aber nichts weniger als lange Weile habe und den größten Teil des Tages mit unsern Gästen zubringen muß – (denn das wissen Sie doch, daß nunmehr auch Leipzig nicht länger von preußischer Einquartierung verschont ist?) so werde ich von der Faust weg schreiben und meine Gedanken unter der Feder reif werden lassen.

Es kommt mir sehr gelegen, was Sie von der Bewunderung sagen; und in meinem Briefe an unsern Freund habe ich diesen Affekt nicht sowohl überhaupt erklären als anzeigen wollen, was für Wirkung er in dem Trauerspiele hervorbringe, eine Wirkung, die Sie selbst nicht ganz in Abrede sind.

Wir geraten in Bewunderung, sagen Sie, wenn wir an einem Menschen gute Eigenschaften gewahr werden, die unsre Meinung, die wir von ihm oder von der ganzen menschlichen Natur gehabt haben, übertreffen. In dieser Erklärung finde ich zweierlei Dinge, die zweierlei Namen verdienen und in unserer Sprache auch wirklich haben. Wenn ich an einem gute Eigenschaften gewahr werde, die meine Meinung von ihm übertreffen, so heißt das nicht, ich bewundere ihn, sondern ich verwundere mich über ihn. Bewundern Sie den sterbenden Gusman? Ich nicht, ich verwundere mich bloß, daß aus einem christlichen Barbaren so geschwind ein Mensch geworden ist, ja ich verwundere mich so sehr, daß ich mich nicht enthalten kann, den Dichter ein wenig zu tadeln. Die Veränderung ist zu jah und nach dem Charakter des Gusman durch nichts wahrscheinlich zu machen als durch eine ubernaturliche Wirkung der Religion. Voltaire muß es selbst gemerkt haben

„Sieh hier den Unterschied der Gotter, die wir ehren,
Die deinen konnten dich nur Wut und Rache lehren.“

Bis diesen Augenblick habe ich den Gusman gehaßt. Ich freue mich fast, daß ihn der Wilde erstochen hat, er erstach ein Ungeheuer, das eine Welt verwüstete, wo sollte das Mitleiden herkommen? Nunmehr aber hore ich, er vergibt, er tut die erste und letzte gute Tat, die ich nicht von ihm erwartet hatte; das Mitleid erscheint an der Hand der Verwunderung, das ist, es entsteht durch die endlich und plötzlich entdeckte gute Eigenschaft. Ich sage mit Fleiß plötzlich, um eine Erfahrung daraus zu erklären, die ich wirklich gehabt habe, ehe die Spekulation noch daran Teil nehmen konnte. Ich bin, als ich diese Szene zum erstenmal las, über die Vergebung des Gusman erschrocken. Denn den Augenblick fühlte ich mich in der Stelle des Zamor. Ich fühlte seine Beschamung, seine schmerzliche Erniedrigung, ich fühlte es, was es einem Geiste wie dem seinigen kosten müsse zu sagen: „Ich schäme mich der Rache!“ Zum Tode, dem kleinern Übel, war er vorbereitet, zur Vergebung, dem größern, nicht.

Also, wenn ein Bosewicht oder jede andere Person eine gute Eigenschaft zeigt, die ich in ihm nicht vermutet hätte, so entsteht keine Bewunderung, sondern eine Verwunderung, welche so wenig etwas Angenehmes ist, daß sie vielmehr weiter nichts als ein Fehler des Dichters genannt zu werden verdient, weil in keinem Charakter mehr sein muß, als man sich anfangs darin zu finden verspricht. Wenn der Geizige auf einmal freigebig, der Ruhmredige auf einmal bescheiden wird, so verwundert man sich, bewundern aber kann man ihn nicht.

Wenn nun dieser Unterschied keine falsche Spitzfindigkeit ist, so wird die Bewunderung allein da stattfinden, wo wir so glänzende Eigenschaften entdecken, daß wir sie der ganzen menschlichen Natur nicht zugetrauet hatten. Um dieses näher einzusehen, glaube ich, werden folgende Punkte etwas beitragen können

Was sind dieses für glänzende Eigenschaften, die wir bewundern? Sind es besondere Eigenschaften, oder sind es nur die höchsten Grade guter Eigenschaften? Sind es die höchsten Grade aller guten Eigenschaften oder nur einiger derselben?

Das Wort Bewunderung wird von dem größten Bewunderer, dem Pöbel, so oft gebraucht, daß ich es kaum wagen will, aus dem Sprachgebrauche etwas zu entscheiden. Seine, des Pöbels Fähigkeiten sind so gering, seine Tugenden so mäßig, daß er beide nur in einem leidlichen Grade entdecken darf, wenn er bewundern soll. Was über seine enge Sphäre ist, glaubt er über die Sphäre der ganzen menschlichen Natur zu sein.

Lassen Sie uns also nur diejenigen Fälle untersuchen, wo die bessern Menschen, Menschen von Empfindung und Einsicht, bewundern. Untersuchen Sie Ihr eigen Herz, liebster Freund! Bewundern Sie die Gutigkeit des Augustus, die Keuschheit des Hippolyts, die kindliche Liebe der Chimene? Sind diese und andere solche Eigenschaften über den Begriff, den Sie von der menschlichen Natur haben? Oder zeigt nicht vielmehr die Nacheiferung selbst, die sie in Ihnen erwecken, daß sie noch innerhalb diesem Begriffe sind?

Was für Eigenschaften bewundern Sie denn nun? Sie bewundern einen Cato, einen Essex — mit einem Worte, nichts als Beispiele einer unerschütterten Festigkeit, einer unerbittlichen Standhaftigkeit, eines nicht zu erschreckenden Muts, einer heroischen Verachtung der Gefahr und des Todes, und alle diese Beispiele bewundern Sie um so viel mehr, je besser Sie sind, je fühlbarer Ihr Herz, je zärtlicher Ihre Empfindung ist. Sie haben einen zu richtigen Begriff von der menschlichen Natur, als daß Sie nicht alle unempfindliche Helden für schöne Ungeheuer, für mehr als Menschen, aber gar nicht für gute Menschen halten sollten. Sie bewundern sie also mit Recht, aber eben deswegen, weil Sie sie bewundern, werden Sie ihnen nicht nacheifern. Mir wenigstens ist es niemals in den Sinn gekommen, einem Cato oder Essex an Halsstarrigkeit gleich zu werden, so sehr ich sie auch wegen dieser Halsstarrigkeit bewundere, die ich ganz und gar verachten und verdammen würde, wenn es nicht eine Halsstarrigkeit der Tugend zu sein schiene.

Ich werde also der Bewunderung nichts abbitten, sondern ich verlange, daß Sie es der Tugend abbitten sollen, sie zu einer Tochter der Bewunderung gemacht zu haben. Es ist wahr, sie ist sehr oft die Tochter der Nacheiferung, und die Nacheiferung ist eine natürliche Folge der anschauenden Erkenntnis einer guten Eigenschaft. Aber muß es eine bewundernswürdige Eigenschaft sein? Nichts weniger. Es muß eine gute Eigenschaft sein, deren ich den Menschen überhaupt, und also auch mich, fähig halte. Und diese Eigenschaften schließe ich so wenig aus dem Trauerspiele aus, daß vielmehr, nach meiner Meinung, gar kein Trauerspiel ohne sie besteht, weil man ohne sie kein Mitleid erregen kann. Ich will nur diejenigen großen Eigenschaften ausgeschlossen haben, die wir unter dem allgemeinen Namen des Heroismus begreifen können, weil jede derselben mit Unempfindlichkeit verbunden ist und Unempfindlichkeit in dem Gegenstande des Mitleids mein Mitleiden schwächt.

Lassen Sie uns hier bei den Alten in die Schule gehen. Was können wir nach der Natur für bessere Lehrer wählen? Um das Mitleid desto gewisser zu erwecken, ward Oedipus und Alceste von allem Heroismus entkleidet. Jener klagt weibisch, und diese jammert mehr als weibisch; sie wollten sie lieber zu empfindlich als unempfindlich machen, sie ließen sie lieber zu viel Klagen ausschütten, zu viel Tränen vergießen, als gar keine.

Sie sagen, das benahme der Bewunderung ihren Wert nicht, daß sie das Mitleiden schwache oder gar aufhebe, weil sie dieses mit dem Tode des Helden gemein habe. Sie irren hier aus zu großer Scharfsinnigkeit. Unter 1000 Menschen wird nur ein Weltweiser sein, welcher den Tod nicht für das größte Übel und das Totsein nicht für eine Fortdauer dieses Übels halt! Das Mitleiden hort also mit dem Tode nah nicht auf, gesetzt aber, er horte auf, so würde dieser Umstand weiter nichts als die Ursache der Regel sein, warum sich mit dem Tode des Helden auch das Stück schließen müsse. Kann sich aber das Stück mit der Bewunderung schließen? Wenn ich aber gesagt habe, der tragische Dichter müsse die Bewunderung so wenig sein Hauptwerk sein lassen, daß er sie vielmehr nur zu Ruhepunkten des Mitleids machen müsse, so habe ich dieses damit sagen wollen: er solle seinem Helden nur so viel Standhaftigkeit geben, daß er nicht auf eine unanständige Art unter seinem Unglück erliege. Empfinden muß er ihn sein Unglück lassen; er muß es ihn recht fühlen lassen, denn sonst können wir es nicht fühlen. Und nur dann und wann muß er ihn lassen einen *effort* tun, der auf wenige Augenblicke eine dem Schicksal gewachsene Seele zu zeigen scheint, wel-

che große Seele den Augenblick darauf wieder ein Raub ihrer schmerzlichen Empfindungen werden muß.

Was Sie von dem „Mithridat“ des Racine sagen, ist, glaub ich, eher für mich als für Sie. Eben die edelmütige Szene, wo er seinen Söhnen den Anschlag, vor Rom zu gehen, entdeckt, ist Ursache, daß wir mit ihm wegen seines gehabten mißlichen Schicksals in dem Kriege wider die Römer kein Mitleiden haben können. Ich sehe ihn schon triumphierend in Rom einziehen und vergesse darüber alle seine unglücklichen Schlachten. Und was ist denn diese Szene bei dem Racine mehr als eine schöne Flickszene? Sie bewundern den Mithridat, diese Bewunderung ist ein angenehmer Affekt, sie kann bei einem Carl dem XII. Nacheiferung erwecken; aber wird es dadurch unwahr, daß sie sich besser in ein Heldengedicht als in ein Trauerspiel schicke?

Doch ich will aufhören zu schwatzen und es endlich bedenken, daß ich an einen Wortsparer schreibe. Ich will, was ich wider die Bewunderung bisher, schlecht oder gut, gesagt habe, nicht gesagt haben, ich will alles wahr sein lassen, was Sie von ihr sagen. Sie ist dennoch aus dem Trauerspiel zu verbannen.

Denn — doch ich will erst eine Erläuterung aus dem Ursprunge des Trauerspiels voranschicken. Die alten Trauerspiele sind aus dem Homer ihrem Inhalte nach genommen, und diese Gattung der Gedichte selbst ist aus der Absingung seiner Epopeen entsprungen. Homer und nach ihm die Rhapsodisten wählten gewisse Stücke daraus, die sie bei feierlichen Gelegenheiten, vielleicht auch vor den Thüren ums Brot, abzusingen pflegten. Sie mußten die Erfahrung gar bald machen, was für Stücke von dem Volke am liebsten gehört wurden. Heldentaten hört man nur einmal mit sonderlichem Vergnügen, ihre Neuigkeit ruht am meisten. Aber tragische Begebenheiten ruhren, so oft man sie hört. Diese also wurden, vorzüglich vor andern Begebenheiten bei dem Homer, ausgesucht und Anfangs, so wie sie erzählungsweise bei dem Dichter stehen, gesungen, bis man darauf fiel, sie dialogisch abzuteilen, und das daraus entstand — was wir jetzt Tragödie nennen. Hätten denn nun die Alten nicht eben sowohl aus den Heldentaten ein dialogisches Ganze machen können? Freilich, und sie wurden es gewiß getan haben, wenn sie nicht die Bewunderung für eine weit ungeschicktere Lehrerin des Volks als das Mitleiden gehalten hätten.

Und das ist ein Punkt, den Sie selbst am besten beweisen können. Die Bewunderung in dem allgemeinen Verstande, in welchem sie nichts ist als das sonderliche Wohlgefallen an einer seltenen Voll-

kommenheit, bessert vermittelt der Nacheiferung, und die Nacheiferung setzt eine deutliche Erkenntnis der Vollkommenheit, welcher ich nacheifern will, voraus. Wie viele haben diese Erkenntnis? Und wo diese nicht ist, bleibt die Bewunderung nicht unfruchtbar? Das Mitleiden hingegen bessert unmittelbar, bessert, ohne daß wir selbst etwas dazu beitragen dürfen, bessert den Mann von Verstande so wohl als den Dummkopf.

Hiermit schließ ich. Sie sind mein Freund, ich will meine Gedanken von Ihnen geprüft, nicht gelobt haben. Ich sehe Ihren fernern Einwurf mit dem Vergnügen entgegen, mit welchem man der Beehrung entgegensehen muß. Jetzt habe ich mich in Ansehung des Briefschreibens in Atem gesetzt, Sie wissen, was Sie zu tun haben, wenn ich darin bleiben soll. Leben Sie wohl, und lassen Sie unsre Freundschaft ewig sein!

Lessing.

An Friedrich Nicolai.

Leipzig, den 29. Nov. 1756.

Liebster Freund,

Vorigesmal bekamen Sie den langen Brief, jetzt hat ihn Herr Moses bekommen, und Sie bekommen den kurzen

Gesegnet sei Ihr Entschluß, sich selbst zu leben! Um seinen Verstand auszubreiten, muß man seine Begierden einschränken. Wenn Sie leben können, so ist es gleichviel, ob Sie von maßigen oder von großen Einkünften leben. Und endlich sind Plätze in der Welt, die sich besser für Sie schicken als die Handlung. Wie glücklich wäre ich, wenn ich Ihre Einladung annehmen konnte! Wie viel lieber wollte ich künftigen Sommer mit Ihnen und unserm Freunde zubringen als in England! Vielleicht lerne ich da weiter nichts, als daß man eine Nation bewundern und hassen kann

Ich komme zur rückständigen Beantwortung Ihrer Briefe. Ich wollte lieber, daß Sie mein Stuck, als die Aufführung meines Stucks, so weitläufig beurteilt hatten. Sie wurden mir dadurch das Gute, das Sie davon sagen, glaublicher gemacht haben. Ich kann mich aber doch nicht enthalten, über Ihr Lob eine Anmerkung zu machen. Sie sagen, Sie hätten bis zum fünften Aufzuge ofters Tränen vergossen, am Ende aber hatten Sie vor starker Ruhmung nicht weinen können: eine Sache, die Ihnen noch nicht begegnet sei und gewissermaßen mit Ihrem System von der Ruhmung streite.— Es mag einmal

in diesem Komplimente, was noch in keinem Komplimente gewesen ist, jedes Wort wahr sein — wissen Sie, was mein Gegenkompliment ist? Wer Geier heißt Ihnen ein falsches System haben! Oder vielmehr: wer Geier heißt Ihrem Verstande sich ein System nach seiner Grille machen, ohne Ihre Empfindung zu Rate zu ziehen? Diese hat, Ihnen unbewußt, das richtigste System, das man nur haben kann, denn sie hat meines. Ich berufe mich auf meinen letzten Brief an Hrn. Moses. Das Mitleiden gibt keine Tränen mehr, wenn die schmerzhaften Empfindungen in ihm die Oberhand gewinnen. Ich unterscheide drei Grade des Mitleids, deren mittelster das weinende Mitleid ist, und die vielleicht mit den drei Worten zu unterscheiden wären, Ruhung, Tränen, Beklemmung. Ruhung ist, wenn ich weder die Vollkommenheiten noch das Unglück des Gegenstandes deutlich denke, sondern von beiden nur einen dunkeln Begriff habe; so ruht mich z. B. der Anblick jedes Bettlers. Tränen erweckt er nur dann in mir, wenn er mich mit seinen guten Eigenschaften sowohl als mit seinen Unfällen bekannter macht, und zwar mit beiden zugleich, welches das wahre Kunststück ist, Tränen zu erregen. Denn macht er mich erst mit seinen guten Eigenschaften und hernach mit seinen Unfällen oder erst mit diesen und hernach mit jenen bekannt, so wird zwar die Ruhung stärker, aber zu Tränen kommt sie nicht. Z. B. Ich frage den Bettler nach seinen Umständen, und er antwortet: „Ich bin seit drei Jahren amtlos, ich habe Frau und Kinder; sie sind theils krank, theils noch zu klein, sich selbst zu versorgen, ich selbst bin nur vor einigen Tagen vom Krankenbette aufgestanden“ — Das ist sein Unglück! — „Aber wer sind Sie denn?“ frage ich weiter. — „Ich bin der und der, von dessen Geschicklichkeit in diesen oder jenen Verrichtungen Sie vielleicht gehört haben; ich bekleidete mein Amt mit möglichster Treue, ich konnte es alle Tage wieder antreten, wenn ich lieber die Kreatur eines Ministers als ein ehrlicher Mann sein wollte“ etc. Das sind seine Vollkommenheiten! Bei einer solchen Erzählung aber kann niemand weinen. Sondern wenn der Unglückliche meine Tränen haben will, muß er beide Stücke verbinden, er muß sagen: „Ich bin vom Amte gesetzt, weil ich zu ehrlich war und mich dadurch bei dem Minister verhaßt machte, ich hungere, und mit mir hungert eine kranke lebenswürdige Frau, und mit uns hungern sonst hoffnungsvolle, jetzt in der Armut vermodernde Kinder; und wir werden gewiß noch lange hungern müssen. Doch ich will lieber hungern als niedertrachtig sein, auch meine Frau und Kinder wollen lieber hungern und ihr Brot lieber unmittelbar von Gott, das ist, aus der Hand eines barmherzigen Mannes, nehmen als ihren Vater

und Ehemann lasterhaft wissen“ etc. – (Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen. Sie müssen meinem Vortrage mit Ihrem eignen Nachdenken zu Hülfe kommen.) Einer solchen Erzählung habe ich immer Tränen in Bereitschaft Unglück und Verdienst sind hier im Gleichgewicht. Aber lassen Sie uns das Gewicht in der einen oder andern Schale vermehren und zusehen, was nunmehr entsteht. Lassen Sie uns zuerst in die Schale der Vollkommenheit eine Zulage werfen. Der Unglückliche mag fortfahren: „Aber wenn ich und meine kranke Frau uns nur erst wieder erholt haben, so soll es schon anders werden. Wir wollen von der Arbeit unsrer Hände leben; wir schamen uns keiner. Alle Arten, sein Brot zu verdienen, sind einem ehrlichen Manne gleich anständig, Holz spalten oder am Ruder des Staates zu sitzen. Es kommt seinem Gewissen nicht darauf an, wie viel er nutzt, sondern wie vieler nutzen wollte“ – Nun hören meine Tränen auf, die Bewundrung erstickt sie Und kaum, daß ich es noch fühle, daß die Bewundrung aus dem Mitleiden entsprungen – Lassen Sie uns eben den Versuch mit der andern Waagschale anstellen. Der ehrliche Bettler erfährt, daß es wirklich einerlei Wunder, einerlei übernatürliche Seltenheit ist, von der Barmherzigkeit der Menschen oder unmittelbar von der Hand Gottes gespeist zu werden. Er wird überall schimpflich abgewiesen, unterdessen nimmt sein Mangel zu, und mit ihm seine Verwirrung Endlich gerät er in Wut; er ermordet seine Frau, seine Kinder und sich. – Weinen Sie noch? – Hier erstickt der Schmerz die Tränen, aber nicht das Mitleid, wie es die Bewundrung tut. Es ist –

Ich verzweifelter Schwätzer! Nicht ein Wort mehr. . . .
Leben Sie wohl, liebster Freund!

Lessing.

An Moses Mendelssohn.

Leipzig, den 18. Dez. 1756.

Liebster Freund!

Sie haben recht; ich habe in meinem Briefe an Sie ziemlich in den Tag hinein geschwätzt. Heben Sie ihn nur immer auf, aber nicht zu Ihrer, sondern zu meiner Demütigung. Er bleibe bei Ihnen ein dauerhafter Beweis, was für albern Zeug ich schreiben kann, wenn ich, wie ich mich auszudrücken beliebt habe, meine Gedanken unter der Feder reif werden lasse Lassen Sie mich jetzt versuchen, ob sie durch Ihre Einwurfe und Erinnerungen reifer geworden. Ich

lösche die ganze Tafel aus und will mich über die Materie von der Bewunderung noch gar nicht erklärt haben Von vorne!

Ich hatte in dem ersten Briefe an Hrn. Nicolai von dieser Materie geschrieben. Die Bewunderung müsse in dem Trauerspiele nichts sein als der Ruhepunkt des Mitleidens. Haben Sie mich auch recht verstanden? Herr Nicolai machte zu seiner zweiten Gattung der Trauerspiele diejenige, wo man durch Hülfe des Schreckens und des Mitleidens Bewunderung erregen wolle. In dieser Gattung also wird die Bewunderung zum Hauptwerke, das ist. das Unglück, das den Helden trifft, soll uns nicht sowohl ruhren als dem Helden Gelegenheit geben, seine außerordentlichen Vollkommenheiten zu zeigen, deren intuitive Erkenntnis in uns den angenehmen Affekt erwecke, welchen Sie Bewunderung nennen.

Ein solches Trauerspiel nun, sage ich, wurde ein dialogisches Heldengedicht sein und kein Trauerspiel. Der bewunderte Held, habe ich mich gegen Hrn. Nicolai ausgedrückt, ist der Stoff des Heldengedichts. Da Sie mir doch also wohl zutrauen werden, daß ich ein Heldengedicht (ein Gedicht voller Bewunderung) für ein schönes Gedicht halte, so kann ich nicht einsehen, wie Sie mir Schuld geben können, daß ich der Bewunderung alles Schöne, alles Angenehme rauben wolle. Sie ist ein angenehmer Affekt, gut, aber kann ihr dieses die vornehmste Stelle in einem Trauerspiele verdienen? Das Trauerspiel (sagt Aristoteles, Hauptstück 14) soll uns nicht jede Art des Vergnügens ohne Unterschied gewahren, sondern nur allein das Vergnügen, welches ihm eigentümlich zukommt.

Warum wollen wir die Arten der Gedichte ohne Not verwirren und die Grenzen der einen in die andern laufen lassen? So wie in dem Heldengedichte die Bewunderung das Hauptwerk ist, alle andere Affekten, das Mitleiden besonders, ihr untergeordnet sind: so sei auch in dem Trauerspiele das Mitleiden das Hauptwerk, und jeder andere Affekt, die Bewunderung besonders, sei ihm nur untergeordnet, das ist, diene zu nichts, als das Mitleiden erregen zu helfen. Der Helden-dichter läßt seinen Helden unglücklich sein, um seine Vollkommenheiten ins Licht zu setzen. Der Tragödienschreiber setzt seines Helden Vollkommenheiten ins Licht, um uns sein Unglück desto schmerzlicher zu machen.

Ein großes Mitleiden kann nicht ohne große Vollkommenheiten in dem Gegenstande des Mitleids sein, und große Vollkommenheiten, sinnlich ausgedrückt, nicht ohne Bewunderung. Aber diese großen Vollkommenheiten sollen in dem Trauerspiele nie ohne große Unglücksfälle sein, sollen mit diesen allezeit genau verbunden sein

und sollen also nicht Bewunderung allein, sondern Bewunderung und Schmerz, das ist, Mitleiden erwecken. Und das ist meine Meinung. Die Bewunderung findet also in dem Trauerspiele nicht als ein besonderer Affekt statt, sondern bloß als die eine Hälfte des Mitleids. Und in dieser Betrachtung habe ich auch recht gehabt, sie nicht als einen besondern Affekt, sondern nur nach ihrem Verhältnisse gegen das Mitleiden zu erklären

Und in diesem Verhältnisse, sage ich noch, soll sie der Ruhepunkt des Mitleidens sein, nämlich da, wo sie für sich allein wirken soll. Da sie aber zum zweitenmal auf dem Exempel des Mithridats bestehen, so muß ich glauben, Sie haben meine Worte so verstanden, als wollte ich mit diesem Ruhepunkt sagen, sie soll das Mitleiden stillen helfen. Aber das will ich damit gar nicht sagen, sondern gleich das Gegenteil. Hören Sie nur!

Wir können nicht lange in einem starken Affekte bleiben, also können wir auch ein starkes Mitleiden nicht lange aushalten, es schwächt sich selbst ab. Auch mittelmäßige Dichter haben dieses gemerkt und das starke Mitleiden bis zuletzt verspart. Aber ich hasse die französischen Trauerspiele, welche mir nicht eher als am Ende des fünften Aufzugs einige Tränen auspressen. Der wahre Dichter verteilt das Mitleiden durch sein ganzes Trauerspiel, er bringt überall Stellen an, wo er die Vollkommenheiten und Unglücksfälle seines Helden in einer ruhrenden Verbindung zeigt, das ist, Tränen erweckt. Weil aber das ganze Stück kein beständiger Zusammenhang solcher Stellen sein kann, so untermischt er sie mit Stellen, die von den Vollkommenheiten seines Helden allein handeln, und in diesen Stellen hat die Bewunderung, als Bewunderung, statt. Was sind aber diese Stellen anders als gleichsam Ruhepunkte, wo sich der Zuschauer zu neuem Mitleiden erholen soll? Gestillt soll das vorige Mitleiden nicht dadurch werden, das ist mir niemals in die Gedanken gekommen und wurde meinem System schnurstracks zuwider sein.

Da nun aber diese Stellen (ich will sie die leeren Szenen nennen, ob sie gleich nicht immer ganze Szenen sein dürfen, weil die Bewunderung oder die Ausmalung der außerordentlichen Vollkommenheiten des Helden der einzige Kunstgriff ist, die leeren Szenen, wo die Aktion stille steht, erträglich zu machen) – da, sage ich, diese leeren Szenen nichts als Vorbereitungen zum künftigen Mitleiden sein sollen, so müssen sie keine solchen Vollkommenheiten betreffen, die das Mitleiden zernichten. Ich will ein Exempel geben, dessen Lächerliches Sie mir aber verzeihen müssen. Gesetzt, ich sagte zu

jemand. Heute ist der Tag, da Titus seinen alten Vater auf einem Seile, welches von der höchsten Spitze des Turms bis über den Fluß ausgespannt ist, in einem Schubkarren von oben herabfahren soll. Wenn ich nun dieser gefährlichen Handlung wegen Mitleiden für den Titus erwecken wollte, was muß ich tun? Ich mußte die guten Eigenschaften des Titus und seines Vaters auseinandersetzen und sie beide zu Personen machen, die es um so viel weniger verdienen, daß sie sich einer solchen Gefahr unterziehen müssen, je würdiger sie sind. Aber nicht wahr, dem Mitleiden ist der Weg zu dem Herzen meines Zuhörers auf einmal abgeschnitten, sobald ich ihm sage: Titus ist ein Seiltänzer, der diesen Versuch schon mehr als einmal gemacht hat? Und gleichwohl habe ich doch weiter nichts als eine Vollkommenheit des Titus den Zuhörern bekannt gemacht. Ja, aber es war eine Vollkommenheit, welche die Gefahr unendlich verringerte und dem Mitleiden also die Nahrung nahm. Der Seiltänzer wird nunmehr bewundert, aber nicht betauert.

Was macht aber derjenige Dichter aus seinem Helden anders als einen Seiltänzer, der, wenn er ihn will sterben lassen, das ist, wenn er uns am meisten durch seine Unfälle rühren will, ihn eine Menge der schönsten Gaskonaden, von seiner Verachtung des Todes, von seiner Gleichgültigkeit gegen das Leben, herschwätzen läßt? In eben dem Verhältnisse, in welchem die Bewunderung auf der einen Seite zunimmt, nimmt das Mitleiden auf der andern ab. Aus diesem Grunde halte ich den „Polyeukt“ des Corneille für tadelhaft, ob er gleich wegen ganz anderer Schönheiten niemals aufhören wird zu gefallen. Polyeukt strebt, ein Märtyrer zu werden, er sehnet sich nach Tod und Martern; er betrachtet sie als den ersten Schritt in ein überschwenglich seliges Leben, ich bewundere den frommen Enthusiasten, aber ich mußte befürchten, seinen Geist in dem Schoße der ewigen Glückseligkeit zu erzürnen, wenn ich Mitleid mit ihm haben wollte.

Genug hiervon, Sie können mich hinlänglich verstehen, um mich zu widerlegen, wenn ich es verdiene. Aber die Feder läuft einmal, und ich will mich nunmehr über die Verschiedenheit zwischen den Wirkungen der Bewunderung und den Wirkungen des Mitleids erklären. Aus der Bewunderung entspringt der Vorsatz der Nacheiferung; aber, wie Sie selbst sagen, dieser Vorsatz ist nur augenblicklich. Wenn er zur Wirklichkeit kommen soll, muß ihn entweder die darauf folgende deutliche Erkenntnis dazu bringen, oder der Affekt der Bewunderung muß so stark fortdauern, daß der Vorsatz zur Tätigkeit kommt, ehe die Vernunft das Steuer wieder ergreifen kann. Das ist doch Ihre Meinung? — Nun sage ich: In dem ersten Falle ist die Wirkung nicht

der Bewunderung, sondern der deutlichen Erkenntnis zuzuschreiben; und zu dem andern Falle werden nichts geringeres als Phantasten erfordert. Denn Phantasten sind doch wohl nichts anders als Leute, bei welchen die untern Seelenkräfte über die obern triumphieren? Daran liegt nichts, werden Sie vielleicht sagen, dieser Phantasten sind sehr viele in der Welt, und es ist gut, wenn auch Phantasten tugendhafte Taten tun. Wohl, so muß es denn eine von den ersten Pflichten des Dichters sein, daß er nur für wirklich tugendhafte Handlungen Bewunderung erweckt. Denn wäre es ihm erlaubt, auch untugendhaften Handlungen den Firnis der Bewunderung zu geben, so hätte Plato recht, daß er sie aus seiner Republik verbannt wissen wollen. Herr Nicolai hätte also nicht schließen sollen. Weil der Wein nicht selten blutige Gezanke erzeugt, so ist es falsch, daß er des Menschen Herz erfreuen soll, oder: Weil die Poesie oft schlechte Handlungen als nachahmenswürdig anpreiset, so kann ihr Endzweck nicht sein, die Sitten zu bessern.

Ich gehe noch weiter und gebe Ihnen zu überlegen, ob die tugendhafte Tat, die ein Mensch aus bloßer Nacheiferung, ohne deutliche Erkenntnis, tut, wirklich eine tugendhafte Tat ist und ihm als eine solche zugerechnet werden kann? Ferner dringe ich darauf. Die Bewunderung einer schonen Handlung kann nur zur Nacheiferung eben derselben Handlung, unter eben denselben Umständen, und nicht zu allen schonen Handlungen, antreiben, sie bessert, wenn sie ja bessert, nur durch besondere Fälle, und also auch nur in besondern Fällen. Man bewundert z. B. den Gusman, der seinem Mörder vergibt. Kann mich diese Bewunderung, ohne Zuziehung der deutlichen Erkenntnis, antreiben, allen meinen Widersachern zu vergeben? Oder treibt sie mich, nur demjenigen Todfeinde zu vergeben, den ich mir selbst durch meine Mißhandlungen dazu gemacht habe? Ich glaube, nur das Letztere.

Wie unendlich besser und sicherer sind die Wirkungen meines Mitleidens! Das Trauerspiel soll das Mitleiden nur überhaupt üben und nicht uns in diesem oder jenem Falle zum Mitleiden bestimmen. Gesetzt auch, daß mich der Dichter gegen einen unwürdigen Gegenstand mitleidig macht, nämlich vermittelt falscher Vollkommenheiten, durch die er meine Einsicht verführt, um mein Herz zu gewinnen. Daran ist nichts gelegen, wenn nur mein Mitleiden rege wird und sich gleichsam gewohnt, immer leichter und leichter rege zu werden. Ich lasse mich zum Mitleiden im Trauerspiele bewegen, um eine Fertigkeit im Mitleiden zu bekommen, findet aber das bei der Bewunderung statt? Kann man sagen: Ich will gern in der Tragödie

bewundern, um eine Fertigkeit im Bewundern zu bekommen? Ich glaube, der ist der größte Geck, der die größte Fertigkeit im Bewundern hat, so wie ohne Zweifel derjenige der beste Mensch ist, der die größte Fertigkeit im Mitleiden hat.

Doch bin ich nicht etwa wieder auf meine alten Sprünge gekommen? Schreie ich die Bewunderung durch das, was ich bisher gesagt habe, nicht für ganz und gar unnutz aus, ob ich ihr gleich das ganze Heldengedicht zu ihrem Tummelplatze einräume? Fast sollte es so scheinen; ich will es also immer wagen, Ihnen einen Einfall zu vertrauen, der zwar ziemlich seltsam klingt, weil er aber niemand Geringers als mich und den Homer rettet, Ihrer Untersuchung vielleicht nicht unwürdig ist.

Es gibt gewisse körperliche Fähigkeiten, gewisse Grade der körperlichen Kräfte, die wir nicht in unsrer willkürlichen Gewalt haben, ob sie gleich wirklich in dem Körper vorhanden sind. Ein Rasender, zum Exempel, ist ungleich stärker, als er bei gesundem Verstande war, auch die Furcht, der Zorn, die Verzweiflung und andre Affekte mehr erwecken in uns einen größern Grad der Stärke, der uns nicht eher zu Gebote steht, als bis wir uns in diesen oder jenen Affekt gesetzt haben.

Meine zweite vorläufige Anmerkung ist diese. Alle körperliche Geschicklichkeiten werden durch Hülfe der Bewunderung gelernt; wenigstens das Feine von allen körperlichen Geschicklichkeiten. Nehmen Sie einen Luftspringer. Von den wenigsten Sprüngen kann er seinen Schülern den eigentlichen Mechanismus zeigen, er kann oft weiter nichts sagen als: Sieh nur, sieh nur, wie ich es mache! Das ist: Bewundere mich nur recht, und versuch es alsdann, so wird es von selbst gehen! Und je vollkommener der Meister den Sprung vornimmt, je mehr er die Bewunderung des Schülers durch seine Vollkommenheit reizt, desto leichter wird diesem die Nachahmung werden.

Heraus also mit meinem Einfalle! Wie, wenn Homer mit Bedacht nur körperliche Vollkommenheiten bewundernswürdig geschildert hatte? Er kann leicht ein ebenso guter Philosoph gewesen sein als ich. Er kann leicht, wie ich, geglaubt haben, daß die Bewunderung unsre Körper wohl tapfer und gewandt, aber nicht unsre Seelen tugendhaft machen könne. Achilles, sagen Sie, ist bei dem Homer nichts als ein tapfrer Schlager, es mag sein. Er ist aber doch ein bewundernswürdiger Schlager, der bei einem andern den Vorsatz der Nacheiferung erzeugen kann. Und so oft sich dieser andere in ähnlichen Umständen mit dem Achilles befindet, wird ihm auch das Exempel dieses Helden wieder beifallen, wird sich auch seine geübte

Bewunderung erneuern, und diese Bewunderung wird ihn starker und geschickter machen, als er ohne sie gewesen wäre. Gesetzt aber, Homer hätte den Achilles zu einem bewundernswürdigen Muster der Großmut gemacht. So oft sich nun ein Mensch von feuriger Einbildungskraft in ähnlichen Umständen mit ihm sahe, konnte er sich zwar gleichfalls seiner geübten Bewunderung erinnern und zu Folge dieser Bewunderung gleich großmuthig handeln; aber wurde er deswegen großmuthig sein? Der Großmuth muß eine beständige Eigenschaft der Seele sein und ihr nicht bloß ruckweise entfahren.

Ich bin es überzeugt, daß meine Worte oft meinem Sinne Schaden thun, daß ich mich nicht selten zu unbestimmt oder zu nachlässig ausdrücke. Versuchen Sie es also, liebster Freund, sich durch Ihr eigen Nachdenken in den Geist meines Systems zu versetzen. Und vielleicht finden Sie es weit besser, als ich es vorstellen kann.

In Vergleichung meiner, sollen Sie doch noch immer ein Wortsparrer bleiben, denn ich habe mir fest vorgenommen, auch diesen zweiten Bogen noch voll zu schmieren. Ich wollte anfangs aus dem Folgenden einen besondern Brief an Herrn Nicolai machen, aber ich will seine Schulden mit Fleiß nicht haufen. Lesen Sie doch das 13te Hauptstück der Aristotelischen Dichtkunst. Der Philosoph sagt daselbst: Der Held eines Trauerspiels müsse ein Mittelcharakter sein; er müsse nicht allzu lasterhaft und auch nicht allzu tugendhaft sein, wäre er allzu lasterhaft und verdiente sein Unglück durch seine Verbrechen, so konnten wir kein Mitleiden mit ihm haben, wäre er aber allzu tugendhaft, und er wurde dennoch unglücklich, so verwandle sich das Mitleiden in Entsetzen und Abscheu.

Ich mochte wissen, wie Herr Nicolai diese Regel mit den bewundernswürdigen Eigenschaften seines Helden zusammenreimen konnte — Doch das ist es nicht, was ich jetzt schreiben will.

Ich bin hier selbst wider Aristoteles, welcher mir überall eine falsche Erklärung des Mitleids zum Grunde gelegt zu haben scheint. Und wenn ich die Wahrheit weniger verfehle, so habe ich es allein Ihrem bessern Begriffe vom Mitleiden zu danken. Ist es wahr, daß das Unglück eines allzu tugendhaften Menschen Entsetzen und Abscheu erweckt? Wenn es wahr ist, so müssen Entsetzen und Abscheu der höchste Grad des Mitleids sein, welches sie doch nicht sind. Das Mitleiden, das in eben dem Verhältnisse wächst, in welchem Vollkommenheit und Unglück wachsen, hört auf, mir angenehm zu sein, und wird desto unangenehmer, je größer auf der einen Seite die Vollkommenheit, und auf der andern das Unglück ist.

Unterdessen ist es doch auch wahr, daß an dem Helden ein gewisser Fehler sein muß, durch welchen er sein Unglück über sich gebracht hat. Aber warum diese *ἀμαρτία*, wie sie Aristoteles nennt? Etwa, weil er ohne sie vollkommen sein wurde, und das Unglück eines vollkommenen Menschen Abscheu erweckt? Gewiß nicht. Ich glaube, die einzige richtige Ursache gefunden zu haben, sie ist diese weil ohne den Fehler, der das Unglück über ihn zieht, sein Charakter und sein Unglück kein Ganzes ausmachen wurden, weil das eine nicht in dem andern gegründet ware, und wir jedes von diesen zwei Stücken besonders denken wurden. Ein Exempel wird mich verständlicher machen Canut sei ein Muster der vollkommensten Gute. Soll er nur Mitleid erregen, so muß sich durch den Fehler, daß er seine Gute nicht durch die Klugheit regieren laßt und den Ulfo, dem er nur verzeihen sollte, mit gefährlichen Wohltaten überhauft, ein großes Unglück über ihn ziehn, Ulfo muß ihn gefangennehmen und ermorden. Mitleiden im höchsten Grade! Aber gesetzt, ich ließe den Canut nicht durch seine gemäßbrauchte Gute umkommen; ich ließe ihn plötzlich durch den Donner erschlagen oder durch den einsturzenden Palast zerschmettert werden? Entsetzen und Abscheu ohne Mitleid! Warum? Weil nicht der geringste Zusammenhang zwischen seiner Gute und dem Donner oder dem einsturzenden Palast, zwischen seiner Vollkommenheit und seinem Unglücke ist Es sind beides zwei verschiedene Dinge, die nicht eine einzige gemeinschaftliche Wirkung, dergleichen das Mitleid ist, hervorbringen können, sondern deren jedes für sich selbst wirkt – Ein ander Exempel! Gedenken Sie an den alten Vetter im „Kaufmann von London“, wenn ihn Barnwell ersticht, entsetzen sich die Zuschauer, ohne mitleidig zu sein, weil der gute Charakter des Alten gar nichts enthält, was den Grund zu diesem Unglück abgeben konnte Sobald man ihn aber für seinen Mörder und Vetter noch zu Gott beten hort, verwandelt sich das Entsetzen in ein recht entzuckendes Mitleiden, und zwar ganz natürlich, weil diese großmütige Tat aus seinem Unglücke fließt und ihren Grund in demselben hat.

Und nun bin ich es endlich müde, mehr zu schreiben, nachdem Sie es ohne Zweifel schon längst müde gewesen sind, mehr zu lesen Ihre Abhandlung von der Wahrscheinlichkeit habe ich mit recht großem Vergnügen gelesen, wenn ich sie noch ein paar Mal werde gelesen haben, hoffe ich, Sie soweit zu verstehen, daß ich Sie um einige Erläuterungen fragen kann Wenn es sich von solchen Dingen so gut schwatzen ließe, wie von der Tragodie! Ihre Gedanken von dem Streite der untern und obern Seelenkräfte lassen Sie ja mit das erste

sein, was Sie mir schreiben. Ich empfehle Ihnen dazu meine Weitläufigkeit, die sich wirklich ebensogut zum Vortrage wahrer als zur Auskramung vielleicht falscher Satze schickt . . .

Leben Sie wohl, liebster Freund, und werden Sie nicht müde, mich zu bessern, so werden Sie auch nicht müde werden, mich zu lieben.

Lessing.

N. S. Damit dieser Brief ja alle Eigenschaften eines unausstehlichen Briefs habe, so will ich ihn auch noch mit einem P. S. versehen

Sie haben sich schon zweimal auf die griechischen Bildhauer berufen, von welchen Sie glauben, daß sie ihre Kunst besser verstanden hatten als die griechischen Dichter. Lesen Sie den Schluß des 16ten Hauptstücks der Aristotelischen Dichtkunst und sagen Sie mir alsdenn, ob den Alten die Regel von der Verschönerung der Leidenschaften unbekannt gewesen sei.

Der Held ist in der Epöpee unglücklich und ist auch in der Tragödie unglücklich. Aber auf die Art, wie er es in der einen ist, darf er es nie in der andern sein. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich die Verschiedenheit dieser Arten irgendwo gehörig bestimmt gefunden hatte. Das Unglück des Helden in der Epöpee muß keine Folge aus dem Charakter desselben sein, weil es sonst, nach meiner obigen Anmerkung, Mitleiden erregen würde, sondern es muß ein Unglück des Verhältnisses und Zufalls sein, an welchem seine guten oder bösen Eigenschaften keinen Teil haben. *Fato profugus*, sagt Virgil von seinem Aeneas. Bei der Tragödie ist es das Gegenteil, und aus dem „Oedip“ z. E. wird nummehrer ein Heldengedicht werden, und wer eins daraus machen wollte, wurde am Ende weiter nichts als ein Trauerspiel in Buchern gemacht haben. Denn es wäre elend, wenn diese beiden Dichtungsarten keinen wesentlichen Unterschied als den bestandigen oder durch die Erzählung des Dichters unterbrochenen Dialog oder als Aufzüge und Bucher haben sollten.

Wenn Sie Ihre Gedanken von der Illusion mit dem Hrn. Nicolai aufs Reine bringen werden, so vergessen Sie ja nicht, daß die ganze Lehre von der Illusion eigentlich den dramatischen Dichter nichts angeht und die Vorstellung seines Stücks das Werk einer andern Kunst als der Dichtkunst ist. Das Trauerspiel muß auch ohne Vorstellung und Akteurs seine vollige Stärke behalten und diese bei dem Leser zu äußern, braucht sie nicht mehr Illusion als jede andre Geschichte. Sehen Sie deswegen den Aristoteles

noch gegen das Ende des 6ten und den Anfang des 14ten Hauptstucks nach

Nun bin ich ganz fertig. Leben Sie wohl!

An Moses Mendelssohn.

Leipzig, den 2 Febr. 1757

Liebster Freund!

Ich glaube es ebensowenig als Sie, daß wir bis jetzt in unserm Streite viel weiter als über die ersten Grenzen gekommen sind. Haben Sie aber auch wirklich so viel Lust als ich, sich tiefer hinein zu wagen und dieses unbekannte Land zu entdecken, wenn wir uns auch hundertmal vorher verirren sollten? Doch warum zweifle ich daran? Wenn Sie es auch nicht aus Neigung taten, so wurden Sie es aus Gefälligkeit für mich tun. —

Ihre Gedanken von der Herrschaft über die Neigungen, von der Gewohnheit, von der anschauenden Erkenntnis sind vortrefflich, Sie haben mich so überzeugt, daß ich mir auch nicht einmal einen logischen Fechterstreich dawider übrig gelassen finde. Warum kann ich von Ihren Gedanken über die Illusion nicht eben das sagen! Hören Sie meine Zweifel dagegen; aber machen Sie sich gefaßt, eine Menge gemeiner Dinge vorher zu lesen, ehe ich darauf kommen kann. Über das Wort werde ich Ihnen keine Schwierigkeiten machen.

Darin sind wir doch wohl einig, liebster Freund, daß alle Leidenschaften entweder heftige Begierden oder heftige Verabscheuungen sind? Auch darin, daß wir uns bei jeder heftigen Begierde oder Verabscheuung eines großen Grads unsrer Realität bewußt sind, und daß dieses Bewußtsein nicht anders als angenehm sein kann? Folglich sind alle Leidenschaften, auch die allerunangenehmsten, als Leidenschaften angenehm. Ihnen darf ich es aber nicht erst sagen, daß die Lust, die mit der stärkern Bestimmung unsrer Kraft verbunden ist, von der Unlust, die wir über die Gegenstände haben, worauf die Bestimmung unsrer Kraft geht, so unendlich kann überwogen werden, daß wir uns ihrer gar nicht mehr bewußt sind.

Alles, was ich hieraus folgere, wird aus der Anwendung auf das Aristotelische Exempel von der gemalten Schlange am deutlichsten erhellen. Wenn wir eine gemalte Schlange plötzlich erblicken, so gefällt sie uns desto besser, je heftiger wir darüber erschrocken sind.

Dieses erkläre ich so. Ich erschrecke über die so wohlgetroffene

Schlange, weil ich sie für eine wirkliche halte. Der Grad dieses Schreckens, als eine unangenehme Leidenschaft, oder vielmehr der Grad der Unlust, die ich über diesen schrecklichen Gegenstand empfinde, sei 10; so kann ich den Grad der Lust, die mit der Empfindung der Leidenschaft verbunden ist, 1 nennen oder 10, wenn jener zu 100 wuchse. Indem ich also 10 empfinde, kann ich nicht 1 empfinden; das ist, so lange als ich die Schlange für eine wirkliche halte, kann ich keine Lust darüber empfinden. Nun werde ich aber auf einmal gewahr, daß es keine wirkliche Schlange, daß es ein bloßes Bild ist: was geschieht? Die Unlust über den schrecklichen Gegenstand = 10 fällt weg, und es bleibt nichts übrig als die Lust, die mit der Leidenschaft, als einer bloßen starkern Bestimmung unsrer Kraft, verbunden ist, 1 bleibt übrig, das ich nunmehr empfinde und in dem Grade 8 oder 10 empfinden kann, wenn jener Grad, anstatt 10, 80 oder 100 gewesen ist.

Wozu brauchen wir nun hier die Illusion? Lassen Sie mich meine Erklärung auch an einem entgegengesetzten Exempel versuchen, um ihre Richtigkeit desto ungezweifelter darzulegen. — Dort in der Entfernung werde ich das schönste, holdseligste Frauenzimmer gewahr, das mir mit der Hand auf eine geheimnisvolle Art zu winken scheint. Ich gerate in Affekt, Verlangen, Liebe, Bewunderung, wie Sie ihn nennen wollen. Hier kommt also die Lust über den Gegenstand = 10 mit der angenehmen Empfindung des Affekts = 1 zusammen, und die Wirkung von beiden ist = 11. Nun gehe ich darauf los. Himmel! Es ist nichts als ein Gemälde, eine Bildsäule! Nach Ihrer Erklärung, liebster Freund, sollte nunmehr das Vergnügen desto größer sein, weil mich der Affekt von der Vollkommenheit der Nachahmung intuitiv überzeugt hat. Aber das ist wider alle Erfahrung; ich werde vielmehr verdrießlich; und warum werde ich verdrießlich? Die Lust über den vollkommenen Gegenstand fällt weg, und die angenehme Empfindung des Affekts bleibt allein übrig. Ich komme auf Ihre 2te Folge b): Daher gefallen uns alle unangenehmen Affekte in der Nachahmung. Der Musiker kann uns zornig etc. Hierwider sage ich: Die unangenehmen Affekten in der Nachahmung gefallen deswegen, weil sie in uns ähnliche Affekten erwecken, die auf keinen gewissen Gegenstand gehen. Der Musiker macht mich betrübt; und diese Betrübtheit ist mir angenehm, weil ich diese Betrübtheit bloß als Affekt empfinde und jeder Affekt angenehm ist. Denn setzen Sie den Fall, daß ich während dieser musikalischen Betrübtheit wirklich an etwas Betrübtetes denke, so fällt das Angenehme gewiß weg.

Ein Exempel aus der Körperwelt! Es ist bekannt, daß, wenn man zwei Saiten an eine gleiche Spannung gibt und die eine durch die Berührung ertönen läßt, die andere mit ertönt, ohne berührt zu sein. Lassen Sie uns den Saiten Empfindungen geben, so können wir annehmen, daß ihnen zwar eine jede Bebung, aber nicht eine jede Berührung angenehm sein mag, sondern nur diejenige Berührung, die eine gewisse Bebung in ihnen hervorbringt. Die erste Saite also, die durch die Berührung erbebt, kann eine schmerzliche Empfindung haben, da die andre, der ähnlichen Erbebung ungeachtet, eine angenehme Empfindung hat, weil sie nicht (wenigstens nicht so unmittelbar) berührt worden. Also auch in dem Trauerspiele. Die spielende Person gerät in einen unangenehmen Affekt, und ich mit ihr. Aber warum ist dieser Affekt bei mir so angenehm? Weil ich nicht die spielende Person selbst bin, auf welche die unangenehme Idee unmittelbar wirkt, weil ich den Affekt nur als Affekt empfinde, ohne einen gewissen unangenehmen Gegenstand dabei zu denken.

Dergleichen zweite Affekten aber, die bei Erblickung solcher Affekten an andern in mir entstehen, verdienen kaum den Namen der Affekten, daher ich denn in einem von meinen ersten Briefen schon gesagt habe, daß die Tragodie eigentlich keinen Affekt bei uns rege mache als das Mitleiden. Denn diesen Affekt empfinden nicht die spielenden Personen, und wir empfinden ihn nicht bloß, weil sie ihn empfinden, sondern er entsteht in uns ursprünglich aus der Wirkung der Gegenstände auf uns, es ist kein zweiter mitgeteilter Affekt etc.

Ich hatte mir vorgenommen, diesem Brief eine ungewöhnliche Länge zu geben, allein ich bin seit einigen Tagen so unpaß, daß es mir unmöglich fällt, meine Gedanken beisammen zu behalten. Ich muß also hier abbrechen und erst von Ihnen erfahren, ob Sie ungefähr sehen, wo ich hinauswill; oder ob ich nichts als verwirrtes Zeug in diesen Brief geschrieben habe, welches bei meiner außerordentlichen Beklemmung der Brust (so muß ich meine Krankheit unterdessen nennen, weil ich noch keinen Arzt um den griechischen Namen gefragt habe) gar leicht möglich gewesen ist ...

Leben Sie beide wohl, sobald ich besser bin, werde ich Hrn. Nicolai einen langen Brief über verschiedene Punkte in seiner Abhandlung schreiben, die mir, ohne auf meine eigentümlichen Grillen zu sehen, außerordentlich gefallen hat.

Ihren Aufsatz von der Herrschaft über die Neigungen erhalten Sie hier nach Verlangen zurück. Ich habe ihn abschreiben lassen.

Leben Sie nochmals wohl, ich bin zeitlebens

der Ihrige
Lessing

An Gleim.

Leipzig, den 12 Mai 1757

Mein lieber Herr Gleim, ...

Künftige Woche gehe ich wieder nach Berlin. Schade, daß der Weg nach Berlin nicht über Halberstadt geht! Wie froh werde ich sein, wenn ich wieder in Berlin bin, wo ich es nicht langer nötig haben werde, es meinen Bekannten nur ins Ohr zu sagen, daß der König von Preußen dennoch ein großer König ist. Leben Sie wohl, mein lieber Gleim, und lieben Sie mich ein wenig. Ich bin

ganz der Ihrige
Lessing.

An Moses Mendelssohn.

Leipzig, den 14. Sept. 1757.

Liebster Freund! ...

Aus Ihrer Kritik der indeklamablen Stellen in meiner „Sara“ ist eine Lobrede geworden. Ihre Freundschaft läßt Sie mehr Schönes darin entdecken, als ich hineinzubringen imstande gewesen bin. Gleichwohl kann ich mich nicht enthalten, Ihren Anmerkungen einige andre entgegenzusetzen. Der Autor wird jederzeit das letzte Wort behalten wollen — Der Grundsatz ist richtig, der dramatische Dichter muß dem Schauspieler Gelegenheit geben, seine Kunst zu zeigen. Allein das philosophische Erhabne ist, meines Erachtens, am wenigsten dazu geschickt; denn ebensowenig Aufwand, als der Dichter, es auszudrücken, an Worten gemacht hat, muß der Schauspieler, es vorzustellen, an Gebärden und Tönen machen. Wer das *qu'il mourut* am gleichgültigsten, am meisten ohne Kunst ausspricht, hat es am besten ausgesprochen. Es ist zwar auch Kunst, die Kunst zu verstecken, sie zu rechter Zeit aus den Augen zu setzen; aber von dieser Kunst, glaube ich, ist hier nicht die Rede. Ich berufe mich, statt des besten Beweises, auf den Unterschied, der unter den Gebärden des Schauspielers ist. Einen Teil der Gebärden hat der Schauspieler jederzeit in seiner Gewalt; er kann sie machen, wenn er will, es sind dieses

die Veränderungen derjenigen Glieder, zu deren verschiednen Modifikationen der bloße Wille hinreichend ist. Allein zu einem großen Teil anderer, und zwar gleich zu denjenigen, aus welchen man den wahren Schauspieler am sichersten erkennt, wird mehr als sein Wille erfordert, eine gewisse Verfassung des Geistes nämlich, auf welche diese oder jene Veränderung des Körpers von selbst, ohne sein Zutun, erfolgt. Wer ihm also diese Verfassung am meisten erleichtert, der befördert ihm sein Spiel am meisten. Und wodurch wird diese erleichtert? Wenn man den ganzen Affekt, in welchem der Akteur erscheinen soll, in wenig Worte faßt? Gewiß nicht! Sondern je mehr sie ihn zergliedern, je verschiedener die Seiten sind, auf welchen sie ihn zeigen, desto unmerklicher gerat der Schauspieler selbst darein. Ich will die Rede der Marwood auf der 74. Seite zum Exempel nehmen – Wenn ich von einer Schauspielerin hier nichts mehr verlangte, als daß sie mit der Stimme so lange stiege, als es möglich, so würde ich vielleicht mit den Worten: verstellen, verzerren und verschwinden schon aufgehört haben. Aber da ich in ihrem Gesichte gern gewisse feine Züge der Wut erwecken mochte, die in ihrem freien Willen nicht stehen, so gehe ich weiter und suche ihre Einbildungskraft durch mehr sinnliche Bilder zu erhitzen, als freilich zu dem bloßen Ausdrucke meiner Gedanken nicht nötig waren. Sie sehen also, wenn diese Stelle tadelhaft ist, daß sie es viel mehr dadurch geworden, weil ich zu viel, als weil ich zu wenig für die Schauspieler gearbeitet. Und das würde ich bei mehreren Stellen vielleicht antworten können. Z. E. S. 111: Geschwind reißen Sie mich aus meiner Ungewißheit. Es ist wahr, Mellefont wurde hier geschwinder nach dem Briefe haben greifen können, wenn ich ihn nicht so viel sagen ließe. Aber ich raube ihm hier mit Fleiß einen gemeinen Gestum und lasse ihn schwatzhafter werden, als er bei seiner Ungeduld sein sollte, bloß um ihm Gelegenheit zu geben, diese Ungeduld mit einem feinem Spiele auszudrücken. Die Schnelligkeit, mit der er alle diese Fragen ausstoßt, ohne auf eine Antwort zu warten, die unwillkürlichen Züge der Furcht, die er in seinem Gesichte entstehen zu lassen Zeit gewinnt, sind, sollte ich meinen, mehr wert als die Eilfertigkeit, mit der er den Brief der Sara aus den Händen nehmen, ihn aufschlagen und lesen wurde. Ich wiederhole es also nochmals: diese Stellen sind so wenig untheatralisch, daß sie vielmehr tadelhaft geworden sind, weil ich sie allzu theatralisch zu machen gesucht habe.

Haben Sie aber, mein lieber Moses, hier nicht ganz recht, so haben Sie es doch in Ansehung der schandlichen Perioden, S. 123, 124,

154, 158, die so holpricht sind, daß die beste Zunge dabei anstoßen muß. Sobald meine Schriften wieder gedruckt werden, will ich sie gewiß verbessern — Ich habe heute nicht Lust, langer zu schreiben, sonst würde ich noch einige allgemeine Anmerkungen auskramen, inwiefern der dramatische Dichter für den Schauspieler arbeiten müsse, und was für verschiedene Wege der komische und der tragische in dieser Absicht zu wahlen habe. Vielleicht ein andermal hiervon . . .

Leben Sie beide zusammen wohl; schreiben Sie oft, und lieben Sie mich beständig!

Gotht Eph. Lessing.

An Gleim.

Berlin, den 16. Dez. 1758.

Liebster Freund,

Der Patriot überschreiet den Dichter zu sehr, und noch dazu so ein soldatischer Patriot, der sich auf Beschuldigungen stützt, die nichts weniger als erwiesen sind! Vielleicht zwar ist auch der Patriot bei mir nicht ganz erstickt, obgleich das Lob eines eifrigen Patrioten, nach meiner Denkungsart, das allerletzte ist, wonach ich geizen wurde; des Patrioten nämlich, der mich vergessen lehrt, daß ich ein Weltbürger sein sollte . . .

Leben Sie wohl, liebster Freund, und schreiben Sie mir mit nächster Post, wenn ich nicht glauben soll, daß ich Sie durch diesen Brief unwillig gemacht habe. Ich bin zeitlebens

Ihr ergebenster

Freund Lessing.

An Gleim.

Berlin, den 14 Febr. 1759.

Liebster Freund, . . .

Was ich aber darin von dem übertriebenen Patriotismus einfließen lassen, war weiter nichts als eine allgemeine Betrachtung, die nicht sowohl der Grenadier als tausend ausschweifende Reden, die ich hier alle Tage hören muß, bei mir rege gemacht hatten. Ich habe überhaupt von der Liebe des Vaterlandes (es tut mir leid, daß ich Ihnen vielleicht meine Schande gestehen muß) keinen Begriff, und sie scheint mir aufs höchste eine heroische Schwachheit, die ich recht gern entbehre. — Doch lassen Sie mich davon nichts weiter schreiben.

Ich rühme mich, daß ich von der Freundschaft desto höhere Begriffe habe, und daß noch tausend solche kleine Uneinigkeiten meiner Liebe und Hochachtung gegen meinen lieben Gleim und wackern Grenadier nicht im geringsten nachtheilig sein können. .

Leben Sie wohl, liebster Freund, ich bin

Ihr ergebenster

Lessing.

An Gleim.

Berlin, den 1. Sept. 1759.

Liebster Freund,

Ich setze in der größten Verwirrung die Feder an. Ich weiß, Sie werden sich alle Posttage nach einem Briefe von mir umsehen, ich muß Ihnen also nur schreiben, ob ich Ihnen gleich auch itzt noch nichts ganz Zuverlässiges von unserm teuerstem Kleiste melden kann

Herr von Brand ist bei der Armee des Königs gewesen und vorgestern abends wieder zurückgekommen. Er hat sich genau nach unserm Freunde erkundiget und von dem Obersten von Kleist, seinem Vetter, erfahren, daß er sich in Frankfurt noch bis dato befinde. Er soll nicht mehr als sechs Wunden haben, der rechtschaffne Mann! Er hat sich – und das hat nicht allein der Oberste, sondern das haben ihm noch viel andere Offiziere gesagt – an dem unglücklichen Tage außerordentlich hervorgethan. Er hat die ersten Wunden gar nicht geachtet, sondern ist vor seinem Bataillon noch immer zu Pferde geblieben; und als er endlich gestürzt, hat er noch auf der Erde seinen Leuten zugerufen und sie aufs beste angefeuert. Doch auch hier hat alles nichts helfen wollen; er hat müssen auf der Wahlstatt liegen bleiben und ist so, nebst allen andern schwer Verwundeten, den Russen in die Hände gefallen.

Gestern erhielten wir Nachricht, daß die Russen Frankfurt verlassen hatten. Sie haben sich nach Guben gezogen, um sich mit den Oestreichern zu konjungieren. Ich schrieb also sogleich, nebst dem Hrn. Prof. Sulzer, nach Frankfurt. Aber kaum war mein Brief fort, so machte man mir bange, daß ich ihn wohl wurde vergebens geschrieben haben. Herr Venino nämlich, der gleichfalls bei der Armee gewesen ist, will da fur gewiß erfahren haben – kaum kann ich es Ihnen schreiben, aber ich muß – er will erfahren haben, daß

unser liebster Freund an seinen Wunden bereits gestorben. Noch mehr; heute ist ein Journal von dem, was sich von Tag zu Tag, während der Anwesenheit der Russen in Frankfurt, daselbst zuge tragen, hier angekommen, und auch in diesem Journale soll es mit angemerkt stehen, daß ein Major Kleist daselbst begraben worden. — Nun hören Sie, womit ich mich noch tröste. Es sind mehr Major Kleiste, und ich weiß auch gewiß, daß noch ein anderer Major Kleist, ich kann mich nicht eigentlich erinnern, von welchem Regimente, mit unserm ein gleiches Schicksal gehabt hat. Dieser wird gestorben sein, und nicht unser Kleist. Nein, unser Kleist ist nicht gestorben, es kann nicht sein, er lebt noch. Ich will mich nicht vor der Zeit betrüben; ich will auch Sie nicht vor der Zeit betrüben. Lassen Sie uns das Beste hoffen. Mit der ruckkommenden Frankfurter Post werden wir alles erfahren. Wenn er noch lebt, so besuche ich ihn. Ich sollte ihn nicht mehr sehen? Ich sollte ihn in meinem Leben nicht mehr sehen, sprechen, umarmen? — Leben Sie wohl. Ich bin

ganz der Ihrige

Lessing.

An Gleim.

Berlin, den 6 Sept 1759.

Ach, liebster Freund, es ist leider wahr. Er ist tot. Wir haben ihn gehabt. Er ist in dem Hause und in den Armen des Professor Nicolai gestorben. Er ist beständig, auch unter den größten Schmerzen, gelassen und heiter gewesen. Er hat sehr verlangt, seine Freunde noch zu sehen. Ware es doch möglich gewesen! Meine Traurigkeit über diesen Fall ist eine sehr wilde Traurigkeit. Ich verlange zwar nicht, daß die Kugeln einen andern Weg nehmen sollen, weil ein ehrlicher Mann da steht. Aber ich verlange, daß der ehrliche Mann — Sehen Sie; manchmal verleitet mich mein Schmerz, auf den Mann selbst zu zürnen, den er angehet. Er hatte drei, vier Wunden schon, warum ging er nicht? Es haben sich Generals mit wenigern und kleinern Wunden unschuldig gemacht. Er hat sterben wollen. Vergeben Sie mir, wenn ich ihm zu viel tue. Denn es kann doch wohl sein, daß ich ihm zu viel tue. Er wäre auch an der letzten Wunde nicht gestorben, sagt man; aber er ist versäumt worden. Versäumt worden! Ich weiß nicht, gegen wen ich rasen soll. Die Elenden! die ihn versäumt haben. —

Ha, ich muß abbrechen. Der Professor wird Ihnen, ohne Zweifel, geschrieben haben. Er hat ihm eine Standrede gehalten. Ein anderer, ich weiß nicht wer, hat auch ein Trauergedichte auf ihn gemacht. Sie müssen nicht viel an Kleisten verloren haben, die das itzt im Stande waren! Der Professor will seine Rede drucken lassen, und sie ist so elend! Ich weiß gewiß, Kleist hatte lieber eine Wunde mehr mit ins Grab genommen, als sich solch Zeug nachschwatzen lassen. Hat ein Professor wohl ein Herz? Er verlangt itzt auch von mir und Ramlern Verse, die er mit seiner Rede zugleich will drucken lassen. Wenn er eben das auch von Ihnen verlangt hat, und Sie erfüllen sein Verlangen—Liebster Gleim, das müssen Sie nicht tun! Das werden Sie nicht tun. Sie empfinden itzt mehr, als daß Sie, was Sie empfinden, sagen könnten. Ihnen ist es auch nicht, wie einem Professor, gleich viel, was Sie sagen, und wie Sie es sagen.—Leben Sie wohl. Ich werde Ihnen mehr schreiben, wenn ich werde ruhiger sein.

Ihr ergebenster Freund

Lessing.

An Johann Gottfried Lessing.

Berlin, den 3 April 1760.

Hochzuehrender Herr Vater. . . .

Ich bin itzt mit einem großen Werke, das in die griechische Literatur einschlägt, beschäufget, von welchem künftige Michaelis zwei Bande auf einmal ans Licht treten sollen. Desgleichen muß ich eine zweite Auflage von meinen Fabeln besorgen, die ich in verschiedenen Stücken zu ändern und sonst ansehnlich zu vermehren gedenke. Ich werde also künftigen Sommer zu tun genug haben. Und solange ich noch von meiner Arbeit leben kann und ziemlich gemächlich leben kann, habe ich nicht die geringste Lust, der Sklave eines Amtes zu werden. Trägt man mir eines an, so will ich es annehmen; aber den geringsten Schritt nach einem zu tun, dazu bin ich, wo nicht eben zu gewissenhaft, doch viel zu kommode und nachlässig.

Ich muß abbrechen, weil der Fuhrmann eilt. Ich empfehle mich Ihnen und der Frau Mutter und verbleibe lebenslang

Dero gehorsamster Sohn

Gotthold.

An Karl Wilhelm Ramler.

Breslau, den 6 Dec 1760.

Liebster Freund,

Ich wurde mir es nimmermehr vergeben, meine Freunde wegen meines Schicksals so lange in Ungewißheit gelassen zu haben, wenn ich nicht bisher selbst in der größten Ungewißheit desselben gewesen wäre. Endlich weiß ich, woran ich bin, und Herr Voß wird Ihnen von meinen itzigen Umständen so viel erzählen können, als Sie nur wissen wollen. Erlauben Sie mir immer, daß ich Sie an ihn verweise; ich kann unmöglich dergleichen Kleinigkeiten mehr als einmal schreiben. Sie werden sich vielleicht über meinen Entschluß wundern. Die Wahrheit zu gestehen, ich habe jeden Tag wenigstens eine Viertelstunde, wo ich mich selbst darüber wundere. Aber wollen Sie wissen, liebster Freund, was ich alsdann zu mir selbst sage? „Narr!“ sage ich und schlage mich an die Stirn. „Wann wirst du anfangen, mit dir selbst zufrieden zu sein? Freilich ist es wahr, daß dich eigentlich nichts aus Berlin trieb; daß du die Freunde hier nicht findest, die du da verlassen, daß du wenig Zeit haben wirst zu studieren. Aber war nicht alles dein freier Wille? Warest du nicht Berlins satt? Glaubtest du nicht, daß deine Freunde deiner satt sein mußten? daß es bald wieder einmal Zeit sei, mehr unter Menschen als unter Büchern zu leben? daß man nicht bloß den Kopf, sondern, nach dem dreißigsten Jahre, auch den Beutel zu fullen bedacht sein müsse? Geduld! Dieser ist geschwinder gefüllt als jener. Und alsdann, alsdann bist du wieder in Berlin, bist du wieder bei deinen Freunden und studierst wieder. O, wenn dieses alsdann schon morgen wäre!“ — Und so, liebster Freund, macht mich die Hoffnung allgemach wieder ruhig; macht, daß ich meinen getanen Schritt billige; macht, daß ich mir schmeichle, auch meine Freunde werden ihn billigen. Sie kennen mich; und wenn ich nicht zu loben bin, so bin ich doch wenigstens zu entschuldigen. Versichern Sie mich dessen ja bald! Ihre Briefe werden ein Großes beitragen, daß ich mir wenigstens die Reue, die unnutzeste von allen unangenehmen Empfindungen, erspare. Denn wenn Sie mir oft schreiben, so werde ich Sie seltner vermissen. Ich mache meinen Überschlag so: Wenigstens immer um den dritten Tag vertrieben wir einer dem andern eine Stunde; jeder von uns wende diese Stunde auf einen Brief, und so habe ich für Eine glückliche Stunde zwei: die, da ich an Sie schreibe, und die, da ich Ihre Antwort erhalte. An Stoff soll es uns nicht fehlen, solange unsere Freundschaft dauert, solange Horaz und alte deutsche Dichter in der Welt sind.

Ich habe von den letztern schon verschiedene hier bekommen, die ich sehr wert halte. Wollen Sie, daß ich Ihnen künftig etwas davon schreiben soll? Recht gern, aber mit der Bedingung, daß ich gleich mit dem ersten Briefe eine Horazische Ode von Ihnen erhalte!

Und nun? Was machen unsere Freunde? Was macht mein lieber Gasc und sein Haus? Empfehlen Sie mich ihm, ihr, seinen Kindern (hier wird er sich ein väterliches Air geben) und Allen, mit welchen wir in Ihrer Gesellschaft so manchenmal lustig gewesen sind, vornehmlich der Madame Therbusch. — Und alsdann, unsern Klub nicht zu vergessen! Alle Freitag abends klopft mir das Herz, und ich weiß nicht, was ich darum gabe, wenn ich mich noch itzt alle Wochen einmal in Gesellschaft so vieler rechtschaffner Leute satt essen, satt lachen und satt zanken konnte, besonders über Dinge satt zanken konnte, die ich nicht verstehe. Mein großes Kompliment an die Herren Quanz und Agricola. Die griechische Musik war doch besser, als die auf den Breslauschen Kaffeehäusern! — Unsern lieben Krause rechne ich mit zum Klub. Ich bin itzt in seinem Vaterlande, und, bei Gott! er hat recht wohl daran getan, daß er in Schlesien jung geworden ist! . . .

Ich bin der Ihrige

Lessing.

An Friedrich Nicolai.

Den 22. Okt 1762.

Liebster Freund,

Endlich dringt mich die Not, an Sie zu schreiben. Und zwar eine doppelte Not. Furs erste. ich kann unmöglich langer Ihre Briefe entbehren. Da Sie mir sie also nicht als Almosen wollen zukommen lassen —

(Sie sollten sich schämen, mit mir auf so genaue Rechnung zu leben. Zug um Zug, ist eine Regel in der Handlung, aber nicht in der Freundschaft. Handel und Wandel leidet keine Freundschaft aber Freundschaft leidet auch keinen Handel und Wandel. Und wozu machen Sie unsern Briefwechsel anders als zu einem eigennützigen Handel, wenn Sie wollen, daß er in dem eigentlichsten Wortverstande nichts als ein Briefwechsel sein soll? Wenn Sie mit keinem andern Wechsel ubers Ohr gehauen werden als mit diesem, so wird Ihr Beutel ein sehr gesegneter Beutel bleiben und Ihre Freundschaft eine Kapitalistin werden. Denn jeder Ihrer Briefe, den ich nicht beantwortete, ist ein Kapital, welches Sie bei mir unterbringen. Und die Interessen dieses Kapitals werden von Zeit zu Zeit zu dem Kapitale

geschlagen und tragen neue Interessen, welche wieder zu dem Hauptstuhle geschlagen werden; so daß, je länger ich nicht antworte, desto größer Ihr Kapital wird. Begreifen Sie das nicht? Sie haben recht; da ist nichts zu begreifen. Lauter eingebildete Reichtümer!— Lieber Freund, verschmähen Sie doch die eingebildeten Reichtümer nicht! Lassen Sie uns noch drei Jahre munzen, und die begreiflichsten Reichtümer sollen zu Einbildungen werden *O Jans patulci claudantur*— vor allen Dingen meine Parenthesis)— — :

— so muß ich mir schon gefallen lassen, sie als Antworten zu erpressen Und damit Sie auch gleich wissen, was Sie mir antworten sollen, so vernehmen Sie meine zweite Not. Auf beiliegendem Zettel stehen Bücher, die ich mir aus dem Baumgartenschen Catalogo—

(Der ehrliche Mann, hore ich, ist an einer poetischen Dysenterie gestorben Daran sterbe ich nicht Eher noch an einer poetischen Obstruktion, Konstipation— wie heißt das griechische Wort! Schlagen Sie Hebenstreits Anhang zu Woyts medizinischem Lexico nach, da finden Sie es ganz gewiß. Sehen Sie, wenn ich itzt auch noch so viel vergesse, ich behalte doch wenigstens die Bücher, wo ich es wiederfinden kann. Und kann ich mir nun die Bücher vollends selber kaufen— das kann ich itzt— so gewinne ich ja offenbar im Verlieren. Denn in den Büchern steht sicherlich mehr, als ich vergesse. Geben Sie nur acht, je mehr ich vergesse, desto gelehrter werde ich werden! Und ein dickes Buch bekommt die Welt nach meinem Tode— vielleicht auch noch vor meinem Tode, gewiß noch von mir zu sehen. Nämlich *Bibliothecam Lessingianam seu Catalogum librorum quos dum sapere, legere, vivere desisset, collegit vir cum paucis sic stultis comparandus, Gotth. Ephr. Lessing etc.* Aus diesem Catalogo habe ich vorderhand nichts gezogen,— sondern aus dem Baumgartenschen Catalogo)— — gezogen habe, und die ich alle haben muß. Sein Sie also so gut, und lassen Sie mir sie erstehen. Oder erstehen Sie mir sie vielmehr selbst. Können Sie nicht abkommen? Waiten Sie, ich will Sie losbitten:

”Madame Nicolai,

Unbekannterweise— das ist ein Glück für mich; denn wenn Sie mich kennen, wurden Sie auf meine Bitte nicht viel geben— nehme ich mir die Freiheit, Dieselben hiermit ganz ergebenst zu ersuchen, mir zu Liebe und Ihnen selbst zur großen Ehre die Selbstüberwindung zu haben und zu erlauben, daß Ihr Mann— — Ihr lieber Mann sollte ich sagen; denn ich erinnere mich, daß Sie eben noch nicht lange mit ihm verheiratet sind— — daß Ihr lieber Mann also— — Aber wenn es noch Ihr lieber Mann ist, so wird Ihnen die Selbstüberwindung allzuviel kosten. — Es bleibt also bei dem ersten— daß Ihr Mann

schlechtweg solange, als die Baumgartensche Auktion dauert— es ist keine Möbel-Auktion, Madame, wo Geschmeide oder Silberzeug zu erstehen ist, da werden Sie ihn wohl von selbst hinschicken— sich alle Nachmittage ein paar Stunden von Ihrer grünen Seite entfernen darf! Er soll so gut sein und Bucher für mich erstehen, wenn Sie so gut sein und es ihm erlauben wollen.— Die verdammten Bucher!— Werden Sie nicht ungehalten, Madame; für sich soll er kein Blatt erstehen. Wer Frau und Kinder zu versorgen hat, muß freilich sein Geld kluger anwenden. Aber unsereins, ich bin so ein Ding, was man Hagestolz nennt. Das hat keine Frau; und wenn es schon dann und wann Kinder hat, so hat es doch keine zu versorgen.— Was machte ich mit dem Gelde, wenn ich nicht Bucher kaufte? Schlecht Geld ist es ohnedies, herzlich schlecht Geld, so schlecht, daß man sich ein Gewissen daraus machen muß, seine alten Schulden damit zu bezahlen. Denn sonst konnte ich es auch dazu anwenden. Aber behüte Gott!— Lieber mögen meine alten Schulden bis auf das alte Geld meiner lieben künftigen Frau warten.— Denn ich bin ein Hagestolz, der es nicht ewig bleiben will. Das Exempel unsrer Freunde ist ansteckend— Liebe Madame, haben Sie etwa eine gute Freundin mit altem Gelde, welches Sie recht hübsch untergebracht wissen mochten? Sie wissen vielleicht nicht, welchen großen Anteil ich an Ihrer Verbindung habe. Ihr Mann war außer Maßen unentschussig, ob er Ihr Mann werden wollte oder nicht. Hatte ich ihm nicht so sehr zugeredet, ich glaube, Sie hatten ihn noch nicht. Wenn Sie nun eine erkenntliche Frau sein wollen— Ich muß toll im Kopfe sein, daß ich heute alles so ohne Überlegung hinschreibe! Wenn Sie eine erkenntliche Frau sind, so kratzen Sie mir vielleicht lieber die Augen aus dem Kopfe — Nein, Madame, ich habe ihm nicht zugeredet. Wenigstens habe ich Ihnen nicht zugeredet. Mag in Ihrem Ehestandskalender doch für Wetter stehen, welches will, mir dürfen Sie weder den Sonnenschein noch den Sturm zuschreiben.— Aber wieder auf die Auktion zu kommen!— Steht Sonnenschein im Kalender, so entlassen Sie Ihren Mann freundlich in die Auktion;— steht Sturm, so jagen Sie ihn hinein.— Er mag gern gehen oder nicht gern; Ihnen werde ich es in beiden Fällen zu verdanken haben.— Empfangen Sie also meinen Dank.— Ich pranumeriere meinen Dank sehr gern. Denn wer Henker kann eine Gefälligkeit abschlagen, für die man schon den Dank empfangen hat? Nein, Madame, das ist nicht möglich, und in fester Überzeugung dieser Unmöglichkeit verharre ich,

Madame, Dero unbekannterweise
ganz ergebenster Diener."

Lieber Freund, ich will Ihnen eben nicht zumuten, daß Sie alle Briefe an Ihre Frau bestellen sollen; aber diesen können Sie immer bestellen. — Sie gehen also in die Auktion und erstehen mir die Bucher. — Hier werden sehr oft Pferde und Packsattel verauktioniert, ich bin wieder zu Ihren Diensten Die ich mit einem + notiert habe, müssen Sie mir um Gottes Willen nicht weglassen. Ich muß sie absolut haben! Die rechte Hand schreibt absolut; und die linke schnippt mit den Fingern dazu es ist also mein Ernst. — Das Geld dafür will ich Ihnen auf Ihr erstes Aviso assignieren. Darauf können Sie sicherem Staat machen, als wenn ich Ihnen einen Beitrag zu Ihren Briefen oder zu Ihrer Sammlung versprache — Und à propos, ich verspreche Ihnen einen, wenn Sie mir wollen Ihre Edition vom Musaus schicken, wobei die griechischen Scholien sind Ich habe über dieses Gedicht einige Grillen gefangen, aber ich muß vorher, womöglich, alle Ausgaben zu Rate ziehen, ehe ich sie wieder fliegen lasse. — Leben Sie wohl, lieber Freund. Mein Kompliment an Moses. Ich habe einen langen Brief an ihn angefangen; ich kann ihn aber nicht schließen, denn eben muß ich fort —

Peile, in Eile.

Wissen Sie wo das liegt?

Ich wollte, daß ich es auch nicht wußte.

Ihr ergebenster Freund,

Lessing.

An Moses Mendelssohn.

Breslau, den 17 April 1763.

Liebster Freund!

Auch Herr Kuh reist nach Berlin und erbietet sich, mir einen Brief an Sie mitzunehmen. Ich muß dergleichen Gelegenheit nicht aus den Händen lassen. Sie ist selten, und Posten gehn nach Berlin nicht, sind niemals nach Berlin gegangen, weil ich Ihnen ja sonst wurde geschrieben haben.

Und was schreibe ich Ihnen itzt? Ich fange mit einer Klage an. Warum erfahre ich so wenig von Ihren Beschäftigungen? Kaum daß Sie mir den Anfang jener Abhandlung mitgeteilet haben. Sonst lassen Sie Logiken drucken, Predigten halten, Munzen schlagen — und ich weiß von allem nichts, bis ich es lange hernach durch die dritte, vierte Hand erfahre. Die erste verstehe ich nicht, sie ist hebraisch, und die andre habe ich noch nicht. Aber von der Munze muß

ich Ihnen sagen, von der nämlich auf den Frieden mit Rußland. (Ohne Zweifel sollen Sie auf den allgemeinen Frieden auch eine erfinden, und meine Erinnerungen können also immer noch zu einer gelegnen Zeit kommen) Sie ist ein wenig zu gelehrt. Meine, die ich damals in Gedanken hatte, wäre so gelehrt nicht gewesen. Die eine Seite hatte einen Adler gezeigt, von mehr als einer Natter umschlungen. Unvermögend, sich ihrer aller zu entwehren, kommt ihm aus den Wolken ein Strahl des Jupiters zu Hülfe, der die gewaltigste ihm von der Brust schlägt, mit der Überschrift: *Nodus vindice dignus*. Auf der andern Seite hatte man um das Brustbild des Kaisers gelesen, *Deus ex machina*. Denn was war der unglückliche Mann anders als ein armseliger Tritagonist, auserschen, in der Larve eines Gottes den ungeschickten Knoten eines blutigen Schauspiels zu zerschneiden? Er spielt seine Rolle so so und fährt wieder hinter die Szene und ist vergessen

Wenn ich endlich einmal Zeit bekomme, liebster Freund, Ihnen meine Anmerkungen über Ihre philosophischen Schriften mitzutheilen so können Sie leicht glauben, daß ich mich auch des seltsamen Menschen darin annehmen werde. Ich habe eine Menge Sophistereien über das Spiel auszukramen. Das fehlte noch, werden Sie sagen. Allerdings, denn das Pharo für sich ist so gedankenlos, daß man sich doch mit etwas dabei beschäftigen muß. Unter andern bin ich dahintergekommen –

Aber lassen Sie mich nicht vom Spiele, sondern von Spinoza noch ein paar Worte mit Ihnen plaudern. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich mit Ihrem ersten Gespräche seit einiger Zeit nicht mehr so recht zufrieden bin. Ich glaube, Sie waren damals, als Sie es schrieben, auch ein kleiner Sophist, und ich muß mich wundern, daß sich noch niemand Leibnizens gegen Sie angenommen hat.

Sagen Sie mir, wenn Spinoza ausdrücklich behauptet, daß Leib und Seele eines und ebendasselbe einzelne Ding sind, welches man sich nur bloß bald unter der Eigenschaft des Denkens, bald unter der Ausdehnung vorstelle (Sittenlehre T. II, § 126), was für eine Harmonie ihm dabei hat einfallen können? Die größte, wird man sagen, welche nur sein kann, nämlich die, welche das Ding mit sich selbst hat. Aber heißt das nicht mit Worten spielen? Die Harmonie, welche das Ding mit sich selbst hat! Leibniz will durch seine Harmonie das Rätsel der Vereinigung zweier so verschiedenen Wesen, als Leib und Seele sind, auflösen. Spinoza hingegen sieht nichts Verschiednes, sieht also keine Vereinigung, sieht kein Rätsel, das aufzulösen wäre.

Die Seele, sagt Spinoza an einem andern Orte (T. II, § 163), ist mit dem Leibe auf eben die Art vereinigt, als der Begriff der Seele von sich selbst mit der Seele vereinigt ist. Nun gehört der Begriff, den die Seele von sich selbst hat, mit zu dem Wesen der Seele, und keines läßt sich ohne das andere gedenken. Also auch der Leib läßt sich ohne die Seele nicht gedenken, und nur dadurch, daß sich keines ohne das andere denken läßt, dadurch, daß beide eben dasselbe einzelne Ding sind, sind sie, nach Spinozens Meinung, miteinander vereinigt.

Es ist wahr, Spinoza lehrt, die Ordnung und Verknüpfung der Begriffe sei mit der Ordnung und Verknüpfung der Dinge einerlei. Und was er in diesen Worten bloß von dem einzigen selbständigen Wesen behauptet, bejahet er anderwärts und noch ausdrücklicher, insbesondere von der Seele (T. V, § 581). So wie die Gedanken und Begriffe der Dinge in der Seele geordnet und untereinander verknüpft sind: ebenso sind auch aufs genaueste die Beschaffenheiten des Leibes oder die Bilder der Dinge in dem Leibe geordnet und untereinander verknüpft. —

Es ist wahr, so drückt sich Spinoza aus, und vollkommen so kann sich auch Leibniz ausdrücken. Aber wenn beide sodann einerlei Worte brauchen, werden sie auch einerlei Begriffe damit verbinden? Unmöglich. Spinoza denkt dabei weiter nichts, als daß alles, was aus der Natur Gottes, und derzufolge aus der Natur eines einzelnen Dinges, *formalster* folge, in selbiger auch *objective*, nach eben der Ordnung und Verbindung, erfolgen muß. Nach ihm stimmt die Folge und Verbindung der Begriffe in der Seele bloß deswegen mit der Folge und Verbindung der Veränderungen des Körpers überein, weil der Körper der Gegenstand der Seele ist; weil die Seele nichts als der sich denkende Körper, und der Körper nichts als die sich ausdehnende Seele ist. Aber Leibniz? —

Ich werde abgehalten, weiter zu schreiben. Und nun wollte ich, daß ich gar nicht geschrieben hätte! Noch ist es auch nicht viel mehr als gar nichts. — Leben Sie wohl, liebster Freund, leben Sie wohl!

Lessing.

An Johann Gottfried Lessing.

Breslau, den 30 Nov 1763.

Hochzuehrender Herr Vater, . . .

Ich hoffe, daß meine wertesten Eltern von mir überzeugt sind, wie ich nichts eifriger als das Wohlergehen meiner Geschwister wunsche.

Ich will mit Vergnügen alles mit Ihnen teilen, was ich habe, und so lange ich etwas habe. Nur weiter kann ich mich nicht einlassen. Ich bin weder imstande, Ihnen zu Ihrem Fortkommen einigen Rat zu erteilen, noch an Ihrer Versorgung und Ihrem Unterkommen zu arbeiten. Noch weniger kann ich in den jetzigen Umständen einen von Ihnen zu mir nehmen. — So ungern ich selbst jederzeit von andern Leuten sogenannten guten Rat angenommen habe, so zurückhaltend bin ich mit meinem eigenen, und ich will lieber jedem, der es bedarf, meinen letzten Groschen geben als ihm sagen: Tue das, tue jenes! Wer seine Jahre hat, muß selbst wissen, was er tun kann, was er tun muß; und wer erst hören will, was andere Leute zu seinen Anschlägen sagen, der hat bloß Lust, Zeit zu gewinnen und indes andere zu fassen. So scheint es auch mit Gottloben gewesen zu sein. Was hatte es geholfen, wenn ich gleich auf den vorhergehenden Brief meine Meinung über seine russische Reise gesagt hätte? Indem meine Meinung unterwegens gewesen wäre, hätte er sich schon anders besonnen. Ich will damit nicht sagen, daß es nicht ebensogut sei, daß er sich anders besonnen; sondern bloß, daß mein guter Rat entweder überflüssig oder vergebens gewesen wäre. Es ist wahr, ich habe ihm versprochen, wenn mir hier eine Gelegenheit für ihn aufstoßen sollte, seiner eingedenk zu sein. Aber ihn so lange zu mir zu nehmen, bis sich eine dergleichen Gelegenheit finden mochte, habe ich ihm nicht versprochen. Es geht auch gar nicht an. Erstlich erfordern sowohl meine jetzigen Geschäfte als mein Studieren, daß ich notwendig allein sein muß. Zweitens betrachten mich meine wertesten Eltern, als ob ich schon hier in Breslau etabliert wäre, und dieses bin ich doch so wenig, daß ich gar leicht meine langste Zeit hier gewesen sein dürfte. Ich warte nur noch einen einzigen Umstand ab, und wo dieser nicht nach meinem Willen ausfällt, so kehre ich zu meiner alten Lebensart wieder zurück. Ich hoffe ohnedem nicht, daß Sie mir zutrauen werden, als hätte ich mein Studieren am Nagel gehangen und wolle mich bloß elenden Beschäftigungen *de pane lurrando* widmen. Ich habe mit diesen Nichtswürdigkeiten nun schon mehr als drei Jahr verloren. Es ist Zeit, daß ich wieder in mein Gleis komme. Alles, was ich durch meine jetzige Lebensart intendiert habe, das habe ich erreicht, ich habe meine Gesundheit so ziemlich wiederhergestellt; ich habe ausgeruhet und mir von dem wenigen, was ich ersparen konnte, eine treffliche Bibliothek angeschafft, die ich mir nicht umsonst angeschafft haben will. Ob ich sonst noch einige hundert Taler übrig behalten werde, weiß ich selbst noch nicht. Wenigstens werden sie mir nebst dem wenigen, was ich aus meinem gewonnenen Prozesse erhalte, sehr wohl zu-

statten kommen, damit ich ein paar Jahre mit desto mehr Gemächlichkeit studieren kann. Indes soll mich dieses nicht hindern, für meine Bruder mein Außerstes zu tun. Sie müssen aber auch nur selbst etwas für sich tun. Besonders meine ich Gottloben. Daß er sich gar noch obendrein mit seinem übrigen Geschwister zu Hause nicht verträgt, ist ein Punkt, der meine Liebe gegen ihn gewaltig mindert. Liegt die Schuld an ihm, so würde er mir es nicht besser machen. Doch ich denke noch immer das Beste von ihm und werde mich dieses nicht abschrecken lassen, ihn um mich zu wünschen, wenn es die übrigen Umstände erlaubten. Geschieht es, daß ich eine gewisse Absicht erreiche, und daß mein Schicksal nach meinem Wunsche entschieden wird, so soll es das erste sein, daß ich Gottloben kommen lasse. Bis dahin wurde er mir zur Last sein, ohne daß ihm geholfen wäre. Er muß sich bis Ostern gedulden, und wie gesagt, alsdann wollen wir erst sehen, wie es mit mir selbst steht. .

Meiner lieben Schwester danke ich für das überschickte Präsent. Ich will ihr gern ein anderes dagegen machen, aber sie muß mir schreiben, was sie haben will.

Ich wünsche meinen wertesten Eltern beständige Gesundheit und werde mich freuen, auf das baldigste angenehme Nachrichten von ihnen zu erhalten. Der ich zeitlebens verharre

Deroselben gehorsamster Sohn
Gotthold.

An Johann Gottfried Lessing.

Breslau, den 13. Juni 1764.

Hochzuehrender Herr Vater,

Ich muß schon wiederum um Ihre gütige Nachsicht bitten, daß ich meine Antwort so lange verzögert habe. Meine itzigen Umstände müssen mich zum Teil entschuldigen und die Ungewißheit und Unentschlossenheit, in der ich mich solchen nach befinde.

Meine Verwirrung wird durch den Zufall, daß der General von Tauentzien gefährlich krank liegt, noch größer. Es mag aber diese Krankheit ausschlagen, wie sie will, so ist die totale Veränderung meiner itzigen Situation immer gewiß. Es sollte mir leid tun, wenn sich meine liebsten Eltern, durch unrichtig eingezogene Nachrichten, von meinen bisherigen Umständen einen falschen Begriff sollten gemacht haben. Ich habe meinerseits gewiß keine Gelegenheit dazu gegeben, vielmehr mich mehr als einmal geäußert, daß mein itziges En-

gagement von keiner Dauer sein könne, daß ich meinen alten Plan zu leben nicht aufgegeben, und daß ich mehr wie jemals entschlossen, von aller Bedienung, die nicht vollkommen nach meinem Sinne ist, zu abstrahieren. Ich bin über die Hälfte meines Lebens, und ich wußte nicht, was mich notigen konnte, mich auf den kurzern Rest desselben noch zum Sklaven zu machen – Ich schreibe Ihnen dieses, liebster Vater, und muß Ihnen dieses schreiben, damit es Ihnen nicht befremde, wann Sie mich in kurzem wiederum von allen Hoffnungen und Ansprüchen auf ein fixiertes Glück, wie man es nennt, weit entfernt sehen sollten. Ich brauche nur noch einige Zeit, mich aus allen den Rechnungen und Verwirrungen, in die ich verwickelt gewesen, herauszusetzen, und alsdann verlasse ich Breslau ganz gewiß. Wie es weiter werden wird, ist mein geringster Kummer. Wer gesund ist und arbeiten will, hat in der Welt nichts zu fürchten. Sich langwierige Krankheiten und ich weiß nicht was für Umstände befürchten, die einen außerstand zu arbeiten setzen konnten, zeigt ein schlechtes Vertrauen auf die Vorsicht. Ich habe ein besseres und habe Freunde . .

Meine eifrigsten Wünsche gehen auf das ruhige und zufriedene Alter meiner wertesten Eltern, die ich beschwore, um mich sich keinen Kummer zu machen, wohl aber versichert zu sein, daß niemand seine Eltern und Geschwister aufrichtiger lieben kann als

Dero gehorsamster Sohn
Gotthold

An Karl Wilhelm Ramler.

Breslau, den 20. August 1764.

Liebster Freund, . . .

Meinen vorigen Brief werden Sie von dem Herrn Hauptmann von Diebitsch wohl erhalten haben . . . Er und Herr Ried haben mir versichert, daß Sie sich recht wohl befinden. Bleiben Sie ja dabei, und krankeln Sie nicht! Kränkeln, sag ich; denn seit einiger Zeit halte ich das Kränkeln für schlimmer als das Kranksein. Ein argerliches Leben, wenn man auf ist und vegetiert und für gesund angesehen wird, ohne es zu sein! Ich war vor meiner Krankheit in einem *tramb* zu arbeiten, in dem ich selten gewesen bin. Noch kann ich nicht wieder hineinkommen, ich mag es anfangen, wie ich will. Ich brenne vor Begierde, die letzte Hand an meine Minna von Barnhelm zu legen; und doch wollte ich auch nicht gern mit halbem Kopfe daran arbeiten. Ich habe Ihnen von diesem Lustspiele nichts sagen können,

weil es wirklich eins von meinen letzten Projekten ist. Wenn es nicht besser als alle meine bisherigen dramatischen Stücke wird, so bin ich fest entschlossen, mich mit dem Theater gar nicht mehr abzugeben. Es konnte doch sein, daß ich zu lange gefeiert hatte — Sie sollen der Erste sein, von dem ich mein Urteil erwarte — Vorher aber sagen Sie mir noch Ihr Urteil, liebster Freund, von beiliegenden Reimereien. Kaum sollte ich es zwar wagen, Ihnen solche Nichtswürdigkeiten vorzulegen, und ich kann es selbst kaum begreifen, wie ich seit Jahr und Tag wieder in diesen Geschmack gekommen bin. Wenn sie nicht ganz verwerflich sind und es sich der Muhe verlohnt, daß Sie Ihre Feile ansetzen, so tun Sie es doch! Nicht sowohl, damit ich öffentlich Gebrauch davon machen kann, als vielmehr, damit mir meine Nachlässigkeiten nur recht deutlich werden, und ich von selbst erraten kann, welchem Kunstrichter ich das übrige Zeug dieser Art zu reinigen und zu lautern geben muß . .

Leben Sie wohl, liebster Freund, und behalten Sie mich lieb,

Ihren getreuesten

Lessing.

An Gleim.

Berlin, den 13. März 1766.

Liebster Freund,

Ich bin so eitel, auch Ihnen meinen Laokoon zu übersenden; ob ich gleich voraussehe, daß Sie alle Ihre Freundschaft gegen mich werden nötig haben, um diesen Mischmasch von Pedanterie und Grillen zu lesen und nur nicht ganz verwerflich zu finden . . .

An Gleim.

Berlin, den 1. Febr. 1767.

Liebster Freund, . . .

Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll: so vielerlei habe ich Ihnen zu melden. Ja, in Hamburg bin ich gewesen; und in neun bis zehn Wochen denke ich wiederum hinzugehen — wahrscheinlicherweise, um auf immer da zu bleiben. Ich hoffe, es soll mir nicht schwer fallen, Berlin zu vergessen. Meine Freunde daselbst werden mir immer teuer, werden immer meine Freunde bleiben, aber alles übrige, vom größten bis zum kleinsten — Doch ich erinnere mich, Sie hören es ungern, wenn man sein Mißvergnügen über diese Königin der Städte verrät. —

Was hatte ich auf der verzweifelten Galeere zu suchen? – Fragen Sie mich nicht auf was ich nach Hamburg gehe? Eigentlich auf nichts. Wenn sie mir in Hamburg nur nichts nehmen, so geben sie mir ebensoviele, als sie mir hier gegeben haben. Doch Ihnen brauche ich nichts zu verbergen. Ich habe allerdings mit dem dortigen neuen Theater und den Entrepreneurs desselben eine Art von Abkommen getroffen, welches mir auf einige Jahre ein ruhiges und angenehmes Leben verspricht. Als ich mit ihnen schloß, fielen mir die Worte aus dem Juvenal bei: –

Quod non dant proceres, dabit histrio –

Ich will meine theatralischen Werke, welche längst auf die letzte Hand gewartet haben, daselbst vollenden und aufführen lassen. Solche Umstände waren notwendig, die fast erloschene Liebe zum Theater wieder bei mir zu entzünden. Ich fing eben an, mich in andere Studien zu verlieren, die mich gar bald zu aller Arbeit des Genies wurden unfähig gemacht haben. Mein Laokoon ist nun wieder die Nebenarbeit. Mich dunkt, ich komme mit der Fortsetzung desselben, für den großen Haufen unsrer Leser, auch noch immer früh genug. Die wenigen, die mich jetzt lesen, verstehen von der Sache ebensoviel wie ich und mehr

Ich wünschte selbst, ich wäre mit Ihnen in Dresden gewesen. Wenn es mir einigermaßen möglich ist, so reise ich doch noch hin, ehe ich von hier nach Hamburg abgehe. Wäre es auch nur, um den H. von Hagedorn persönlich kennen zu lernen! Alle Welt ruht ihn, so wie alle Welt in Hamburg mit Entzücken an seinen Bruder denkt. Der Mann muß noch etwas weit besseres gewesen sein als ein vorzüglicher Dichter.

Leben Sie wohl, wertester Freund, und empfehlen Sie mich den Ihnigen. – Doch noch ein Wort! Wenn Ihr Schaferspiel fertig ist, so soll es Schuch nicht haben, sondern ich will es haben und es in Hamburg aufführen lassen. Senden Sie es mir, je eher, je lieber! –

Ich bin auf immer

Ihr ergebenster Freund und Diener

Lessing.

An Karl Lessing

Hamburg, den 22. Mai 1767.

Liebster Bruder, . . .

Von meinen Umständen weiß ich selbst nicht recht, was ich Dir melden soll. Mit unserm Theater (das im Vertrauen!) gehen eine

Menge Dinge vor, die mir nicht anstehn. Es ist Uneinigkeit unter den Entrepreneurs, und keiner weiß, wer Koch oder Kellner ist. Indes habe ich den Anfang zu dem Wochenblatte gemacht, wovon Du hier die ersten Stücke erhaltst. Sie sind in meiner eigenen Druckerei gedruckt; denn da ich mich doch auf einige Weise hier fixieren wollte, so habe ich mich bereden lassen, die Druckerei eines gewissen Herrn Bode zu übernehmen, der mit einem russischen Obristen auf Reisen gegangen ist. Ich werde ja sehen, wie es damit geht.

Ich bin auf immer

Dein treuer Bruder

Gotthold.

An Friedrich Nicolai.

Hamburg, den 4. Aug. 1767.

Liebster Freund, . . .

Klopstock ist hier gewesen, und ich hatte manche angenehme Stunde mit ihm haben können, wenn ich sie zu genießen gewußt. Ich fand, daß er mir besser gefallen mußte, als jemals. Er ist sehr fleißig gewesen. Er hat eine neue Tragodie gemacht, Hermanns Schlacht; ein Stück völlig in dem alten deutschen Kostume, häufig mit Bardengesängen untermengt. Es ist ein vortreffliches Werk, wenn es auch schon etwa keine Tragodie sein sollte. Er hat auch ein ziemlich weitläufiges Werk von den griechischen Silbenmaßen geschrieben, worin viel gutes kritisches Detail ist. In diesen Silbenmaßen hat er zugleich eine Menge neuer Oden gemacht, und das alles wird mit nächsten gedruckt. Nur den Beschluß des Messias scheinen wir so bald noch nicht erwarten zu dürfen. Ich glaube, daß es leicht möglich ist, über ein Werk, das man mit allem sturmischen Feuer der Jugend angefangen hat, nach und nach zu erkalten.

Der H. von Gerstenberg hat gleichfalls eine Tragodie gemacht, die ich eben gelesen. Sie heißt Ugolino, das bekannte Sujet aus dem Dantes; in Prosa und fünf Aufzügen. Es ist viel Kunst darin, und man spürt den Dichter, der sich mit dem Geiste des Shakespeare genährt hat.

Ich bedaure nur, daß weder durch diese noch durch Klopstocks Tragodie das deutsche Theater im geringsten reicher geworden. Denn beide können schwerlich oder gar nicht aufgeführt werden.

Grußen Sie mir unsern lieben Moses tausendmal. Er soll mir nur noch eine Zeit lang nachsehen; vielleicht, daß ich wieder zu mir selbst

komme. Ich rechne darauf, daß Sie mir beide Ihre Freundschaft beibehalten, ich mag schreiben, oder ich mag nicht schreiben. Leben Sie recht wohl; ich bin

Ihr ergebenster Freund
Lessing.

An Christian Felix Weiße.

Hamburg, August 1767.

....

Meiner Absicht nach sollten diese Blätter hauptsächlich der Kritik der Schauspieler gewidmet sein; ich sehe aber wohl, daß mit diesem Volke nichts anzufangen ist: sie nehmen Privaterinnerungen übel, was wurden sie bei einer öffentlichen Rüge tun, ich werde es also wohl die Autoren müssen entgelten lassen...

An Karl Lessing.

Hamburg, den 21. Sept. 1767

Lieber Bruder....

Ich bin willens, meinen D. Faust noch diesen Winter hier spielen zu lassen. Wenigstens arbeite ich aus allen Kräften daran. Da ich aber zu dieser Arbeit die *Clavicula Salomonis* brauche, die ich mich erinnere Herrn Florke gegeben zu haben, um sie gelegentlich zu verkaufen: so mache ihm mein Kompliment, mit dem Ersuchen, sie bei dem ersten Pakete, das er an einen hiesigen Buchhändler sendet, mitzuschicken...

An Heinrich Wilhelm von Gerstenberg.

Hamburg, den 25. Febr. 1768

....

Wenn ich Ihnen bloß zu versichern gehabt hatte, wie sehr mir Ihr Ugolino gefallen, und was für eine große Idee er von dem Genie seines Verfassers bei mir zurückgelassen: so hätte ich mich nur hinsetzen und schreiben dürfen. Was man so lebhaft empfunden, wird einem so leicht zu schreiben, daß man geschwinder den Anfang als das Ende findet. Sie haben ein Sujet gewählet, dessen Kontextur sich

aller dramatischen Form zu verweigern scheint: aber es hat müssen werden, was Sie gewollt haben. Sie haben Schwierigkeiten überstiegen, die mich zur Verzweiflung gebracht hatten. Der körperliche Schmerz ist unstreitig unter allen Leiden am schwersten zu behandeln: und Sie haben die schrecklichste Art desselben mit so großer Wahrheit und mit so mannigfaltiger Wahrheit behandelt, daß meine Ruhung mehr als einmal durch das Erstaunen über die Kunst unterbrochen worden.

Aber Sie verlangten nicht sowohl meinen Lobspruch als meine Anmerkungen. — Es ist schlimm, wenn man im Verdachte ist, daß man über alles Anmerkungen macht — Wenn ich nun keine gemacht hatte? Und wirklich habe ich keine von allen denen gemacht, die Sie mir so gutig leihen wollen. Die kleinen Flecken, welche die zweite Hand ihrem Werke abgewischt, habe ich vormals ebensowenig bemerkt, als ich sie jetzt vermisste. Meinertwegen hatten sie immer bleiben können: doch besser ist freilich besser!

Eine einzige Anmerkung habe ich geäußert — und es auch schon wieder betauert, sie geäußert zu haben. Indes, ehe sie Ihnen auf eine oder die andere Weise unrecht hinterbracht wird —

Am besten, ich schreibe sie Ihnen selbst. Das war von Anfang mein Wille. Nur wollte ich mir Zeit lassen, sie noch mehr zu überlegen. Ich habe sie überlegt und überlegt, aber wenn ich Ihnen nicht eher antworten wollte, als bis ich sie genug überlegt zu haben glaubte, so wurde ich Ihnen vielleicht gar nicht antworten. — Und antworten muß ich doch endlich!

Hier ist sie also, so gut ich sie zur Zeit geben kann. — Sie ist aus einem Gefühl entstanden, das ich mich bei keiner Tragödie gehabt zu haben erinnere als bei dem Ugolino — Mein Mitleid ist mir zur Last geworden: oder vielmehr mein Mitleid horte auf, Mitleid zu sein, und ward zu einer ganzlich schmerzhaften Empfindung. Es ward mir auf einmal recht wohl, als das Stück zu Ende war, das ich ohne meine Neugierde, die jedoch weniger auf das Ziel als auf die Art ging, mit welcher der Dichter zu diesem Ziele gelangen werde, schwerlich zu Ende gebracht hatte. Ich eilte, mich von den Eindrücken, die es auf mich gemacht hatte, zu zerstreuen; und ich bekenne es, ich werde es schwerlich wagen, diese Eindrücke wiederum bei mir zu erneuern. Es ist mir lieb, Ihren Ugolino einmal gelesen zu haben, nämlich in der Absicht, mich der Täuschung zu überlassen: zum zweiten Male lese ich ihn in dieser Absicht gewiß nicht wieder.

Woher dieses?

Ihre Personen leiden alle.

Die mehresten derselben leiden völlig unschuldig – Kinder mußten die Schuld ihres Vaters nie mittragen –

Die einzige Person, die vielleicht nicht ganz unschuldig leidet, leidet doch gar nicht in Proportion ihrer Schuld, ihres Vergehens, welches völlig außer dem Stucke ist, und von dem wir fast gar nichts erfahren.

Sie werden sagen. Dieses trifft den Dante so gut als mich –

Nein: Bei dem Dante hören wir die Geschichte als geschehen: bei Ihnen sehn wir sie als geschehend. Es ist ganz etwas anders, ob ich das Schreckliche hinter mir oder vor mir erblicke. Ganz etwas anders, ob ich hore, durch dieses Elend kam der Held durch, das überstand er: oder ob ich sehe, durch dieses soll er durch, dieses soll er überstehen.

Der Unterschied der Gattung macht hier alles.

Die Vernunft befiehlt mir, mich der Vorsicht in allen Vorfällen geduldig zu unterwerfen; sie verbietet mir, meinem Elende durch meine Zerstörung ein Ende zu machen. Warum? Weil ich alle Augenblicke hoffen darf, ohne dieses gewaltsame Mittel mein Elend geendet zu sehn. Die Vorsicht kann es enden und wird es enden, sobald es mir dienlich ist.

In dieser Hoffnung durchschritt Ugolino seinen schrecklichen Pfad bis ans Ende. Er tat wohl, daß er lieber verhungern als Hand an sich legen wollte. „Vielleicht“, mußte er denken, solange er denken konnte, „springen eben itzt die Thüren des Gefängnisses auf, und ich bin gerettet, wenn ich diesen Augenblick geduldig abgewartet habe!“

Aber wie steht es mit dieser Hoffnung in den Nachahmungen der Kunst? Dunkt Ihnen nicht, daß sie durch das Wesen gewisser Gattungen notwendig aufgehoben werde? Dieses Wesen ist bekannt; der Dichter verspricht uns eine Tragodie; und obgleich eine Tragodie ebensowohl einen glücklichen als einen unglücklichen Ausgang haben kann, so sehen wir es doch gleich aus der ersten Anlage, welchen von beiden sie haben wird, sobald die Exposition vorbei, wissen wir es zu verlässig, daß Ugolino mit seinen Kindern verhungern muß.

Und nun kommt meine Grille. – Die Ungewißheit des Ausganges, welche den Ugolino allein zurückhalten kann, an sich und seinen Kindern eine rasche Tat zu verüben – (allein? ich glaube, ja) – diese Ungewißheit, die es wenigstens allein macht, daß der größte Teil der Menschen seine Geduld nicht als Feigheit und Kleinmut, sondern als Standhaftigkeit und Unterwerfung betrachtet, diese Ungewißheit dunkt mich hier mit der Gewißheit, die wir, ich will nicht sagen aus der vorläufigen Kenntnis der Geschichte, sondern aus dem Wesen

der Gattung, aus der Anlage des Dichters haben, in eine sonderbare Kollision zu kommen.

Ugolino muß aushalten, weil er nicht weiß, wie es alle Augenblicke mit ihm werden konnte und wir, die wir wissen, daß nichts zu seinem Besten sich eraugnen kann, wir – sind unwillig, daß er aushält. Ich sage wir: weil ich nicht gern glauben mochte, daß ich eine Empfindung haben konnte, die sonst niemand hatte

Wenn ich in dem Kerker des Ugolino wirklich zugegen gewesen wäre, wurde ich mich wohl gehütet haben, ihn zu etwas andern als zur Geduld zu ermahnen, denn ich hatte mich mit ihm in gleicher Ungewißheit befunden: aber vor der Bühne kann ich den Augenblick kaum erwarten, da er endlich den Entschluß faßt, seiner und meiner Marter auf die kurzeste die beste Art ein Ende zu machen.

Hieraus wurde folgen – doch ich breche lieber ab. Ich muß erst hören, ob ich mich deutlich genug erklärt habe. Es mag aber daraus folgen, was will: Ihr Ugolino bleibt immer ein Werk von sehr großen, außerordentlichen Schönheiten. . . .

An H. Sturzen meinen tausendfachen Empfehl; ich rechne so sehr auf seine Freundschaft, daß ich gewiß glaube, er wird mir mein Stillschweigen nicht ubelnehmen. Von seiner „Julie“ habe ich mir in der Dramaturgie wertläufig zu reden vorgenommen. Seine „Anmerkungen über den Laokoon“ habe ich beigelegt, bis ich in dieses Fach wieder komme. Itzt weiß ich selbst nicht, was in meinem Buche steht: wie sollte ich ihm antworten können? . . .

Ich schließ mit der Erklärung, daß ich nicht gern Briefe schreibe, aber mich ebenso gern schriftlich unterrichten lasse als mündlich.

Dero ganz ergebenster

Lessing.

An Karl Lessing.

Hamburg, den 9. Juni 1768.

Lieber Bruder, . . .

Du arbeitest außerdem selbst an einer Tragodie? Recht gut. Mich dunkt auch immer, daß man in dem dramatischen Fache eher mit einer Tragodie als mit einer Komodie den Versuch machen sollte. Es ist leichter, zum Mitleiden zu bewegen, als lachen zu machen. Man lernt eher, was Glück und Unglück, als was sittlich und unsittlich, anständig und lächerlich ist. . . .

An Johann Joachim Christoph Bode.

Hamburg, Sommer 1768

• • •

Es kommt darauf an, Wort durch Wort zu übersetzen; nicht eines durch mehrere zu umschreiben. Bemerken Sie sodann, daß *sentimental* ein neues Wort ist. War es Sternen erlaubt, sich ein neues Wort zu bilden, so muß es eben darum auch seinem Übersetzer erlaubt sein. Die Engländer hatten gar kein Adjektivum von *Sentiment*; wir haben von Empfindung mehr als eines. Empfindlich, empfindbar, empfindungsreich. aber diese sagen alle etwas anders. Wägen Sie empfindsam! Wenn eine muhsame Reise eine Reise heißt, bei der viel Muhe ist, so kann ja auch eine empfindsame Reise eine Reise heißen, bei der viel Empfindung war. Ich will nicht sagen, daß Sie die Analogie ganz auf Ihrer Seite haben durften. Aber was die Leser vors erste bei dem Worte noch nicht denken, mögen sie sich nach und nach dabei zu denken gewöhnen. . . .

An Friedrich Nicolai.

Hamburg, den 26. Mai 1769.

Liebster Freund, . . .

Mit der Rezension meines „Laokoon“ in dem letzten Stucke Ihrer Bibliothek kann ich sehr wohl zufrieden sein. Ich denke, daß ich den Namen des Rezensenten schon weiß. Aber was gehen mich Namen an? Die Person werde ich doch nicht kennenlernen. Wenn er die Fortsetzung meines Buches wird gelesen haben, soll er wohl finden, daß mich seine Einwurfe nicht treffen. Ich raume ihm ein, daß Verschiedenes darin nicht bestimmt genug ist, aber wie kann es, da ich nur kaum den Einen Unterschied zwischen der Poesie und Malerei zu betrachten angefangen habe, welcher aus dem Gebrauche ihrer Zeichen entspringt, insofern die einen in der Zeit und die andern im Raume existieren? Beide können ebensowohl natürlich als willkürlich sein; folglich muß es notwendig eine doppelte Malerei und eine doppelte Poesie geben: wenigstens von beiden eine höhere und eine niedrige Gattung. Die Malerei braucht entweder koexistierende Zeichen, welche natürlich sind, oder welche willkürlich sind; und eben diese Verschiedenheit findet sich auch bei den konsekutiven Zeichen der Poesie. Denn es ist ebensowenig wahr, daß die Malerei sich nur natürlicher Zeichen bediene, als es wahr ist, daß die Poesie

nur willkürliche Zeichen brauche. Aber das ist gewiß, daß, je mehr sich die Malerei von den natürlichen Zeichen entfernt oder die natürlichen mit willkürlichen vermischt, desto mehr entfernt sie sich von ihrer Vollkommenheit: wie hingegen die Poesie sich um so mehr ihrer Vollkommenheit nähert, je mehr sie ihre willkürlichen Zeichen den natürlichen näherbringt. Folglich ist die höhere Malerei die, welche nichts als natürliche Zeichen im Raume brauchet, und die höhere Poesie die, welche nichts als natürliche Zeichen in der Zeit brauchet. Folglich kann auch weder die historische noch die allegorische Malerei zur höhern Malerei gehören, als welche nur durch die dazu kommenden willkürlichen Zeichen verstandlich werden können. Ich nenne aber willkürliche Zeichen in der Malerei nicht allein alles, was zum Kostume gehört, sondern auch einen großen Teil des körperlichen Ausdrucks selbst. Zwar sind diese Dinge eigentlich nicht in der Malerei willkürlich, ihre Zeichen sind in der Malerei auch natürliche Zeichen: aber es sind doch natürliche Zeichen von willkürlichen Dingen, welche unmöglich eben das allgemeine Verständnis, eben die geschwinde und schnelle Wirkung haben können als natürliche Zeichen von natürlichen Dingen. Wenn aber bei dieser Schönheit das höchste Gesetz ist, und mein Rezensent selbst zugibt (S. 353), daß der Maler alsdann auch in der Tat am meisten Maler sei. so sind wir ja einig, und, wie gesagt, sein Einwurf trifft mich nicht. Denn alles, was ich noch von der Malerei gesagt habe, betrifft nur die Malerei nach ihrer höchsten und eigentümlichsten Wirkung. Ich habe nie geleugnet, daß sie auch außer dieser noch Wirkungen genug haben könne, ich habe nur leugnen wollen, daß ihr alsdann der Name Malerei weniger zukomme. Ich habe nie an den Wirkungen der historischen und allegorischen Malerei gezweifelt, noch weniger habe ich diese Gattungen aus der Welt verbannen wollen; ich habe nur gesagt, daß in diesen der Maler weniger Maler ist als in Stücken, wo die Schönheit seine einzige Absicht ist. Und gibt mir das der Rezensent nicht zu? — Nun noch ein Wort von der Poesie, damit Sie nicht mißverstehen, was ich eben gesagt habe. Die Poesie muß schlechterdings ihre willkürlichen Zeichen zu natürlichen zu erheben suchen, und nur dadurch unterscheidet sie sich von der Prose und wird Poesie. Die Mittel, wodurch sie dieses tut, sind der Ton, die Worte, die Stellung der Worte, das Silbenmaß, Figuren und Tropen, Gleichnisse usw. Alle diese Dinge bringen die willkürlichen Zeichen den natürlichen näher; aber sie machen sie nicht zu natürlichen Zeichen: folglich sind alle Gattungen, die sich nur dieser Mittel bedienen, als die niedern Gattungen der Poesie zu betrachten; und die

hochste Gattung der Poesie ist die, welche die willkürlichen Zeichen gänzlich zu natürlichen Zeichen macht. Das ist aber die dramatische; denn in dieser hören die Worte auf, willkürliche Zeichen zu sein, und werden natürliche Zeichen willkürlicher Dinge. Daß die dramatische Poesie die höchste, ja die einzige Poesie ist, hat schon Aristoteles gesagt, und er gibt der Epöee nur insofern die zweite Stelle, als sie größtenteils dramatisch ist oder sein kann. Der Grund, den er davon angibt, ist zwar nicht der meinige; aber er laßt sich auf meinen reduzieren und wird, nur durch diese Reduktion auf meinen, vor aller falschen Anwendung gesichert.

Wenn Sie mit Hrn. Moses eine halbe Stunde darüber plaudern wollen, so melden sie mir doch, was er dazu sagt. Die weitere Ausführung davon soll den dritten Teil meines „Laokoons“ ausmachen. .

Nehmen Sie mir meine Freiheit nicht übel und leben Sie wohl!

Ihr ergebener Freund

Lessing.

An Karl Lessing.

Hamburg, den 6. Juli 1769.

Lieber Bruder,

Ich danke Dir für die überschickten gedruckten Sachen. Deine Komödien kommen zwar ein wenig zu spät, denn Du kannst Dir leicht einbilden, daß sich meine Neugierde nicht so lange gedulden konnte. Ich habe sie gelesen, sobald sie hier zu haben waren. Und nun willst Du mein Urteil darüber wissen? Wohl; aber merke Dir voraus, daß es das Urteil eines aufrichtigen Bruders ist, der Dich wie sich selbst liebt. Es muß Dich nicht beleidigen, wenn es Dich auch anfangs ein wenig verdrießen sollte. . . . Der größte Fehler dieser Stücke ist eine platte Schwatzhafugkeit und der Mangel alles Interesse. „Der Wildfang“ ist ungleich besser und konnte schon unter den guten Stücken mit unterlaufen. Aber Du weißt, wie wenig davon Dein ist; und Du hast nicht wohl getan, daß Du Deine Quelle verschwiegen.

Ich bitte Dich nochmals, meine Freimütigkeit nicht übelzunehmen. Wenn Du die trockne Wahrheit von mir nicht horst, wer wird sie Dir denn sagen? Ich habe Dir es schon oft mündlich gesagt, woran ich glaube, daß es Dir fehlt. Du hast zu wenig Philosophie und arbeitest viel zu leichtsinnig. Um die Zuschauer so lachen zu machen, daß sie

nicht zugleich über uns lachen, muß man auf seiner Studierstube lange sehr ernsthaft gewesen sein. Man muß nie schreiben, was einem zuerst in den Kopf kommt. Deine Sprache selbst zeugt von Deiner Ruschelei. Auf allen Seiten sind grammatische Fehler, und korrekt, eigen und neu ist fast keine einzige Rede. Ich nehme wiederum den „Wildfang“ zum größten Teile aus – Freilich muß ich Dir zum Trost sagen, daß Deine ersten Stücke immer so gut sind als meine ersten Stücke; und wenn Du Dir nur immer zu jedem neuen Stücke, wie ich es getan habe, vier bis sechs Jahre Zeit lassenst, so kannst Du leicht etwas Besseres machen, als ich je gemacht habe oder machen werde. Aber wenn Du fortfährst, Stücke über Stücke zu schreiben, wenn Du Dich nicht dazwischen in andren Aufsätzen ubst, um in Deinen Gedanken aufzuraumen und Deinem Ausdrucke Klarheit und Nettigkeit zu verschaffen: so spreche ich Dir es schlechterdings ab, es in diesem Fache zu etwas Besonderem zu bringen; und Dein hundertstes Stück wird kein Haar besser sein als Dein erstes. . . .

Lebe wohl, und sei versichert, daß ich es recht gut mit Dir meinen muß, da ich so rund mit Deiner Eigenliebe zu Werke gehe.

Dein treuer Bruder

Gotthold.

An Friedrich Nicolai.

Hamburg, den 25 Aug 1769.

Liebster Freund, . . .

Was Ihnen Gleim von Wien gesagt hat, ist ganz ohne Grund, aber Gleim hat von dem Projekte in Wien ohne Zweifel so reden wollen, wie man es allenfalls in Berlin noch einzig und allein goutieren konnte. Wien mag sein, wie es will, der deutschen Literatur verspreche ich doch immer noch mehr Glück als in Eurem franzosierten Berlin. Wenn der „Phädon“ in Wien konfisziert ist: so muß es bloß geschehen sein, weil er in Berlin gedruckt worden und man sich nicht einbilden können, daß man in Berlin für die Unsterblichkeit der Seele schreibe. Sonst sagen Sie mir von Ihrer Berlinischen Freiheit zu denken und zu schreiben ja nichts. Sie reduziert sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion soviel Sottisen zu Markte zu bringen, als man will. Und dieser Freiheit muß sich der rechtliche Mann nun bald zu bedienen schämen. Lassen Sie es aber doch einmal einen in Berlin versuchen, über andere Dinge so frei zu schreiben, als Sonnenfels in

Wien geschrieben hat, lassen Sie es ihn versuchen, dem vornehmen Hofpöbel so die Wahrheit zu sagen, als dieser sie ihm gesagt hat; lassen Sie einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Untertanen, der gegen Ausraubung und Despotismus seine Stimme erheben wollte, wie es jetzt sogar in Frankreich und Dänemark geschieht und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischste Land von Europa ist. Ein jeder tut indes gut, den Ort, in welchem er sein muß, sich als den besten einzubilden, und der hingegen tut nicht gut, der ihm diese Einbildung benehmen will. Ich hatte mir also wohl auch diese letzte Seite ersparen können. Leben Sie wohl, liebster Freund!

Dero ergebenster

Lessing

An Gleim.

Hamburg, den 8. Januar 1770.

Liebster Freund,

Ihre Geschichte ist die meinige. Seit acht Monaten liegt ein Brief an Sie angefangen, fertig bis zum Schlusse. Ihn völlig zu schließen, wollte ich nur noch verschiedne Konjunkturen abwarten, die mein künftiges Schicksal bestimmen mußten. Ich weiß, daß Ihnen dieses nicht gleichgültig ist: ich wollte Ihnen nichts eher davon schreiben, als bis ich Ihnen das zuverlässigste schreiben konnte. Das Rad ist lange gedreht worden, und siehe, endlich kommt eine Zahl heraus, von der ich mir nie etwas versprochen hatte. Aber die Freundschaft hatte sie für mich besetzt — Kurz, mein lieber Gleim, es ist wahr, was Sie gehört und gelesen haben. Ich habe die Bibliothekariatsstelle in Wolfenbüttel angenommen, mit der Versicherung, daß meine Reise nach Italien dadurch nicht rückgängig, sondern nur solange verschoben werden soll, bis ich meinen Platz hinlänglich kennenlernen, um sie auch für diesen nützlich zu machen. Ich komme also allerdings Ihnen vors erste näher, als ich noch jemals gewesen, und es versteht sich, daß meine erste Ausflucht von Wolfenbüttel zu Ihnen sein wird, wenn Sie nicht lieber mir zuvorkommen und mich mit dem Frühlinge daselbst besuchen wollen. Bis auf diese unsere Zusammenkunft spare ich alles, was ich Ihnen in jenem angefangnen Briefe schreiben wollen. Es sind auch wirklich lauter Dinge, die sich gar wohl versparen lassen, ja über die ich sicherlich weder Buchstabe noch Wort verlieren würde, wenn Gleim nicht ein allzu geflissentliches Stillschweigen in allen seinen Briefen darüber beobachtet hatte.

Dieses Geflissentliche allein war mir anstößig, schien mir einen stillen Vorwurf zu enthalten und daher einer Erklärung zu bedürfen. Auch wird eine Erklärung darüber immer noch gut sein, nur ist sie nicht pressant. Denn was das Wesentliche davon sein kann, das weiß ich doch schon. Ich weiß, daß zu einem Manne wie Sie sich täglich neue Freunde drängen müssen. Ich weiß aber auch, daß neue Freunde den alten zwar obrogieren, niemals aber sie abrogieren können. Wenn ich Ihre Freundschaft jemals gehabt habe, und ich bin überzeugt, daß ich sie gehabt habe: so habe ich sie noch. Und wenn ich Sie versichere, daß Hochachtung bei mir Freundschaft ist. so kann der meinigen niemand gewisser sein, als Sie. — Das ist vorläufig, denke ich, genug uns beiden genug . . .

Ich muß schließen. Leben Sie wohl, liebster Freund, und sorgen Sie, daß ich Sie, wenn ich Sie nun bald umarme, gesund und vergnügt umarmen kann.

Dero ergebenster

Lessing.

An Friedrich Nicolai.

Wolfenbüttel, den 17. Mai 1770.

Liebster Freund!

Ich Sorge nicht, daß Sie auf mich ungehalten sind. Denn niemals hat meine anscheinende Saumseligkeit oder Nachlässigkeit mehr Entschuldigung verdient, als diesmal. Sie werden es leicht selbst ermessen. Gott sei Dank, daß ich nun anfangs, wieder in Ordnung zu kommen. Ich habe die Bibliothek übernommen, und die ersten vierzehn Tage, meiner bloßen Neugierde gewidmet, gehen auch zu Ende. Ich schicke mich allmählich an, in den Stunden, die mir meine Bibliotheksgeschäfte lassen — die vors erste doch auch nicht klein sind —, meine beiseite gelegten Arbeiten wieder vor die Hand zu nehmen . . .

Ich habe alle Gründe zu hoffen, daß ich hier recht glücklich leben werde. Auf Jahr und Tag werde ich sogar meine Reise aus den Gedanken verlieren; denn ich sehe soviel andere Nahrung vor mich, daß ich kaum weiß, worauf ich zuerst fallen soll. Vors erste werde ich ganz Buridans Esel spielen. Ich wohne in einem großen verlassenen Schlosse ganz allein; und der Abfall von dem Zirkel, in welchem ich in Hamburg herumschwärmte, auf meine gegenwärtige Einsamkeit ist groß und wurde jedem unerträglich sein, der nicht alle Veränderung von schwarz in weiß so sehr liebt als ich. Es verlohnte sich der Muhe,

daß Sie einmal Ihren Weg von Leipzig nach Hause über Wolfenbittel nahmen. Lassen Sie es lieber diesesmal sein! Denn ich denke, daß ich Ihnen tausend Dinge zu sagen hatte, die sich nicht schreiben lassen . . .

Ich besinne mich, daß es Messe ist, da Sie die wenigste Zeit haben, Briefe zu lesen. Ich spare also das Übrige auf mein Nachstes und bin

Ihr ergebenster Freund

Lessing.

An Eva König.

Wolfenbittel, den 10. Juni 1770.

Meine liebste Madam!

Sie sind allzu gutig, und ich danke Ihnen tausend, tausendmal — Unser Vetter hatte mich lieber gar beredet, daß alle meine Freunde in Hamburg auf mich ungehalten wären, weil ich noch fast an keinen geschrieben. Zwar wäre dieses Ungehaltensein nun eben nicht das Schlimmste für mich; und weit schlimmer wäre es, wenn sich kein Mensch darum bekümmerte, ob ich schriebe oder nicht schriebe. Aber demohngeachtet weiß ich auch, daß es so arg nicht sein kann, als es der Vetter macht. Sie schmahen alle auf meine Nachlässigkeit, Faulheit, Unhöflichkeit, oder wie sie es sonst nennen mögen. Im Grunde aber denkt keines ein Haar schlechter von mir, als es gedacht hatte, wenn ich noch so fleißig schriebe.

Sie am allerwenigsten, meine liebe Freundin, machen mir ein Verbrechen aus etwas, was ich Ihnen nur recht erklären durfte, wenn Sie mir sogar ein Verdienst daraus machen sollten. Ich bin den ganzen Tag unruhig, wenn ich nach Hamburg schreibe, und drei Tage vergehen, ehe mir alles hier wieder so recht gefällt, als es mir gefallen soll. Sie dürfen zwar nicht meinen, als ob ich nicht vergnügt hier wäre. Nur wenn man sich erinnert, daß man anderswo oft sehr vergnügt gewesen, kann man sich kaum überreden, daß man es noch ist — Sie, mit Ihrer Familie, befinden sich doch wohl? und recht wohl? Was macht Malchen, und was macht mein Pate? Es ist alles itzt so weitläufig und ode um mich, daß ich zu mancher Stunde gern soviel darum geben wollte, wenigstens von meinen kleinen Gesellschaftern in Hamburg etwas um mich zu haben.

Ich gehe nun schon heute den ganzen Abend in Gedanken mit Ihnen spazieren und wenn es wirklich geschehe, was hatte ich Sie da nicht alles zu fragen! Ungefähr können Sie es erraten, und von so

einer fertigen Briefschreiberin, als Sie sind, kann ich es schon verlangen, daß sie mir ein Langes und Bieites auf die erratenen Fragen antwortet. Eine davon wäre auch diese: reisen Sie noch diesen Sommer? Ich kam Ihnen funfzig Meilen nach, wenn Sie hier durchreiseten, und ich unglücklicherweise nicht hier wäre. Denn eine kleine Ausflucht nach Göttingen oder Berlin muß ich doch wohl bald machen, so wenig ich meinen hiesigen Aufenthalt auch schon überdrüssig bin.

Zacharia empfiehlt sich Ihnen, und so auch der Hr. Kammerherr v. Kuntzsch. Vermutlich werden sie mich morgen besuchen, und Sie erraten wohl, worauf ich vornehmlich traktieren werde.

Können Sie glauben, daß Ackermann nun auch in Wolfenbüttel spielen will? Übermorgen fangt er hier an; das Theater ist auf dem Schlosse, und ich habe es so nahe, als ich es noch nie gehabt habe. Mir ist es gar nicht gelegen, und ich glaube, der Teufel hat sein Spiel, daß mir die Komödie immer auf den Hacken bleibt. Eher noch freue ich mich auf Ihre Italiener in Hamburg, die, wie ich höre, der Herzog zur Messe kommen laßt. Ackermann speiet schon Gift und Galle, und vielleicht, daß ihn dieses ganz von uns degoutiert, und Sie ihn künftighin jahraus jahrein in Hamburg behalten.

Leben Sie recht wohl, meine liebe Freundin; und bedenken Sie fein, daß der Mensch nicht bloß von gerauchertem Fleisch und Spargel, sondern, was mehr ist, von einem freundlichen Gespräche, mündlich oder schriftlich, lebet.

Dero ganz ergebenster
Lessing.

An Johann Gottfried Lessing.

Wolfenbüttel, den 27. Juli 1770.

Hochzuehrender Herr Vater!

Ich hoffe, daß mich meine Eltern besser kennen, als daß Sie mein so langes Stillschweigen irgend einer Art von Kaltsinnigkeit sollten zugeschrieben haben. Großtenteils der Verdruß, daß ich Ihnen mein Wort nicht halten konnte, ist die Ursache, warum ich länger als Jahr und Tag nichts von mir hören lassen. Wenn indes Carl so billig gewesen, aus meinen Briefen an ihn das, was sich dahin bezieht, mitzutheilen: so darf ich glauben, daß Sie mehr Mitleiden mit mir haben werden, als daß Sie im geringsten unwillig gegen mich sein sollten. Es wäre mir eine wahre Freude gewesen, dergleichen ich sicherlich in der Welt noch wenige gehabt, wenn es mir meine Umstände hatten

erlauben wollen, meinen alten Vater aus einer Verlegenheit zu reißen, in die ich wohl weiß, daß ihn einzig seine Sohne gebracht haben. Aber so gut hat mir es nicht werden sollen. Schon damals, als ich es versprach, waren meine Umstände in der äußersten Verwirrung, und die ganze folgende Zeit sind sie immer schlechter und schlechter geworden. Ich war endlich in eine Last von Schulden geraten, von der ich mich noch lange nicht durch den ganzlichen Verkauf aller meiner Bücher befreien konnte, und es war die höchste Zeit, daß ich durch die hiesige Versorgung wiederum eine gewisse Einnahme erhielt.

Eigentlich ist es der Erbprinz, welcher mich hierher gebracht. Er ließ mich auf gnädigste Art zu sich einladen, und ihm allein habe ich es zu danken, daß die Stelle des Bibliothekars, welche gar nicht leer war, für mich eigentlich leer gemacht ward. Auch der regierende Herzog hat mir hierauf alle Gnade erwiesen, deren ich mich von dem gesamten Hause zu rühmen habe, welches aus den leutseligsten besten Personen von der Welt besteht. Ich bin indes der Mensch nicht, der sich zu ihnen dringen sollte: vielmehr suche ich mich von allem, was Hof heißt, soviel möglich zu entfernen und mich lediglich in den Zirkel meiner Bibliothek einzuschränken.

Die Stelle selbst ist so, als ob sie von jeher für mich gemacht wäre, und ich habe es umsoviel weniger zu betauern, daß ich bisher alle andern Anträge von der Hand gewiesen. Sie ist auch einträglich genug, daß ich gemächlich davon leben kann, wenn ich nur erst wieder auf auf dem Trocknen, das ist, aus meinen Schulden, sein werde. Sechshundert Taler Gehalt, nebst freier Wohnung und Holz auf dem fürstl. Schlosse.

Das allerbeste aber dabei ist die Bibliothek, die Ihnen schon dem Ruhme nach bekannt sein muß, die ich aber noch weit vortrefflicher gefunden habe, als ich mir sie jemals eingebildet hätte. Ich kann meine Bücher, die ich aus Not verkaufen müssen, nun sehr wohl vergessen. Ich wünschte in meinem Leben noch das Vergnügen zu haben, Sie hier herumführen zu können, da ich weiß, was für ein großer Liebhaber und Kenner Sie von allen Arten von Büchern sind. Eigentliche Amtsgeschäfte habe ich dabei keine andere, als die ich mir selbst machen will. Ich darf mich rühmen, daß der Erbprinz mehr darauf gesehen, daß ich die Bibliothek, als daß die Bibliothek mich nutzen soll. Gewiß werde ich beides zu verbinden suchen oder eigentlich zu reden, folget schon eines aus dem andern.

Gleich anfangs habe ich unter den hiesigen Manuskripten, deren an 6000 vorhanden, eine Entdeckung gemacht, welche sehr wichtig

ist und in die theologische Gelehrsamkeit einschlägt. Sie kennen den Berengarius, welcher sich in dem Xten Jahrhunderte der Lehre der Transsubstantiation widersetzte. Von diesem habe ich nun ein Werk aufgefunden, von dem ich sagen darf, daß noch kein Mensch etwas weiß, ja dessen Existenz die Katholiken schlechterdings geleugnet haben. Es erläutert die Geschichte der Kirchenversammlungen des gedachten Jahrhunderts, die wider den Berengarius gehalten worden, ganz außerordentlich und enthält zugleich die unwidersprechlichsten Beweise, daß Berengarius vollkommen den nachherigen Lehrbegriff Lutheri von dem Abendmahle gehabt hat und keineswegs einer Meinung davon gewesen, die der Reformierten ihrer beikame. Ich werde das ganze Manuskript herausgeben und lasse bereits vorläufig eine Ankündigung drucken, die ich Ihnen nachstens senden will.

Ob Ihnen sonst von meinen letzten Schriften einiges zu Gesichte gekommen, daran zweifle ich fast, und wenn es nicht geschehen, so ist es vielleicht ebensogut. Ich bin in Streitigkeiten verwickelt worden, daran ich im Grunde wenig Gefallen habe: und noch dazu mit einem Mann, dem Geh. Rat Klotz, der in Ermangelung von Gründen seine Gegner auf das pöbelhafteste verleumdet und schmahet. In den gelehrten Zeitungen werden Sie also Gutes und Boses von mir gelesen haben; und des letztern leicht mehr als des erstern.

Daß Carl eine Versorgung erhalten, bei der er nun nicht mehr nötig hat, vom Schreiben zu leben, ist ein großes Glück für ihn. Er hat, wie er mir geschrieben, ebenfalls 600 Rthlr. jährlichen Gehalt und kann damit weiterkommen als ich, da er den Aufwand nicht zu machen braucht, den ich machen muß.

Wenn es Ihnen gefällig ist, mir bald wieder zu schreiben, so können Sie versichert sein, daß ich keinen einzigen Brief von nun an unbeantwortet lassen werde.

Der Frau Mutter und meiner Schwester empfehl ich mich zu vielenmalen, und ich bin äußerst erfreut, daß sich erstere noch so wohl befindet.

Künftiges Jahr komme ich zuverlässig nach Dresden und werde sodann nicht allein meine Eltern, sondern auch den Bruder Theophilus besuchen, den ich indes herzlich grüßen lasse.

Dero gehorsamster Sohn
Gotthold.

An Eva König.

Wolfenbüttel, den 25 Okt 1770

Meine liebste Freundin!

Gott gebe, daß Sie ja geglaubt haben, es müsse ein Brief von mir unterwegs sein denn sonst kann ich erst in einundzwanzig Tagen wiederum etwas von Ihnen hören. Das haßliche Wien, daß es so weit ist! Auf alle meine Briefe haben Sie mir nun geantwortet und es kommt darauf an, ob Sie mir einen aus freiem Willen schreiben Einen wohl zwar — denke ich —, aber den zweiten doch gewiß nicht.

Ich freue mich recht sehr, daß Sie glücklich in Wien angekommen sind und alles daselbst nach Wunsch gefunden haben. An Freunden und Zerstreuung und Beschäftigung wird es Ihnen nicht fehlen, und ich kann daher ein großes Teil für Sie nun ruhiger sein, als ich während der Reise sein durfte, wo Sie Ihrer eigenen Gesellschaft überlassen waren. Denn Ihr Mädchen war so gut als keine, wo nicht gar noch schlimmer als keine. Zwar, wer weiß? Am Ende ist es doch wohl besser gewesen, daß das Kreaturchen seine eigenen Angelegenheiten hatte, daß es liebte und trank, den ersten den besten Kerl und Wein — als wenn es ein gutes empfindliches Ding gewesen wäre, das seine Frau nicht aus den Augen gelassen und um die Wette mit ihr geweinet hätte. Durch jenes wurden Sie Ihren eigenen Gedanken entrisen durch dieses waren Sie in Ihrem Kummer bestarkt worden. Sie werden sagen, daß ich eine besondere Gabe habe, etwas Gutes an etwas Schlechtem zu entdecken. Die habe ich allerdings; und ich bin stolzer darauf, als auf alles, was ich weiß und kann. Sie selbst, wie ich oft gemerkt habe, besitzen ein gutes Teil von dieser Gabe, die ich Ihnen recht sehr überall anzubringen empfehle, denn nichts kann uns mit der Welt zufriedner machen, als eben sie.

Ho! ho! Ich fange gar an zu moralisieren ich bitte Sie recht herzlich um Verzeihung. — Seit einigen Tagen denke ich mir Ihren Aufenthalt in Wien angenehmer, als jemals, und fange fast an zu zweifeln, ob man eben in Wien mehr als an andern Orten Gelegenheit hat, die nur gedachte Gabe, an dem Schlechten etwas Gutes aufzusuchen, in Ausübung zu bringen Es mag wohl, denke ich nun, in Wien ebensoviele gute und vortreffliche Leute geben, als irgend anderswo die wenigstens, die gut da sind, können vielleicht recht sehr gut sein. Sehen Sie, was ein Paar Beispiele vermögen! Zwei Wiener Grafen und Kaiserliche Kammerherren, von Wilczek und von Chotek, haben sich auf ihrer Durchreise einige Tage hier aufgehalten und außer dem Beifalle, den sie bei Hofe erhalten — Sie wissen wohl, wie weit der Bei-

fall bei Hofe her ist – uns alle in Erstaunen gesetzt Sie wissen ebenso, wen ich unter uns allen verstehe, die alle, welche ein Reisender nur einigermaßen dem Namen nach kennen kann. Sie haben jeden von diesen besucht, und von ungefähr war ich eben in Braunschweig und logierte in meiner Rose – in eben dem Zimmer, wo Sie logiert haben –, und glücklicherweise mußten diese Herren ebenfalls da einkehren. Es sind wirklich ein Paar vortreffliche Leute, voller Kenntnis und Geschmack. Sie sind auf ihrer Ruckreise nach Wien und werden zu Ende künftigen Monats da eintreffen Erzählen Sie es ja in allen Gesellschaften, wie sehr sie hier gefallen haben, damit ihr guter Ruf ihnen zuvorkomme Ebert machte ihnen das Kompliment, daß sie eine sehr merkwürdige Ausnahme von ihren Landsleuten waren Das Kompliment war nicht das feinste, aber die Antwort, die ihm der jüngere, welches der Graf Chotek ist, darauf erteilte, war desto feiner Wir schamen uns, wenn wir es sind. Der andere ist schon ein Mann und hat Guter in Italien, bei Mailand, wo er sich auch seit neun Jahren aufgehalten, in welcher Zeit er in Wien gar nicht gewesen, sodaß ihn vielleicht auch da niemand kennt

Ich darf nicht besorgen, daß Sie mich fragen Was gehen mich die Leute an? denn, wie gesagt, es sind recht sehr gute Leute, und alle gute Leute gehen einander an. Und nicht wahr, aus der namlichen Ursache sind Sie und der Schwedische Gesandtschaftsprediger auch um meinen ehrlichen Goezen so sehr besorgt? Mich wundert nur, daß man Ihnen aus Hamburg nichts davon geschrieben. Der letztvergangene Bußtag in Hamburg ist es gewesen, an welchem die Mine gesprungen Goeze fragte bei dem Magistrate an, wie es mit dem streitigen Gebete gehalten werden sollte, und bekam zur Antwort, daß es beiseite gelegt und ein anders dafür gewahlt werden sollte. Voller Verdruß hieruber, bat er um Erlassung von seinem Seniorate und erhielt sie sogleich. Man erzählt, seine Frau sei darüber vor Schrecken in Ohnmacht gefallen, und will daraus schließen, daß ihm selbst die gesuchte Erlassung über alles Vermuten gekommen. Aber nicht wahr, das ist daraus nicht zu schließen? Sondern alles, was daraus zu schließen ist, ist dieses, daß sich natürlicherweise eine Frau über den Verlust eines Titels nicht so leicht trösten kann, als der Mann. Wenn die Frau Seniorin auf einmal wieder Frau Pastorin werden soll, das ist keine Narrenposse! Meinen Sie nicht? Itzt sollen die abscheulichsten Pasquille wider diejenigen in Hamburg herumgehen, die Goezen zu diesem Schritte gezwungen: und wenn diese nichts helfen, so betauert er es am Ende doch wohl selbst, daß er das Heft aus den Händen gegeben.

Von andern Neuigkeiten aus Hamburg weiß ich, so zu reden, gar nichts. Denn ich muß es zu meiner Schande bekennen, daß ich in zwei Monaten an keinen Menschen dahin geschrieben. Meine verzweifelte Arbeit hat mich daran verhindert. Aber Gott sei Dank, nun bin ich damit zustande, und in dem nächsten Wiener Verzeichnisse von verbotenen Büchern werden Sie den Titel wohl angezeigt finden. Sie glauben nicht, in was für einen lieblichen Geruch von Rechtgläubigkeit ich mich dagegen bei unsern lutherischen Theologen gesetzt habe. Machen Sie sich nur gefaßt, mich für nichts geringeres als für eine Stütze unserer Kirche ausgeschrien zu hören. Ob mich das aber so recht kleiden möchte, und ob ich das gute Lob nicht bald wieder verlieren durfte, das wird die Zeit lehren.

Das Wenige, was Sie mir von dem Wiener Theater melden, wurde meine Neugierde eben nicht sehr reizen, wenn ich nicht kürzlich in verschiedenen Zeitungen gelesen hatte, daß nun bald das deutsche Theater in Wien allen Theatern in der Welt trotzen würde, nachdem der Herr von Sonnenfels die Aufsicht darüber erhalten. Besuchen Sie es doch also ja fleißig, und verschweigen Sie mir keines von den Wundern, die darauf erscheinen. Es soll mich sehr freuen, wenn Sonnenfels in Wien mehr Gutes stiftet, als mir in Hamburg zu stiften gelingen wollen. Aber ich Sorge, ich Sorge, es wird dort auch zu nichts kommen. Schon des Herrn von Sonnenfels allzustrenger Eifer gegen das Burleske ist gar nicht der rechte Weg, das Publikum zu gewinnen. Wenn er indes Ihnen, meine liebe Freundin, nur recht viel Freundschaft in Wien erweist, so will ich ihm von Herzen gern alle Fehler vergeben, die er in seiner Theater-Verwaltung machen durfte.

Von den Theologen kam ich auf das Theater, nunmehr von dem Theater auf die Lotterie, und wir sind mit allem fertig, was in diesem und jenem Leben frommen und vergnügen kann. Die Hamburger Lotterie soll in den beiden letzten Malen sehr glücklich gewesen sein. Sie glauben nicht, wie ansehnliche Einsätze sie auch von hier erhält. Demohngeachtet zaudert und zaudert man, die hiesige zustande zu bringen. Ich kann nicht begreifen, woran es liegt. Aber es gibt ja auch in Wien eine solche Lotterie? Haben Sie da noch nicht eingesetzt? Wollen wir wohl auf folgende fünf Nummern zusammen einsetzen?

9. 13. 21. 57. 88.

Aber nicht höher als einen Louisd'or, welchen Sie nach Ihrem Belieben verteilen mögen. Wenn wir in Wien darauf nichts gewinnen, so will ich es sodann in Hamburg damit versuchen. Oder bestimmen Sie fünf Nummern, auf die wir in Berlin zusammen einsetzen wollen. —

Und nun ist ja wohl mein Brief lang genug. Sagen Sie mir aufrichtig, wie vielmal Sie ihn weggeworfen haben, ehe Sie bis hierher gekommen? Aber rächen Sie sich auch zugleich, indem Sie mir eben so weitläufig antworten. Leben Sie recht wohl, meine Beste. Ich bin

Ihr ganz ergebenster

Lessing.

An Eva König.

Wolfenbittel, den 12. Febr. 1771.

Meine liebste Freundin!

Ich bin gestern von Braunschweig zurückgekommen, wo ich mich langer aufgehalten, als ich Willens war. Ich hatte nicht befohlen, mir die eingehenden Briefe einzuschicken, und fand also Ihr letztes Schreiben vom 26. Januar, das leicht schon seit vier oder fünf Tagen angekommen sein mochte.

Aber in welche Unruhe setzt mich dieses Schreiben! Sie sind krank und von einem sehr gefährlichen Falle krank — Wenn Sie nicht Wort gehalten und mir gleich den nächsten Posttag darauf wieder geschrieben, so werde ich glauben, daß Sie nicht schreiben können — Doch wer martert sich im Voraus? und wer sollte nicht immer das Beste hoffen? Sie sind schon völlig wieder hergestellt, und ich denke mir Sie, nach dem Ausbruche und der Hebung einer kleinen Krankheit, die Ihnen längst in den Gliedern gesteckt, gesunder, als Sie noch jemals in Wien gewesen.

Und auf diesen Fuß will ich Ihnen auch schreiben: ein Gesunder an eine Gesunde, ein Vergnugter an eine Vergnugte. Wahrhaftig, wenn man das erste ist, so muß man auch das andere sein und kann es sein, wenn man nur will. Besorgen Sie meinewegen also nur nichts: ich habe es mir zum Gesetze gemacht, vergnugt zu sein, wenn ich auch noch so wenig Ursache dazu sehe, und so wie ich hier lebe, wundern sich mehr Leute, daß ich nicht vor Langerweile und Unlust umkomme, als sich wundern wurden, wenn ich wirklich umkame. Freilich kostet es Kunst, sich selbst zu überreden, daß man glücklich ist; aber welches Glück besteht denn auch in etwas mehr als in unserer Überredung? — Nicht wahr, ich philosophiere Ihnen hier etwas sehr Trostliches vor? Aber ich will Sie auch bloß meinewegen beruhigen; und ich wünschte sehr, Sie könnten mich ebenso leicht auch Ihetwegen beruhigen. Was Sie in meinem letzten Briefe für eine Klage angesehen haben, mag es im Grunde freilich wohl ge-

wesen sein, aber doch sollte es sich eigentlich nur auf den Rat beziehen, den Sie im Begriffe gewesen, von mir einzuholen. Ich weiß, daß ich ein sehr elender Rathgeber bin, und gerade gegen meine Freunde noch wohl obendrein ein sehr eigennütziges. Hatten Sie also nicht Anlaß genug bekommen können, über mich zu lachen oder aber mich zu betauern? Und nun nur noch ein Wort über diese unterlassene Zurateziehung, wenn das Gewissen wiederum einmal dabei in Anschlag kommen sollte, so möchte ich Ihnen lieber gleich im Voraus raten, andere ehrliche Leute ein wenig mehr zu hören als sich selbst. Denn ich habe immer gemerkt, daß Sie geneigter sind, Ihr Gewissen zu überspannen, als ihm viel nachzulassen. – Vor allen aber hören Sie nunmehr Ihrige dortigen Freunde, wenn sie verlangen werden, daß Sie Ihre Rückreise noch aufschieben sollen. Die Krankheit, von der Sie sich eben jetzt erholen, macht es allerdings notwendig, und wenn es auch bis mitten in den Frühling damit anstehen mußte. Sie sind ja doch einmal bei Ihrem vornehmsten Geschäfte; und Ihre Familie, wissen Sie, ist in guter Aufsicht. Was konnte Sie also hindern, nicht lieber bessere Wege und bessere Witterung abwarten zu wollen? Wenn ich, für mein Anteil, Sie darüber später wieder zu sehen bekomme – so will ich suchen, Sie sodann desto länger wieder zu sehen und Ihnen vielleicht nach Hamburg folgen . . .

Gern möchte ich Ihnen noch was Neues, das Sie recht herzlich zu lachen machte, schreiben können – Sie wissen doch, daß Klopstock in Hamburg ist. Sie wissen auch, wie sehr er sich mit den Damen abgeben kann. Ich weiß nicht, wieviel Frauen und Mädchen er schon beredet haben soll, auf den Schrittschuhen laufen zu lernen, um ihm Gesellschaft zu leisten. Aber das ist noch gar nichts gegen eine Lese-gesellschaft, die er bei der Frau von Winthem errichtet hat, und von der alle unsere Freundinnen sind. Doch man wird Ihnen ohne Zweifel schon von Hamburg aus davon geschrieben haben; und ich möchte nur gern von Ihnen wissen, ob Sie es nicht, wenn Sie nach Hamburg zurückgekommen, Ihr Erstes werden sein lassen, ein Mitglied von dieser empfindsamen Gesellschaft zu werden? – Ich hätte große Lust, Ihnen immer im Voraus das Patent nach Wien zufertigen zu lassen, wenn ich nur erst gewiß wußte, daß Sie schon wieder völlig gesund wären oder es auch dadurch werden könnten.

Inzwischen macht diese Ungewißheit, daß ich an nichts anders denken kann und mag. Schreiben Sie mir ja, liebste Madam, gleich nach Empfang dieses, auch nur ein paar Zeilen, wenn Sie es nicht schon getan haben. Daraus allein will ich erkennen, ob Ihnen

an dem Anteile, welches ich an allem nehme, was Sie betrifft, das Geringste gelegen ist.

Dero ergebenster Freund

Lessing.

An Eva König.

Braunschweig, den 31 Okt 1771.

Meine Liebe!

Ich bin glücklich und gesund, obschon eist am Dienstage früh, in Braunschweig angekommen. Naß bin ich zwar nicht geworden, aber von dem kalten sturmischen Winde habe ich die erste Nacht mehr ausgestanden, als ich mich je in dem hartesten Winter ausgestanden zu haben erinnern kann. Bald hatte ich es bereuet, daß ich gereiset war. Aber nun ist alles überstanden, und ich bin versichert, daß es Ihnen und unsern Freunden nunmehr selbst angenehm ist, daß ich nicht erst noch reisen muß. Ich bleibe bis morgen noch hier in Braunschweig; und alsdenn willkommen in mein liebes einsames Wolfenbüttel! wo immer mein dritter Gedanke, Sie wissen schon, wer sein wird. Mochte ich itzt diesen Augenblick, da ich Ihnen mein Befinden melde, nur auch wissen, wie Sie sich befinden! Wohl, recht wohl! das wünsche ich, und hoffe ich. Lassen Sie mich ja von Ihnen alles – Wichtiges und Unwichtiges – wissen. Doch nichts ist mir unwichtig, was Sie angeht. Vor allen Dingen lassen Sie mich nie horen, daß Sie krank oder traurig sind. Nicht daß Sie mir es verschweigen sollen, wenn Sie es wirklich sind – denn das würde für mich eine Kränkung mehr sein – sondern, daß Sie es in der Tat nie sein wollen. Ich sage wollen; weil wirklich bei beiden Punkten mehr auf unser Wollen ankommt, als man sich ofters einbildet. Wie schon wäre es, wenn ich meine Gesundheit und meinen Leichtsinns mit Ihnen teilen konnte! – Ich sage Ihnen von unsern eigentlichen Angelegenheiten nichts, und werde Ihnen auch in meinen folgenden Briefen nur wenig davon sagen. Sie glauben nicht, wieviel ich auf ein einziges Wort von Ihnen baue, und wie überzeugt ich bin, daß so ein einziges Wort bei Ihnen auf immer gilt. Bleiben Sie dieses auch nur von mir überzeugt, und ich bin gewiß, es wird sich endlich alles nach unsern Wünschen bequemen.

Nächster Tage, meine Liebe, ein Mehreres! – Empfangen Sie noch meinen Dank für alle das Gute, womit Sie mich in Hamburg überschüttet – ob ich schon weiß, daß Sie mir diesen Dank gern schenken,

Meinen besten Empfehl an alle unsere Freunde, denen ich aber nicht eher als aus Wolfenbittel schreiben kann. — Ich bin mit Empfindung der aufrichtigsten Zartlichkeit

ganz der Ihrige

Lessing.

An Karl Lessing.

Wolfenbittel, den 25. Jan. 1772.

Mein lieber Bruder, . . .

Die erste Halfte meiner neuen Tragodie wirst Du nun wohl haben; und ich bin sehr begierig, Dein Urteil daruber zu vernehmen. Ich habe uber keine Zeile derselben eine Seele, weder hier noch in Hamburg, können zu Rate ziehn. gleichwohl muß man wenigstens uber seine Arbeit mit jemand sprechen können, wenn man nicht selbst daruber einschlafen soll. Die bloße Versicherung, welche die eigene Kritik uns gewährt, daß man auf dem rechten Wege ist und bleibt, wenn sie auch noch so überzeugend ware, ist doch so kalt und unfruchtbar, daß sie auf die Ausarbeitung keinen Einfluß hat.

Binnen acht Tagen, wenn ich mit dem Abschreiben nicht aufgehalten werde, soll der Rest folgen. Nun bitte ich Dich nur, auf die Korrektur allen Fleiß zu wenden. Am besten wurde es sein, wenn Du Dir das Manuskript bei der Korrektur konntest vorlesen lassen. In der Orthographie der Namen ändre nichts, und besonders bleibe mir mit dem Ramlerschen K. daraus weg, welches mich schon in den Abhandlungen uber das Epigramm schockiert hat. Die Namen sind italienisch und müssen also auch ihre italienischen Buchstaben behalten. . .

Dein treuer Bruder

Gotthold.

An Karl Lessing.

Braunschweig, den 10. Febr. 1772.

Liebster Bruder,

Es ist mir recht sehr lieb, daß Dir mein Ding von einer Tragodie noch so ziemlich gefallen hat. Und Deine Anmerkungen daruber sind mir sehr willkommen gewesen. Ich bitte Dich, auch in Ansehung des Überrestes damit fortzufahren.

Die Stelle S 41. Die Furcht hat ihren besondern Sinn; muß ich Dir gestehen, ist, so wie sie ist, zwar kein Fehler des Ab-

schreibers. Doch laß ich mir Deine Veränderung gefallen. Im Grunde soll es gar keine besondere tiefe Anmerkung sein, welche Emilia freilich in ihrer Verfassung nicht machen konnte, sondern sie soll bloß damit sagen wollen, daß sie nun wohl sehe, die Furcht habe sie getauscht. Aber freilich, der Ausdruck ist ein wenig zu gesucht. Wenn es der Claudia in den Mund gelegt wird, so laß hinter das Wort Sinn nur einen Strich(—)setzen, daß es mit dem Folgenden nicht zusammen ausgesprochen wird.

Was Du von dem Charakter der Emilia sagst, hat viel Wahres. Aber so ganz recht kann ich Dir doch nicht geben, aus folgenden Ursachen:

1) Weil das Stuck Emilia heißt, ist es darum mein Vorsatz gewesen, Emilien zu dem hervorstechendsten oder auch nur zu einem hervorstechenden Charakter zu machen? Ganz und gar nicht. Die Alten nannten ihre Stucke wohl nach Personen, die gar nicht aufs Theater kamen.

2) Die jungfraulichen Heroinen und Philosophinnen sind gar nicht nach meinem Geschmacke. Wenn Aristoteles von der Gute der Sitten handelt, so schließt er die Weiber und Sklaven ausdrücklich davon aus. Ich kenne an einem unverheirateten Mädchen keine höhere Tugenden als Frommigkeit und Gehorsam.

3) Zeigt denn jede Beobachtung der äußerlichen Gebräuche einer positiven Religion von Aberglauben und schwachem Geiste? Wolltest Du wohl alle die ehrlichen Leute verachten, welche in die Messe gehen und während der Messe ihre Andacht abwarten wollen oder Heilige anrufen? — Wegen des Zuges mit dem Traume hast Du ganz unrecht; wesfalls Du das Manuskript nur wieder nachsehen darfst. Emilia glaubt nicht an den Traum, sondern sie erkennt mit ihrer Mutter den Traum für sehr natürlich: wegen ihres großen Geschmacks an Perlen als an Steinen. Aber ob sie schon nicht an den Traum als Vorbedeutung glaubt: so darf er doch gar wohl sonst Eindrücke auf sie machen. Appiani ist es, der sich dabei länger aufhält als sie beide. Aber auch den lasse ich die Ursache davon angeben.

4) Am Ende wird denn auch freilich der Charakter der Emilia interessanter, und sie selbst tätiger. — Nur käme das ein wenig zu spät, wenn es wahr wäre, daß sie schon einen kleinen Begriff von sich erweckt hätte. —

Doch es sei auch mit dem allen, wie es wolle; wenn das Stuck nur im Ganzen Wirkung hervorbringt.

Das Sujet davon war eins von meinen ältesten, das ich einmal in Hamburg auszuarbeiten anfang. Aber weder das alte Sujet noch die Hamburger Ausarbeitung habe ich jetzt brauchen können, weil jenes

nur in drei Akte abgeteilt, und diese so angelegt war, daß sie nur gespielt, aber nie gedruckt werden sollte

Was Du von dem Charakter der Orsina sagen wirst, verlangt mich am meisten zu hören. Wenn er einer guten Schauspielerin in die Hände fällt, so muß er Wirkung tun.

Antworte mir je eher, je lieber, und wenn es unter acht bis zehn Tagen geschieht, so antworte mir nur *recta* nach Braunschweig, wo ich mich bis gegen den 20sten aufhalten werde. Lebe wohl.

Dein treuer Bruder
Gotthold.

An Gleim.

Wolfenbüttel, den 22. März 1772.

Liebster Freund,

Sie haben mir mit Ihren Liedern fürs Volk eine wahre und große Freude gemacht. —

Man hat oft gesagt, wie gut und notwendig es sei, daß sich der Dichter zu dem Volke herablasse. Auch hat es hier und da ein Dichter zu tun versucht. Aber noch keinem ist es eingefallen, es auf die Art zu tun, wie Sie es getan haben und doch denke ich, daß diese Ihre Art die vorzüglichste, wo nicht die einzig wahre ist.

Sich zum Volke herablassen, hat man geglaubt, heiße gewisse Wahrheiten (und meistens Wahrheiten der Religion) so leicht und faßlich vortragen, daß sie der Blodsinnigste aus dem Volke verstehe. Diese Herablassung also hat man lediglich auf den Verstand gezogen und darüber an keine weitere Herablassung zu dem Stande gedacht, welche in einer täuschenden Versetzung in die mancherlei Umstände des Volkes besteht. Gleichwohl ist diese letztere Herablassung von der Beschaffenheit, daß jene erstere von selbst daraus folgt, da hingegen jene erstere ohne diese letztere nichts als ein schales Gewasch ist, dem alle individuelle Applikation fehlt.

Ihre Vorgänger, mein Freund, haben das Volk bloß und allein für den schwachdenkendsten Teil des Geschlechts genommen und daher für das vornehme und für das gemeine Volk gesungen. Sie nur haben das Volk eigentlich verstanden und den mit seinem Körper tätigen Teil im Auge gehabt, dem es nicht sowohl am Verstande als an der Gelegenheit fehlt, ihn zu zeigen. Unter dieses Volk haben Sie sich gemengt: nicht, um es durch gewinstlose Betrachtungen von seiner Arbeit abzuziehen, sondern um es zu seiner Arbeit zu ermuntern und seine Arbeit zur Quelle ihm angemessener Begriffe und zu-

gleich zur Quelle seines Vergnügens zu machen. Besonders atmen in Ansehung des letztern die meisten von diesen Ihren Liedern das, was den alten Weisen ein so wünschenswertes, ehrenvolles Ding war, und was täglich mehr und mehr aus der Welt sich zu verlieren scheint: ich meine jene frohliche Armut, *laeta paupertas*, die dem Epikur und dem Seneca so sehr gefiel, und bei der es wenig darauf ankommt, ob sie erzwungen oder freiwillig ist, wenn sie nur frohlich ist.

Sehen Sie, mein Freund, das wäre es ungefähr, was ich Ihren Liedern vorzusetzen wünschte, um den aufmerksamern Leser in den eigentlichen Gesichtspunkt derselben zu stellen. Aber wo bin ich mit meinen Gedanken? und wie wenig geschickt, den geringsten Einfall so auszuarbeiten, als es die Stelle, die ich ihm geben wollte, verdiente?

Ich hatte Ihnen auch schon eher geantwortet, wenn ich nicht in der dringendsten und zugleich unangenehmsten Arbeit bis über die Ohren steckte. Der alte verlegene Bettel meiner vermischten Schriften kostet mir viele Zeit; und noch mehr hat mir das neue Stück weggenommen, das ich Ihnen hierbeischicke – oder vielmehr der Freundin meiner Minna schicke. – Meinen Sie nicht, daß ich der Mädchen endlich zu viel mache? Sara! Minna! Emilia!...

Dero ganz ergebener

Lessing

An Eva König.

Wolfenbittel, den 27. Juni 1772.

Meine Liebel

Freilich hätte ich Ihnen oft schreiben sollen; und wenn ich Ihnen so oft geschrieben hätte, als ich es tun wollen, so hätte ich Ihnen auch wirklich sehr oft geschrieben. Aber ich weiß selbst nicht, was bald diesen, bald jenen Posttag eben in dem Augenblicke, da ich mich hinsetzen wollte zu schreiben, mich leider daran verhindern müssen. Nur das weiß ich, daß die Ursache, warum es seit drei Wochen nicht geschehen, lediglich diese ist, weil ich einen Brief an Gebler mit beischließen wollte und auf seine Komodien, wovon ich ein Exemplar unserm Herzog überreichen sollen, von einer Zeit zur andern warten mußte. Ich habe sie auch nur vor einigen Tagen erst bekommen und sie nur erst gestern überreicht; wovon ich ihm die gnadige Aufnahme in Beiliegendem mit mehreren melde. Denn auch ich sehe nun wohl, warum es dem guten Manne zu tun ist. Er will Weihrauch; und es ist ihm gleichviel, wer ihm diesen streuet. Mir aber ist es nicht gleichviel, daß ich das wenigstens im Namen eines Herzogs loben darf, was ich in meinem Namen weder loben kann noch mag.

Inskunfuge will ich es aber wohl bleiben lassen und mich durch solche, uns nichts angehende Dinge um das Vergnügen Ihrer Briefe bringen. Denn wahrlich, meine Liebe, Sie mögen mir von der Freude, die Ihnen die meiningen machen, sagen, was Sie wollen, so kommt sie doch sicherlich nicht der Freude bei, die mir Ihre Briefe verursachen. Wer hiernächst von uns beiden itzt am meisten aufgemuntert zu werden nötig hat, das wäre noch eine große Frage. Sie haben doch weiter nichts als Sorgen, deren Ende Sie absehen können, auf eine oder die andere Weise. Mir aber ist itzt nicht selten das ganze Leben so eckel! — so eckel! Ich vertraume meine Tage mehr, als das ich sie verlebe. Eine anhaltende Arbeit, die mich abmattet, ohne mich zu vergnügen; ein Aufenthalt, der mir durch den ganzlichen Mangel alles Umganges (denn den Umgang, welchen ich haben konnte, den mag ich nicht haben) unertraglich wird, eine Aussicht in das ewige, liebe Einerlei — das alles sind Dinge, die einen so nachteiligen Einfluß auf meine Seele und von der auf meinen Körper haben, daß ich nicht weiß, ob ich krank oder gesund bin. Wer mich sieht, der macht mir ein Kompliment wegen meines gesunden Aussehens: und ich mochte dieses Kompliment lieber immer mit einer Ohrfeige beantworten. Denn was hilft es, daß ich noch so gesund aussehe, wenn ich mich zu allen Vernichtungen eines gesunden Menschen unfähig fühle? Kaum, daß ich noch die Feder führen kann, wie Sie wohl selbst aus dem unleserlichen Briefe sehen werden, den ich mehr wie funfmal abbrechen müssen. Mein Trost ist, daß dieser Zustand unmöglich anhalten kann, und daß er sich hoffentlich bei dem Brunnen verlieren wird, den ich in einigen Tagen zu trinken anfangen will.

Aber was klage ich Ihnen da vor? Sie müssen mich wirklich lieber für hypochondrisch halten als alles so genau nach den Worten nehmen. Wenigstens bin ich noch darüber sehr empfindlich und erfreuet, daß Sie, meine Liebe, sich wohl befinden und die beste Hoffnung haben, in Ihren Angelegenheiten glücklich zu sein. . . .

Aber es ist möglich, meine Liebe, daß ich Ihnen noch nicht den Empfang Ihres Porträts gemeldet hätte? Ist es möglich, daß ich Ihnen noch nicht für das Vergnügen, das es mir täglich macht, sollte gedankt haben? Unmöglich! Und wenn Sie in den Briefen, die Sie von mir in den Händen haben, nichts davon finden, so ist ganz gewiß einer verloren gegangen: denn ich erinnere mich es noch allzu genau, daß ich, und wie ich davon geschrieben. Die Zahl meiner Briefe trifft ohnedem nicht ein; und ich habe Ihnen sicherlich mehr als dreimal geschrieben. Daß aber meine Briefe meistens später eingehen, als sie eingehen sollten, kommt vielleicht daher, daß ich sie erst nach

Braunschweig senden und da auf die Post geben muß. Wenn sie denn nicht gleich daselbst abgegeben werden, so bleiben sie bis zum folgenden Posttage liegen.

Nun denn, meine Liebe, einer guten Sache kann man nicht zuviel tun. Empfangen Sie nochmals meinen zartlichsten, aufrichtigsten Dank für den zwar stummen und toten, aber für mich doch sehr unterhaltenden, besten, liebsten Gesellschafter in meiner Wolfenbüttelschen Einsamkeit. Ach, wenn – Sie wissen, was ich wünsche! . . .

Und das nenne ich doch einen Brief! lang, überflüssig; aber freilich kaum zu lesen. Ich will Sie mit Raten und Buchstabieren nicht länger martern und mich Ihnen empfehlen. Leben Sie recht wohl, meine Liebe! Möchten Sie doch barmherzig genug gegen mich gewesen sein und an mich geschrieben haben, noch ehe dieser Brief in Ihre Hände kömmt! – Ich bin mit ganzer Seele auf immer

der Ihrige

L.

An Christoph Martin Wieland.

Wolfenbüttel, den 2. Sept. 1772.

Ich glaube einem Manne zu antworten, der es nicht erst seit gestern weiß, wie unendlich hoch ich ihn schätze. Aber eben das macht meine Antwort um so schwerer.

Dieser Mann, weit unter dem, in der vermessensten Stunde meiner Eigenliebe, ich mich immer in allen gefühlt, worauf Schriftsteller stolz sein können – dieser Mann versichert mich, über eines meiner Werke, von dem ich nicht wünschte, daß es mein bestes bleiben möchte, seines Beifalls auf eine Art – auf eine Art! Ironie kann es nicht sein. Was soll ich diesem Manne antworten? Ganzliche Ablehnung seines Lobes wäre Beleidigung. Gegenlob wäre ebenso große Beleidigung und schaler. Er antworte sich selbst statt meiner.

Aber wenn „Emilia“ nicht völlig die Wirkung eines ungewohnten betrügerischen Weines auf ihn gehabt hat, der unsere Geister ebenso schnell wieder sinken laßt, als schnell er sie erhoben, wenn er itzt in einer kalten nüchternen Stunde – und ich habe leider meine Antwort bis auf diese kalte Stunde verschieben müssen – wenn er itzt seinen Brief nicht bereuet: welche gefährliche Reizung für mich! Ist der vollkommenste Leser, den ich mir denken kann, damit zufrieden: wohl gut –

Doch er besorge nicht, daß ich sein Lob mißbrauchen werde. Ich will es nicht vergessen, daß der vollkommenste Leser auch zugleich

der gutherzigste ist. Was er selbst hinzudenkt, macht ihn warmer, als was er liest; und doch hat er die Gefälligkeit, seine ganze Empfindung dem Buche zu danken.

Aber nun genug den Autor reden lassen!— Ach, mein liebster Wieland!— denn so habe ich Sie jederzeit in Gedanken genennet. Sie glauben nur, daß wir Freunde werden konnten? Ich habe nie anders gewußt, als daß wir es längst sind. Eine Kleinigkeit fehlt: uns gesehen zu haben. Eine wahre Kleinigkeit, denn ich bin gewiß, mit dem ersten Anblicke werde ich Sie schon viele Jahre gesehen zu haben glauben. Und doch wünschte ich sehr, daß auch diese Kleinigkeit unserer Freundschaft nicht fehlte.

Vielleicht, daß Ihre gegenwärtige Veränderung uns bald einmal zusammenbringt. Diese Veränderung— o daß Sie ebensogut dabei fahren mögen als der Prinz!

Ich sage Ihnen, liebster Wieland, wir sind alte Freunde, und Sie sehen, wie völlig ich Sie auf dem Fuß eines alten Freundes genommen habe. Ich antworte Ihnen so spät; aber ich bin krank gewesen, und ich bin noch nicht gesund. Lassen Sie mich diesen Zufall nicht entgelten. Ich antworte wenig Leuten gern, aber gewissen um soviel lieber. Wollen Sie es noch einmal versuchen? Mir wenigstens zu sagen, daß Sie meiner Entschuldigung glauben.

Vor einigen Tagen überraschte mich Herr Seyler. Wer das dritte Wort unsers Gesprächs gewesen, mag er Ihnen selbst sagen. Der Mann ist gut; aber in gewissen Umständen können nur wenig Menschen so gut scheinen, als sie sind. Wenn Sie sich seiner in Weimar annehmen können, tun Sie es ja. Was soll der rechtschaffene Mann bei Hofe, wenn er Unglücklichen nicht helfen will? Aber wem sag ich das?

Leben Sie recht wohl, mein liebster Wieland, und lassen Sie mich dieses ja vor vier Monaten geschrieben haben.

Lessing.

An Karl Lessing.

Wolfenbüttel, den 28. Okt. 1772.

Lieber Bruder,

Du weißt es ja wohl schon längst, wie es mit mir steht, wenn ich in langer Zeit von mir nichts hören lasse, nämlich, daß ich sodann äußerst mißvergnugt bin. Wer wird durch Mitteilung und Freundschaft die Sphäre seines Lebens auch zu erweitern suchen, wenn ihm beinahe des ganzen Lebens ekelte? Oder, wer hat auch Lust, nach vergnugten Empfindungen in der Ferne umherzujagen, wenn er in der Nahe nichts um sich sieht, was ihm deren auch nur Eine gewähren

könnte? Krank bin ich nun schon seit geraumer Zeit nicht mehr und bin daher auch schon seit geraumer Zeit nicht müßig gewesen. Ich habe gearbeitet, mehr als ich sonst zu arbeiten gewohnt bin. Aber lauter Dinge, die, ohne mich zu rühmen, auch wohl ein größerer Stumper ebensogut hatte machen können. Ehestens will ich Dir den ersten Band von Beiträgen zur Geschichte und Literatur, aus den Schätzen der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel etc. schicken, womit ich solange ununterbrochen fortzufahren gedenke, bis ich Lust und Kräfte wieder bekomme, etwas Gescheiteres zu arbeiten. Das dürfte aber sobald sich nicht ereignen. Und in der That, ich weiß auch nicht einmal, ob ich es wunsche. Solche trockne Bibliothekar-Arbeit laßt sich so recht hübsch hinschreiben, ohne alle Theilnehmung, ohne die geringste Anstrengung des Geistes. Dabei kann ich mich noch immer mit dem Troste beruhigen, daß ich meinem Amte Genüge tue und manches dabei lerne; gesetzt auch, daß nicht das Hundertste von diesem Manchen wert wäre, gelernt zu werden. — Doch warum schreibe ich Dir dies alles und mache Dich unruhiger, als Du bei meinem gänzlichen Stillschweigen nicht gewesen sein wurdest? — Ich wunsche, daß Du Deinstheils wirklich so vergnügt sein magst, als Du es in Deinem Briefe ungefähr scheinst. Daß Du lange damit an Dich gehalten, in der Meinung, ich sei verreist, tut mir leid. Ich bin den ganzen Sommer nicht weiter gekommen, als von Braunschweig nach Wolfenbüttel und von Wolfenbüttel nach Braunschweig. Und auch diese Veränderungen werde ich mir schlechterdings aufs künftige versagen müssen. Doch das soll mein geringster Kummer sein, und ich will mich gern noch weit mehr aller Gesellschaft entziehen, um hier in der Einsamkeit zu kalmäusern und zu buffeln, wenn ich nur sonst von einer andern Seite meine Ruhe wieder damit gewinnen kann

Nun lebe wohl und schreibe mir bald wieder.

Dein treuer Bruder

Gotthold.

An Eva König.

Wolfenbüttel, den 8. Jan. 1773.

Meine Liebe!

Sie sehen wohl, daß ich in meinen üblen Gewohnheiten unverbessertlich bin. Wenn es nicht etwa unter meine guten Gewohnheiten gehört, daß ich schlechterdings an Personen, die ich nur einigermaßen liebe, nicht schreiben kann, wenn ich den Kopf voller Grillen und das Herz

voller Galle habe. Daß ich gegen meine beste Freundin hierin eine Ausnahme machen mußte, wird sie vielleicht verlangen. Aber sie wird es aus allzu großer Güte verlangen, die ich lieber nicht zu erkennen als zu mißbrauchen scheinen will. Genug, daß sie auch so schon mehr von meiner Unzufriedenheit erfährt, als ich mir schmeicheln darf, das zu ihrer eignen Zufriedenheit gut ist —

Wahrlich, meine Liebe, ich hatte Ihnen mehr Kummer gemacht als erspart, wenn ich Ihnen eher geschrieben hatte als jetzt. Denn nun fange ich eben wieder an, mich aufzuheitern, und noch vor acht Tagen wurde Ihnen jedes Wort verraten haben, in welcher unglücklichen Gemütsverfassung ich mich befunden. Ich kann mir es leider nicht langer bergen, daß ich hypochondrischer bin, als ich jemals zu werden geglaubt habe. Das Einzige, was mich noch tröstet, ist dieses, daß ich aus der Erfahrung erkenne, daß meine Hypochondrie wenigstens noch nicht sehr eingewurzelt sein kann. Denn sobald ich aus dem verwunschten Schlosse wieder unter Menschen komme, so geht es wieder eine Weile. Und dann sage ich mir „Warum auch länger auf diesem verwunschten Schlosse bleiben?“ Wenn ich noch der alte Sperling auf dem Dache wäre, ich wäre schon hundertmal wieder fort —

Und seit acht Tagen habe ich wohl müssen unter Menschen sein. Zum neuen Jahre bin ich in Braunschweig bei Hofe gewesen und habe mit andern getan, was zwar nichts hilft, wenn man es tut, aber doch wohl schaden kann, wenn man es beständig unterläßt. Ich habe Bucklinge gemacht und das Maul bewegt. — Der einzige Wunsch, bei dem ich diese Zeit über an etwas dachte, war — Ah, Sie wissen ihm ja wohl, meine Liebe! Sollte denn kein glückliches Jahr mehr für Sie und für mich kommen? —

Noch öfterer hatte ich diese Gedanken, als ich einige Tage darauf, den 6ten dieses, auf Zacharia's Hochzeit war. Es hielt schwer, ehe ich lustig werden konnte. Aber endlich riß mich das Beispiel fort, und ich ward es, weil es alle waren. Sie kennen Zacharia, aber doch wurden Sie sich schwerlich einbilden können, was das für eine angenehme und in allem Betracht herrliche Hochzeit war. Es fehlte an nichts; und zwanzig Dinge waren da, an die kein Mensch gedacht hatte. Wer alles darauf gewesen, können Sie aus den Bogen Verse sehen, den ich um das Bewußte gewickelt und gestern auf die fahrende Post gegeben habe. Wir haben bis an den andern Tag geschwärmt, und niemand ist zu Bette gegangen als Braut und Brautigam. Daß sie auf dem Weghause war, die Hochzeit, versteht sich. Es hat ganz das Ansehen, daß auch die andern Schwestern ihre alten getreuen Lieb-

haber bewegen werden, den nämlichen Schritt zu tun. Wenigstens ist es mit der einen, die seit vielen Jahren bei einem gewissen O. C. im Hause ist, schon so gut als gewiß . .

Leben Sie recht wohl, meine Liebe, denn sonst behalte ich kaum Platz, Ihnen zu sagen, was ich Ihnen zwar nicht mehr sagen sollte: daß ich Sie über alles liebe und in Gedanken tausendmal des Tages umarme.

Der Ihrige auf immer

G. E. L.

An Eva König.

Wolfenbittel, den 1. Dez. 1773

Meine Liebe!

Was soll ich sagen, daß ich Ihnen abermals so lange nicht geschrieben habe? Noch immer die alte Leier. Ich bin mißvergnugt, ärgerlich, hypochondrisch, und in so einem Grade, daß mir noch nie das Leben so zuwider gewesen. Soll ich fortfahren, Ihnen das so recht zu beschreiben? Ich bin seit vier Monaten so gut wie gar nicht aus Wolfenbittel und aus meinem verwunschten Schlosse gekommen. Ich bin nur zweimal auf ein paar Stunden in Braunschweig gewesen; denn ich habe es verredet, in meiner gegenwärtigen Lage niemals wieder eine Nacht in dem Braunschweig zu bleiben, wo man sich gegen mich (Sie wissen wer) auf eine Art beträgt, die mir unertraglich fällt, auf eine Art, die ich zu anderer Zeit, unter andern Umständen, um alles in der Welt solange nicht ertragen hatte. Ich will ihm daher schlechterdings nicht in die Augen zu kommen Gefahr laufen. Wenn er mich bei der Nase geführt haben will, so hab er es! Aber ich werde es ihm in meinem Leben nicht vergessen. Künftigen Januar wird es ein Jahr, daß er mir den ersten Antrag eigenhändig tat. Solange warte ich nur noch, um ihm alsdenn meine Meinung so bitter zu schreiben, als sie gewiß noch keinem Prinzen geschrieben worden.

Was kann ich aber indes tun, als mich unter meine Bücher vergraben, um unter ihnen womöglich alle Aussicht in die Zukunft zu vergessen? Ich habe nun auch weit länger als an Sie, meine Liebe, an keinen Menschen in der Welt geschrieben; weder an meine Bruder noch an meine Mutter noch an sonst jemanden. Ich antworte auch keinem Menschen, der in irgendeiner andern Sache an mich schreibt als in Sachen der Bibliothek. Daß meine Korrespondenz nach Hamburg also auch völlig abgebrochen ist, versteht sich. . . . Am besten würde ich tun, wenn ich an alle meine Bekannte, von deren vielen

ich auch nicht einmal einen Brief zu sehen verlange, ein Zirkulare ergehen ließe, mich für tot zu achten. Denn wahrlich, meine Liebe, es ist mir fast unmöglich zu schreiben. Mehr als zehn Briefe habe ich selbst an Sie angefangen und sie wieder zerrissen. Wer weiß, was diesem noch geschieht, ehe ich die Seite herunter bin? Doch, es fällt mir auch länger unmöglich, ohne Nachricht von Ihnen zu sein. Und ein Brief muß doch einmal fertig werden, mag er doch werden, wie er will. Die einzige gute Nachricht kann ich Ihnen schreiben, daß ich sehr gesund bin. Ich glaube, der Ärger hält mich gesund. Möchte ich ein Gleiches doch auch von Ihnen versichert sein. Nicht zwar, was den Ärger anbelangt; denn der, weiß ich, bekommt Ihnen nicht so gut als mir. Dieses ärgerliche Wesen verrät sich in jedem Worte, das ich spreche oder schreibe.

Leben Sie recht wohl, meine Liebe; und seien Sie lieber ein wenig gegen mich unwillig, als daß Sie Mitleiden mit mir haben sollten, wenn Ihnen dieses Mitleid den geringsten Kummer machen sollte. Ich bin dennoch

ganz der Ihrige
L.

An Karl Lessing.

Wolfenbüttel, den 2. Febr. 1774.

Lieber Bruder,

Erwarte keine Entschuldigung wegen meines langen Stillschweigens. Du wurdst nur die nämliche Leier hören. Lieber kein Wort, was Dich meinethwegen unruhig oder bekümmert machen konnte.

Ich habe Dir auf zwei oder gar drei Briefe zu antworten, und wenn ich es nicht täte, so möchte ich einen vierten wohl nie bekommen.

Ich fange bei dem letzten an, in welchem Du mich ich weiß nicht in welcher Arbeit vergraben glaubst. Deine Nachrichten von mir müssen nicht die zuverlässigsten sein. Ein deutsches Lexikon zusammenzuschreiben, diesen albernen Gedanken habe ich lange aufgegeben; und ich würde ihn wohl am wenigsten wieder hervorsuchen, da ich ihn *taliter qualiter* von einem andern ausgeführt sehe. Aus diesem *taliter qualiter* wirst Du indes abnehmen, daß ich mit Adelungs Arbeit nicht ganz zufrieden bin. Was ich daran aussetzen habe, sollst Du ehestens weitläufig zu lesen bekommen. Denn ich bin wirklich willens, etwas darüber drucken zu lassen und eine kleine Probe beizufügen, wie ungefähr meine Arbeit in diesem Felde ausgesehn haben würde. Das ist es, was mich eigentlich eine Zeit her

beschäftigt hat; und ich mußte, meinem ersten Anschlage nach, auch schon damit fertig sein, wenn es mir nicht schlechterdings unmöglich wäre, in einem Stücker an der namlichen Sache zu arbeiten. Die oftete Abänderung der Arbeit ist noch das Einzige, was mich erhält. Freilich wird soviel angefangen und wenig vollendet. Aber was schadet das? Wenn ich auch nichts in meinem Leben mehr vollendete, ja nie etwas vollendet hatte, wäre es nicht eben das? – Vielleicht wirst Du auch diese Gesinnung ein wenig misanthropisch finden, welches Du mich in Ansehung der Religion zu sein im Verdacht hast. Ohne nun aber zu untersuchen, wie viel oder wie wenig ich mit meinen Nebenmenschen zufrieden zu sein Ursache habe, muß ich Dir doch sagen, daß Du Dir hierin wahrlich eine ganz falsche Idee von mir machst und mein ganzes Betragen in Ansehung der Orthodoxie sehr unrecht verstehst. Ich sollte es der Welt mißgönner, daß man sie mehr aufzuklären suche? Ich sollte es nicht von Herzen wünschen, daß ein jeder über die Religion vernünftig denken möge? Ich wurde mich verabscheuen, wenn ich selbst bei meinen Sudeleien einen andern Zweck hatte, als jene große Absichten befördern zu helfen. Laß mir aber doch nur meine eigne Art, wie ich dieses tun zu können glaube. Und was ist simpler als diese Art? Nicht das unreine Wasser, welches längst nicht mehr zu brauchen, will ich beibehalten wissen: ich will es nur nicht eher weggegossen wissen, als bis man weiß, woher reineres zu nehmen, ich will nur nicht, daß man es ohne Bedenken weggeße, und sollte man auch das Kind hernach in Mistjauche baden. Und was ist sie anders, unsere neumodische Theologie, gegen die Orthodoxie, als Mistjauche gegen unreines Wasser?

Mit der Orthodoxie war man, Gott sei Dank, ziemlich zu Rande; man hatte zwischen ihr und der Philosophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was tut man nun? Man reißt diese Scheidewand nieder und macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen. Ich bitte Dich, lieber Bruder, erkundige Dich nur nach diesem Punkte genauer und siehe etwas weniger auf das, was unsere neuen Theologen verwerfen, als auf das, was sie dafür in die Stelle setzen wollen. Darin sind wir einig, daß unser altes Religionssystem falsch ist: aber das möchte ich nicht mit Dir sagen, daß es ein Flickwerk von Stumpfern und Halbphilosophen sei. Ich weiß kein Ding in der Welt, an welchem sich der menschliche Scharfsinn mehr gezeigt und geübt hätte, als an ihm. Flickwerk von Stumpfern und Halbphilosophen ist das Religionssystem, welches man itzt an die Stelle des

alten setzen will, und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philosophie, als sich das alte anmaßt. Und doch verdenkst Du es mir, daß ich dieses alte verteidige? Meines Nachbars Haus drohet ihm den Einsturz. Wenn es mein Nachbar abtragen will, so will ich ihm redlich helfen. Aber er will es nicht abtragen, sondern er will es, mit ganzlichem Ruin meines Hauses, stützen und unterbauen. Das soll er bleiben lassen, oder ich werde mich seines einstürzenden Hauses so annehmen als meines eigenen....

Gotthold.

An Karl Lessing.

Wolfenbittel, den 30. April 1774.

Mein lieber Bruder,

Du hast mir ein großes Vergnügen nur gewiesen. Es tut mir leid und tut mir auch um Deinetwillen leid, wenn Du es mir nur weisen kannst. Aber so ist es nun einmal in der Welt! Das zahme Pferd wird im Stalle gefuttern und muß dienen, das wilde in seiner Wüste ist frei, verkommt aber vor Hunger und Elend.

Dazu muß ich Dir leider sagen, daß, wenn ich es nicht möglich machen kann, Dich diesen Sommer in Berlin zu sehen, Deine Hoffnung, mich künftigen Sommer hier zu besuchen, allem Anschein nach vergebens ist. Schlechterdings will ich in der elenden Lage, in der ich mich hier befinde, kein Jahr länger aushalten, es komme wohin es wolle. Der Unbeständigkeit dürfen mich meine Freunde darum nicht beschuldigen. Es ist nie mein Wille gewesen, an einem Orte wie Wolfenbittel, von allem Umgange, wie ich ihn brauche, entfernt, Zeit meines Lebens Bucher zu hüten. Morgen tue ich das schon vier Jahre; und da ich es nur allzusehr empfinde, wieviel trockner und stumpfer ich an Geist und Sinnen diese vier Jahre, trotz aller meiner sonst erweiterten historischen Kenntnis, geworden bin. so mochte ich es um alles in der Welt willen nicht noch vier Jahre tun. Aber ich muß es auch nicht Ein Jahr mehr tun, wenn ich noch sonst etwas in der Welt tun will. Hier ist es aus; hier kann ich nichts mehr tun. Du wirst diese Messe auch nichts von mir lesen; denn ich habe den ganzen Winter nichts getan und bin sehr zufrieden, daß ich nur das eine große Werk von Philosophie (oder Poltronnerie) zustande gebracht, — daß ich noch lebe. Gott helfe mir in diesem edlen Werke weiter, welches wohl wert ist, daß man alle Tage darum ißt und trinkt.

Aber von etwas anderm! Daß „Gotz von Berlichingen“ großen Beifall in Berlin gefunden, ist, fürchte ich, weder zur Ehre des Ver-

fassers noch zur Ehre Berlins. Meil hat ohne Zweifel den größten Teil daran. Denn eine Stadt, die kahlen Tönen nachlauft, kann auch hutschen Kleidern nachlaufen. Wenn Ramler indes von dem Stucke selbst französisch urteilt, so geschieht ihm schon recht, daß der König auch seine Oden mit den Augen eines Franzosen betrachtet. Hast Du Goethens Farce wider Wielanden gesehen?

Mir ist Basedows „Vermachtnis für die Gewissen“ noch nicht zu Gesichte gekommen. Ich hasse alle die Leute, welche Sekten stiften wollen, von Grund meines Herzens. Denn nicht der Irrtum, sondern der sektierische Irrtum, ja sogar die sektierische Wahrheit machen das Unglück der Menschen, oder wurden es machen, wenn die Wahrheit eine Sekte stiften wollte

Gotthold.

An Johann Joachim Eschenburg

Wolfenbüttel, den 21. Okt. 1774.

Mein lieber Herr Eschenburg,

Ich bin eine Zeit her so krank, so verdrießlich, so beschäftigt gewesen, daß ich es ganz vergessen, Ihnen zu antworten. Sie werden mir verzeihen.

Gestern habe ich Ihnen aber mit unserm Schmid (der nach Wolfenbüttel wohl nur fahren wollen) die zwei verlangten Bücher geschickt, woraus Sie selber ziehen werden, was Ihnen gut dunkt. Muhe wird es Ihnen doch kosten, sich einen hinlänglichen und deutlichen Begriff (wenn Sie ihn nicht schon haben) daraus zu machen, was denn nun eigentlich der Graal gewesen, welcher in allen alten Romanen normännisch-englischer Erfindung mehr oder weniger vorkommt, indem sich die Taten ihrer Helden fast immer auf die Beschützung oder Eroberung des Graals beziehen. Was in den griechischen Heldengedichten Ilion ist, das ist in diesen der Graal. Von der Abstammung des Worts St. Graal habe ich meine eigne Meinung. Ich glaube nämlich, daß es soviel heißen soll, als *sanctus cruor* und daß es also das Blut selbst, nicht das Gefaße bedeutet, worin es Joseph von Arimathia aufbewahrte. Die Abenteuer nun mit diesem Gefaße, seine Überbringung besonders nach England und dasige erste Schicksale sind es, die den Inhalt des eigentlichen Romans vom Graal ausmachen und in einem alten französischen Gedichte verfaßt sind, welches sich noch in den Bibliotheken findet, und wovon der erste Teil des übersandten französischen Werks nur ein prosaischer Auszug ist. Der andre Teil desselben enthält die Geschichte des Lanzilot und Parzival, die sich zum Roman vom Graal verhält, wie Quintus Calaber zur Ilias. Und so

sind auch die deutschen Heldengedichte des Eschilbachs nicht eigentlich Romane vom Graal sondern nur von Helden, die es sich um den Graal auch einmal sauer werden lassen, außerdem aber noch tausend andere Abenteuer gehabt haben. — Wenn ich wußte, was Warburton von dem Graale sagt, so konnte ich Ihnen näher anzeigen, was darin etwa falsch ware.

Leben Sie recht wohl, und erlauben Sie, daß ich Ihnen noch hierbei den neusten Teil meiner Beiträge überschicke

Dero ganz ergebenster Freund
Lessing.

An Johann Joachim Eschenburg.

Wolfenbittel, den 26. Okt. 1774

Mein lieber Herr Eschenburg,

Haben Sie tausend Dank für das Vergnügen, welches Sie mir durch Mitteilung des Goethischen Romans gemacht haben. Ich schicke ihn noch einen Tag früher zurück, damit auch andere dieses Vergnügen ja eher je lieber genießen können.

Wenn aber ein so warmes Produkt nicht mehr Unheil als Gutes stiften soll meinen Sie nicht, daß es noch eine kleine kalte Schlußrede haben mußte? Ein paar Winke hintenher, wie Werther zu einem so abenteuerlichen Charakter gekommen; wie ein andrer Jungling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich dafür zu bewahren habe. Denn ein solcher durfte die poetische Schönheit leicht für die moralische nehmen und glauben, daß der gut gewesen sein müsse, der unsere Teilnehmung so stark beschäftiget. Und das war er doch wahrlich nicht; ja, wenn unsers Jerusalems Geist völlig in dieser Lage gewesen ware, so mußte ich ihn fast — verachten. Glauben Sie wohl, daß je ein römischer oder griechischer Jungling sich so und darum das Leben genommen? Gewiß nicht. Die wußten sich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu schützen, und zu Sokrates Zeiten wurde man eine solche . . . nur kaum einem Madelchen verziehen haben. Solche kleingroße, verächtlich schätzbare Originale hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfnis so schon in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Also, lieber Goethe, noch ein Kapitelchen zum Schlusse, und je zynischer je besser!

Das Ding über „Gotz von Berlichingen“ ist Wisiwaschi. Wenn Sie sonst etwas Neues haben, teilen Sie mir es doch wiederum mit.

Dero ganz ergebenster Freund
Lessing.

An Karl Lessing.

Wolfenbüttel, den 11. Nov. 1774.

Liebster Bruder, . . .

Schwerlich werde ich Dir auf das viel zu antworten haben, was Du mir von gelehrten oder theatralischen Vorurteilen geschrieben. Ich bin meistens Deiner Meinung. Die letzteren haben längst aufgehört mich zu interessieren, und nicht selten gereichen sie mir zu dem äußersten Ekel. Recht gut, sonst liefe ich wirklich Gefahr, über das theatralische Unwesen (denn wahrlich fangt es nun an in dieses auszuarten) ärgerlich zu werden und mit Goethen, trotz seinem Genie, worauf er so pocht, anzubinden.

Aber davor bewahre mich ja der Himmel! Lieber wollte ich mir mit den Theologen eine kleine Komodie machen, wenn ich Komodie brauchte. . . .

Gotthold.

An Karl Wilhelm Ramler.

Wolfenbüttel, den 12. Nov. 1774.

Liebster Freund,

Haben Sie tausend Dank für Ihre schöne Blumenlese! Fast konnte ich Sie beneiden, daß Sie noch Blumen lesen, da ich verdammt bin, nichts als Dornen zu sammeln. Das ist Ihre Schuld! werden Sie sagen. Ich sollte nicht meinen. Ich sehe auf meinem ganzen Felde nichts als Dornen, und einmal ist es nun mein Feld. Umsonst erinnern Sie mich unserer gemeinschaftlichen Entschlüsse, ein blumenreicheres anzubauen. Es hat nicht sein sollen! Mit mir ist es aus: und jeder dichterische Funke, deren ich ohnedies nicht viel hatte, ist in mir erloschen. Aber Ihr Feuer ist noch in vollem Brande. Was kümmern Sie die Jahre? Die jugendlichen Teile, welche zum dramatischen Dichter gehören, sind noch dazu die wenigsten und entbehrlichsten. Leisten Sie allein, was wir zusammen leisten wollten. Ein Meisterstück von Ihnen wird noch eben zu recht kommen, unser Theater von einem neuen Verderben zu retten. —

Wie sehr wünschte ich, Sie einmal wieder zu sehen! Mochte es doch Ihr recht ernstlicher Vorsatz sein, mich zu besuchen. Sie reisen ja doch ohnedies alle Jahre. Warum nicht auch einmal nach Braunschweig, wo Sie noch nicht gewesen sind, und wo Sie so viele Freunde haben? Ich, der ich die ganze Welt ausreisen wollte, werde allem Ansehen nach in dem kleinen Wolfenbüttel unter Schwarten vermodern und wohl auch Berlin nie wieder sehen. Bedenken Sie das,

und bestarken Sie mich wenigstens in einer so süßen Hoffnung, einer von den wenigen, mit deren Hülfe ich den melancholischen Winter, der mir bevorsteht, zu ertragen hoffe!

Ganz der Ihrige,

Lessing.

An Eva König

Venedig, den 2. Juni 1775.

Meine Liebe! . . .

Aber nun lassen Sie sich das Schlimmste klagen, meine Liebe. Wir kehren nicht gleich wieder nach Wien zurück, sondern gehen noch erst nach Florenz so daß, wenn ich alles auf das kürzeste überschlage, wir schwerlich eher als in der Mitte des Julius wieder in Wien sein können. Der Prinz kann und will sich nicht eher wieder in Wien sehen lassen, als bis alles daselbst seinethalben reguliret ist. Und das hat man nun davon, wenn man sich mit Prinzen abgibt! Man kann niemals auf etwas Gewisses mit ihnen rechnen; und wenn sie einen einmal in ihren Klauen haben, so muß man wohl aushalten, man mag wollen oder nicht. . .

Darin haben Sie vollkommen recht, daß auf die Länge Wolfenbüttel mehr mein Ort ist als jeder andrer, und daß mittelmäßige Umstände in Wolfenbüttel für uns beide vorteilhafter sein werden als noch so glänzende in Wien oder anderwärts. Ganz gewiß werde ich auch also alles darauf anlegen, um in Wolfenbüttel zu bleiben. Nur auf den Fuß, wie ich bisher gewesen, kann ich es unmöglich. Daher ich denn auch, bloß in dieser Rücksicht, nicht alles so gar weit von mir werfen werde, was man etwa in Wien mir antragen mochte. Antragen sage ich, denn anbieten werde ich mich gewiß nicht, sondern in allen Stücken mich so daselbst zu betragen fortfahren, als ich einmal angefangen . . .

Meinen Brief aus Mailand, hoffe ich, werden Sie erhalten haben, und vermutlich noch in Wien. Gott gebe, daß Sie dieser nirgend anders als in Hamburg findet, in Gesundheit und Ruhe unter Ihren Kindern! Wie Ihre Reise abgelaufen ist, bin ich äußerst begierig zu erfahren. Ich bin den ganzen Weg mehr mit Ihnen gefahren als mit dem Prinzen; das glauben Sie mir doch wohl? Wenn mir das Opfer, das ich dem Prinzen gemacht habe, nicht auf eine andre Weise wieder ersetzt wird, so werde ich es zeitlebens betauern. Denn wahrlich von der Reise selbst habe ich weder viel Vergnügen noch viel Nutzen.

Ich hoffe, daß ein Brief von Ihnen an mich unterwegs ist. Auch schreibe ich Ihnen noch gewiß einmal aus Italien. Und nun, meine

Liebe, lassen Sie sich tausendmal von mir in Gedanken umarmen, und erhalten Sie mir Ihr Herz, dessen ganzen Wert ich kenne, und in dessen Besitze allein ich noch auf den Rest meines Lebens glücklich zu sein hoffen darf. Leben Sie wohl, leben Sie recht wohl, und küssen Sie Ihre Kinder für mich in meiner Seele.

Der Ihrige

G. E. L.

An Friedrich Nicolaz.

Wolfenbüttel, den 9. Juli 1776.

Liebster Freund, . . .

Ich hatte ohnlangst alles auf einen Haufen getragen, was sich von physiognomischen Büchern in der Bibliothek findet. Welch ein Wust! Mit leichter Muhe hatte ich eine literarische Geschichte der ganzen vermeinten Wissenschaft daraus zusammenschreiben wollen, wenn ich geglaubt hätte, daß es sich der Muhe verlohne. Von drei Punkten habe ich mich indes bei Durchblätterung aller dieser Schwarten fest überzeugt; I. Daß Aristoteles immer noch der erste und beste Schriftsteller auch in diesem Fache ist und von zuverlässigen Bemerkungen nach ihm wenig oder nichts hinzugekommen. II. Daß unter den Neuern die einzige *Art de connoître les hommes* vom de la Chambre gelesen zu werden verdienet. Dieses Buch wäre noch itzt wert übersetzt zu werden, wenn wir nicht schon längst eine Übersetzung davon hatten. Lavater hat ihm sicherlich mehr zu danken, als er noch itzt Gelegenheit gehabt hat zu bekennen. III. Daß Lavater die Physiognomik in einer Ausdehnung genommen, in welcher ihr dieser Name gar nicht zukommt; in welcher kein einziger Schriftsteller vor ihm sie behandelt hat, in welcher vielmehr vorlängst sie mehrere, unter dem Namen der moralischen Semiotik, von der eigentlichen Physiognomik unterschieden haben. Und nur daher kommt es, daß Lavater das eigentlich Physiognomische, welches in alle Ewigkeit höchst unzuverlässig bleiben wird, mit so viel andern weniger streitigen oder völlig ausgemachten Dingen hat so verkleiden und beschönigen können, daß der Verächter der Physiognomik bei ihm ein so unvernünftiges Ansehen gewinnt. . . .

Von alten Liedern will ich Ihnen ein andermal etwas aufsuchen, itzt will mir gleich nichts in die Hände fallen. Leben Sie recht wohl!

Ihr ergebenster Freund,

Lessing.

An Karl Lessing

Wolfenbittel, den 1. Dez 1776.

Mein lieber Bruder, . . .

Meine Frau kennst Du, ob Du gleich ihrer Dich wohl schwerlich erinnern wirst, weil sie Dich nur ein einzigesmal gesehen, und sie mir es noch vorwirft, daß ich Dich damals nicht in ihr Haus gebracht. Wenn ich Dich versichere, daß ich sie immer für die einzige Frau in der Welt gehalten, mit welcher ich mich zu leben getraute: so wirst Du wohl glauben, daß sie alles hat, was ich an einer Frau suche. Wenn ich also nicht glücklich mit ihr bin, so wurde ich gewiß mit jeder andern noch unglücklicher geworden sein. Kurz, komm auf den Sommer zu uns und sieh! Sie läßt sich indes Dir oftmals empfehlen und wünscht, daß Du Deinem Bruder, mit eben so vieler Zärtlichkeit auf beiden Seiten, bald nachfolgen mogest. . . .

Gotthold.

An Karl Lessing.

Wolfenbittel, den 20. März 1777.

Liebster Bruder,

Dein Brief ist mir einer von den angenehmsten gewesen, die ich nach meiner Ruckkunft von Mannheim erhalten — Aber ich fange an, Dir von meiner Ruckkunft zu sagen, ehe ich Dir noch von meinem Aufenthalte daselbst gesprochen. Das geschieht, weil von gewissen Dingen sich gar nicht sprechen läßt. Sprechen zwar wohl, aber nicht schreiben. Man schreibt immer zu wenig oder zuviel, wenn man bei sich selbst noch kein Resultat gezogen. Im Sprechen aber kann man sich alle Augenblicke korrigieren, welches im Schreiben nicht angeht. Soviel durfte ich Dir im Vertrauen doch fast sagen: daß auch die Mannheimer Reise noch bis itzt unter die Erfahrungen gehört, daß das deutsche Theater mir immer fatal ist; daß ich mich nie mit ihm, es sei auch noch so wenig, bemengen kann, ohne Verdruß und Unkosten davon zu haben.

Und Du verdenkst es mir noch, daß ich mich dafür lieber in die Theologie werfe? — Freilich, wenn mir am Ende die Theologie ebenso lohnt als das Theater! — Es sei! Darüber wurde ich mich weit weniger beschweren; weil es im Grunde allerdings wahr ist, daß es mir bei meinen theologischen — wie Du es nennen willst — Neckereien oder Stankereien mehr um den gesunden Menschenverstand als um die Theologie zu tun ist, und ich nur darum die alte orthodoxe (im Grunde tolerante) Theologie der neuern (im Grunde intoleranten) vor-

ziehe, weil jene mit dem gesunden Menschenverstande offenbar streitet und diese ihn lieber bestechen mochte. Ich vertrage mich mit meinen offenbaren Feinden, um gegen meine heimlichen desto besser auf der Hut sein zu können.

Deine Einwurfe gegen meine Hypothese von dem Durchgange der Israeliten durchs rote Meer sind nicht unbeantwortlich. — Wenn es gleich in der Schrift heißt: „Und Pharao und sein Heer gingen auch herüber“; was denn? muß dieses nicht offenbar heißen: Pharao und sein Heer wollten auch herübergehen. Sie wollten den Israeliten nur folgen, ohne zu wissen, daß sie durch einen ausgetrockneten Arm des roten Meers gegangen waren. — Deine Vorstellung, daß Gott das Bett des roten Meers in die Höhe gehoben, welches ungefähr auch Lilienthals Vorstellung ist, erklärt auch nur, wie das Meer trocken geworden, nicht aber, wie so viele Menschen in so kurzer Zeit herüber kommen können. Und das ist hier die Hauptsache.

Doch mit was für Kleinigkeiten unterhalte ich Dich jetzt, da ich Dir von dem Tode unsrer guten Mutter schreiben sollte! — Daß auch Du sie geliebt hast, wirst Du nicht besser zeigen können, wo Du die Schwester nicht vergißt, die sich wirklich für uns alle ihrer Pflicht aufgeopfert hat. Ich habe ihr schon geantwortet, und vors erste so viel beigelegt, als ich in der Eil tun können. . . .

Lebe wohl!

Gotthold.

An Franz Karl Freyherrn von Hompesch.

Wolfenbüttel, April 1777.

Ich darf Ewr. Exzellenz meine Antwort auf Dero Letztes vom 7. April nicht länger schuldig bleiben, da ich doch nur vergebens auf eine nähere Auskunft über die Seylersche Angelegenheit warte, welche vielleicht einiges Licht über meine eigene verbreiten konnte.

Wahrlich bedurfte ich auch eines solchen Lichts recht sehr, um weder gegen Ewr. Exzellenz ungerecht zu werden noch mir den Vorwurf zuzuziehen, daß ich mich mutwillig durch Vorspiegelung und Intrige als ein Kind behandeln lasse.

Denn nur einem Kinde, dem man ein getanes Versprechen nicht gern halten mochte, drehet man das Wort im Munde um, um es glauben zu machen, daß es uns nunmehr ja selbst freiwillig von diesem Versprechen lossage. Das Kind fühlt das Unrecht wohl, allein weil es ein Kind ist, weiß es das Unrecht nicht auseinanderzusetzen.

Wenn mich denn aber Ew. Exzellenz nur für kein solches Kind halten. so bin ich schon zufrieden. Ich werde mich auch wohl hüten,

mit Auseinandersetzung eines so geringfügigen Handels jemanden beschwerlich zu fallen. Nur eins muß ich mir dabei vorbehalten.

Ich bin nicht ohne Vorwissen des Herzogs von Braunschweig, in dessen Diensten ich stehe, nach Mannheim gereiset. Ich habe ihm sagen müssen, was für Versprechungen mir von dort aus gemacht worden, die ich anzunehmen kein Bedenken tragen dürfen — Wenn er nun erfährt, daß aus diesen Versprechungen nichts geworden, was soll ich sagen? —

Ihm Schritt für Schritt erzählen, wie die Sache gelaufen? — ihm Schwans, Ewr. Exzellenz und alle anderen gewechselten Briefe vorlegen — und ihn urteilen lassen, was er will?

Doch so neugierig wird der Herzog schwerlich sein; und ich besorge ganz ein anderes. — Da zur Zeit so manches von dem Deutschen Theater geschrieben wird; da in Kalendern und Journalen der neuen Einrichtung des Mannheimschen Theaters, ohne mich dabei zu vergessen, bereits gedacht worden: so kann es nicht fehlen, daß man der Fortsetzung derselben nicht ferner gedenken und mich dabei ins Spiel bringen dürfte.

Hier muß ich Ewr. Exzellenz meine Schwäche gestehen. Ich vergebe tausend gesprochene Worte, ehe ich ein gedrucktes vergebe. Auf die erste Silbe, die sich jemand über meinen Anteil an dem Mannheimer Theater gedruckt und anders entfallen läßt, als es sich in der Wahrheit verhält, sage ich dem Publico alles rein heraus.

Denn darin belieben Ew. Exzellenz doch wohl nur mit mir zu scherzen. daß ich demohngeachtet die Mannheimer Bühne nicht ganz ihrem Schicksale überlassen und von Zeit zu Zeit besuchen wurde. Ich drange mich zu nichts; und mich Leuten, die, ungeachtet sie mich zuerst gesucht, mir dennoch nicht zum besten begegnen wollen oder können, — mich solchen Leuten wieder an den Kopf zu werfen, würde mir ganz unmöglich sein.

Verzeihen Ew. Exzellenz meine Freimütigkeit. Ich verharre in allem Übrigen mit der vollkommensten Verehrung

Ewr. Exzellenz
etc. etc.

An Karl Lessing.

Wolfenbüttel, den 25 Mai 1777.

Mein lieber Bruder, . . .

Um nun auf die Beantwortung Deines letztern zu kommen, so muß ich Dir vor allen Dingen gerade heraus sagen, daß von dem allen, was man Dir von Theaterpreisen zu Mannheim gesagt hat,

nicht eine Silbe wahr ist Ich glaube, ich habe Dir schon einmal ins Ohr gesagt, daß ich sehr wünschte, ich hätte mich neuerdings mit dem Theater unvermennt gelassen. Mit einem deutschen Nationaltheater ist es lauter Wind, und wenigstens hat man in Mannheim nie einen andern Begriff damit verbunden, als daß ein deutsches Nationaltheater daselbst ein Theater sei, auf welchem lauter geborne Pfälzer agierten. An das, ohne welches wir gar keine Schauspieler hätten, ist gar nicht gedacht worden Auch die Schauspieler selbst halten nur das für ein wahres Nationaltheater, das ihnen auf lebenslang reichlich Unterhalt verspricht. Stucke, die zu spielen sind, fliegen ihnen ja doch genug ins Maul. Wie wohl ist mir, daß ich eine ganz andere Komodie habe, die ich mir aufführen lasse, so oft es mir gefällt!

Daß die Theologen zu den Fragmenten meines Ungenannten so schweigen, bestärkt mich in der guten Meinung, die ich jederzeit von ihnen gehabt habe. Mit der gehörigen Vorsicht kann man ihrentwegen schreiben, was man will. Nicht das, was man ihnen nummt, sondern das, was man an dessen Stelle setzen will, bringt sie auf, und das mit Recht. Denn wenn die Welt mit Unwahrheiten soll hingehalten werden, so sind die alten, bereits gangbaren, ebenso gut dazu, als neue ...

Gotthold.

An Friedrich Nicolai.

Wolfenbüttel, den 20. Sept. 1777.

Liebster Freund, ...

Wenn ich Ihnen nur alte Lieder hatte schicken dürfen, ohne mich darum zu bekümmern, was Sie davon brauchen konnten oder nicht: so hätten Sie mit der ersten rückgehenden Post ein Paketchen bekommen sollen, wofür Ihnen das Porto mehr gekostet hätte, als Sie wahrscheinlich von der ganzen Entreprise des Almanachs einnehmen werden. Aber, da ich Ihnen nur so etwas schicken wollte, das Sie gleich in die Druckerei hätten senden können: so merkte ich je länger je mehr, daß ich nicht einmal recht wußte, was Ihnen am zuträglichsten wäre. — Etwas wirklich Gutes? — Das wäre gerade wider Ihre Absicht. Z. E. so etwas wie das Besenbinder-Lied, welches ich in meiner Kindheit von einem Besenbinder selbst gehört habe:

„Wenn ich kein Geld zum Saufen hab,
So geh und schneid ich Besen ab
Und geh die Gassen auf und ab
Und schreie: Kauft mir Besen ab!
Damit ich Geld zum Saufen hab.“

Denn was ſind alle neue Trinklieder gegen dieſes alte? Und wenn es dergleichen unter dem Volke gabe, ſo mußte uns wahrlich die Aufhebung derſelben eine ſehr angelegene Sache ſein. Sie aber wollen über das Angelegene dieſer Sache gerade ſpotten. — Eben fällt mir noch eins von dieſem beſſern Schläge bei

„Ich bin den Barfuß Monchen gleich:
Sie ſind arm, und ich nicht reich;
Sie trinken kein Fleiſch, ich eſſe keinen Wein:
Wie konnt' ich ihnen denn gleicher ſein?
Aber in einem ſind wir zuwider,
Wenn ſie aufſtehen, leg ich mich erſt nieder.“

Oder ſollte ich Ihnen etwas von der ganz verfehnten Art ſchicken? Lieder, die gelehrte und ſtudierte Reimſchmiede des 14. und 15. Jahrhunderts gemacht haben, die in allem Ernſte etwas Gutes machen wollten und nicht konnten? Dergleichen Lieder, wurde man geſagt haben, ſind gerade keine Volkslieder. — Alſo hatte ich bloß auf ſolche Lieder aufmerkſam ſein muſſen, die man mit ihrem rechten Namen Pöbelſlieder nennen ſollte? Denn auf Vermengung des Pöbels und Volkes kommt der ganze Spaß doch nur an. Z. B.:

„Ich ſtieg auf einen Birnenbaum, Birnenbaum,
Ruben wollt ich graben:
So hab ich all mein Leben lang
Keine beſſre Pflaumen geſſen“ etc.

Oder:

„Ich wollt' gern ſingen und weiß nicht wie,
Von meinem Buhlen, der iſt nicht hier“ etc.

Oder:

„Ich hab mein Tag nicht gut getan,
Habs auch noch nicht im Sinn.
Und wo ich einmal geweſen bin,
Da darf ich nimmer hin, nimmer hin. —“

Oder:

„Unſer Knecht und unſre Magd
Haben einander genommen.
Hinterm Ofen auf der Bank
Sind ſie ſammengekommen. —“

Oder:

„Ein Brautlein wollt' nit gehn zu Bett,
Nit weiß, ob ſie es hatt' verredt“ etc.

Das Schlimmſte war nur bei den Liedern von dieſer Art, daß ich die wenigſten ganz zuſammenfinden konnte. Außer das letzte; von

welchem ich aber glaube, daß es Eschenburg schon in dem Museo hat drucken lassen. Und hierbei muß ich Ihnen dazu sagen, daß ich schon vor vielen Jahren Hrn. Eschenburg das Anziehendeste gegeben habe, was ich von diesem Schrot und Korn in der Bibliothek gefunden.

Also, mein lieber Nicolai, haben Sie mich mit Ihrem Verlangen um manche schöne Stunde gebracht, ohne daß sie Ihnen zu Nutze gekommen. Ich würde Ihnen diesen Zeitverlust auch wahrlich sehr hoch anrechnen, wenn ich nicht dabei eine andere gute Spur hätte verfolgen können, von der ich Ihnen wohl ein andermal schreibe. . . .

Hiermit leben Sie für diesmal wohl, und bleiben Sie mein Freund.

Der Ihrige
Lessing.

An Karl Lessing.

Wolfenbüttel, den 20. Sept. 1777.

Mein lieber Bruder, . . .

Es fällt mir bei, Dich noch um eine Gefälligkeit zu bitten. In dem *Mercur de France* vom Jahre 1760-69 befindet sich eine aus dem Spanischen übersetzte Komodie, in der ein gemeiner Mann, der ich weiß nicht mehr welche sonderbare Gerichtsbarkeit hatte, vermoge solcher sich an einem vornehmen Manne selbst Recht schaffte, der seine Tochter verführt hatte. Es ist mir ein Umstand eingefallen, wodurch dieses Stück, das mir außerordentlich gefallen, sich vollkommen verdeutschen (etwas mehr als übersetzen) ließe. Nun erinnere ich mich, daß Nicolai den *Mercur* von diesen Jahren hatte. Sei doch also so gut und suche mir den Band, worin gedachtes Drama steht, je eher je lieber in einer müßigen Stunde auf, ehe mir der Einfall wieder aus dem Kopfe kommt. Ich konnte Dir wenigstens damit eine Arbeit unter den Fuß geben, die alle Anlage hatte, für unser Theater sehr interessant zu werden.

An Johann Joachim Eschenburg.

Wolfenbüttel, den 31. Dez. 1777.

Mein lieber Eschenburg,

Ich ergreife den Augenblick, da meine Frau ganz ohne Besonnenheit liegt, um Ihnen für Ihren gutigen Anteil zu danken. Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn! denn er hatte so viel Verstand! so viel Verstand! – Glauben Sie nicht, daß die

wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich sage – War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisern Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er so bald Unrat merkte? – War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen? – Freilich zerrt mir der kleine Rüsselkopf auch die Mutter mit fort! – Denn noch ist wenig Hoffnung, daß ich sie behalten werde. – Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen! Aber es ist mir schlecht bekommen.

Lessing.

An Johann Joachim Eschenburg.

Wolfenbittel, den 10. Januar 1778.

Lieber Eschenburg,

Meine Frau ist tot; und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viel dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können zu machen, und bin ganz leicht. – Auch tut es mir wohl, daß ich mich Ihres, und unsrer übrigen Freunde in Braunschweig, Beileids versichert halten darf.

Der Ihrige

Lessing.

An Karl Lessing.

Wolfenbittel, den 12. Jan. 1778.

Mein lieber Bruder,

Zu was für einem traurigen Boten an meinen Stiefsohn muß ich Dich machen! – Und gleichwohl weiß ich, daß Dein gutes Bruderherz selbst noch haben durfte, vorbereitet zu werden. – Seine gute Mutter, meine Frau, ist tot. Wenn Du sie gekannt hattest! – Aber man sagt, es sei nichts als Eigenlob, seine Frau zu rühmen. Nun gut, ich sage nichts weiter von ihr. Aber wenn Du sie gekannt hattest! Du wirst mich, fürchte ich, nie wieder so sehen, als unser Freund Moses mich gefunden hat: so ruhig, so zufrieden in meinen vier Wänden! – Gib den Einschuß nicht eher in die Hände des jungen Menschen, als bis Du ihn so gut vorbereitet hast, als Dir möglich. Laß ihn auch nicht eher abreisen, als bis er sich beruhigt hat. Er kann seine Mutter auch tot nicht mehr sehen, denn sie ist diesen Morgen schon begraben worden. Sollte er zu seiner Rückreise Geld brauchen, so schieße es ihm vor! Du sollst es mit der nächsten Post bar zurückhaben, wie auch die letzte Auslage, die ich so schändlich vergessen habe. Lebe

wohl, und laß mich von Dir und Deiner lieben Frau bald eine Nachricht hören, wie ich Dir von mir und meiner Frau zu geben hoffte, aber wirklich zu geben unstreitig nicht verdiente.

Gotthold.

An Johann Joachim Eschenburg.

Wolfenbittel, den 14 Jan. 1778.

Mein lieber Eschenburg!

Gestern Morgen ist mir der Rest von meiner Frau vollends aus dem Gesichte gekommen. — Wenn ich noch mit der einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen konnte, die andre Hälfte in Gesellschaft dieser Frau zu verleben: wie gern wollte ich es thun. Aber das geht nicht: und ich muß nur wieder anfangen, meinen Weg allein so fort zu dusein. Ein guter Vorrat vom Laudano literarischer und theologischer Zerstreuung wird mir einen Tag nach dem andern schon ganz leidlich überstehen helfen. — Haben Sie, zum Behuf der letztern, doch die Gute, liebster Freund, und lassen Sie mir aus Ihrem großen Johnson den ganzen Artikel *Evidence* mit allen Beweisstellen abschreiben. Ich erinnere mich, einmal da etwas gelesen zu haben, dessen ich mich doch nicht recht erinnern kann. Lassen Sie es nur von der nämlichen Hand abschreiben, welche den Goezischen Artikel abgeschrieben. Wenn ich nach Braunschweig komme, will ich für beides bezahlen.

Der Ihrige

Lessing.

An Johann Albert Heinrich Reimarus.

Wolfenbittel, den 6 April 1778.

Wertester Freund,

Ihr Stillschweigen ließ mich befürchten, daß Sie auf mich ungehalten wären. Und wie leicht hatten Sie es werden können, wenn man Ihnen solch Zeug in den Kopf zu setzen gesucht. Ich will den sehen, dem ich gesagt habe, daß Ihr sel. H. Vater der Verfasser der Fragmente sei! Ich habe so vielerlei Vermutungen über den wahren Verfasser anhören, so vielerlei Ausfragen desfalls aushalten müssen: daß es zwar wohl sein kann, daß ich unter denen, auf welche man geraten, auch manchem Ihren H. Vater mit genannt habe; denn allerdings haben nicht wenige auf ihn geraten, und mancher hat mir eine große Heimlichkeit zu vertrauen geglaubt, wenn er ihn mir als den ungezweiften Urheber nicht bloß der Fragmente, sondern eines

vollig ausgearbeiteten Buchs nach dem Plane der Fragmente, das sich ich weiß nicht in wessen Händen befinde, nennen zu können geglaubt. Aber wer da sagt, daß ich ihn für meinen Kopf, und nicht aus fremder Vermutung, dafür ausgegeben habe, der sagt es wie ein Schurke. Diesen Trumpf will ich öffentlich darauf setzen, wenn Sie es haben wollen und nicht vielmehr für besser halten, die ganze Rede unangefochten lieber mit der Zeit fallen zu lassen. Die Theologen werden keine Narren sein, sie zu verbreiten und glaublich zu machen. Hat sie nicht auch schon Wittenberg für eine schwarze Verleumdung in seinem Postreuter erklärt? Wer wird diesem großen Manne zu widersprechen wagen und Ihnen, trotz dieser Erklärung, unerweisliche Handel machen wollen?

Indes will ich doch, bei erster Gelegenheit, ein Wort von der unnötigen Neugierde nach dem Verfasser nicht allein überhaupt sagen, sondern mich auch in specie wegen Ihres Herrn Vaters so erklären, daß man es gewiß künftighin soll bleiben lassen, sich desfalls auf mich zu berufen. Diese Gelegenheit wird sich auch sehr bald finden, indem ich noch ein Fragment, und zwar das letzte, nicht in den Beiträgen, sondern besonders, eben jetzt drucken lasse. Ich werde durch Maschos albernes Geschwätz dazu gezwungen; von dem ich übrigens kaum glauben kann, daß er Ihren Herrn Vater in Verdacht haben sollte, indem er von dem vermeintlichen Verfasser Dinge wissen will, die auf diesen gar nicht passen würden.

Ich habe es mit ihm schon vorläufig in beiliegender Schnurze zu tun; deren eigentlicher Gegenstand aber immer noch Goeze ist. Und so eine Schnurze soll Goeze unfehlbar jederzeit haben, so oft er in seinen fr. Beiträgen eine Sottise wider mich und meinen Ungenannten sagt. Dazu bin ich fest entschlossen, und sollte aus dem Antigoetze eine formliche Wochenschrift werden, so langweilig und unnütze, als nur jemals eine in Hamburg geschrieben und gelesen worden. Meine Axiomata haben Sie doch nun auch gelesen? Gleichwohl will ich sie nebst der Duplik und den beiden fliegenden Blättern, die vorhergegangen, noch mit beilegen, damit Sie wenigstens alles haben, was in dieser Katzbalgerei gedruckt worden.

Die Erziehung des Menschengeschlechts ist von einem guten Freunde, der sich gern allerlei Hypothesen und Systeme macht, um das Vergnügen zu haben, sie wieder einzureißen. Diese Hypothese nun wurde freilich das Ziel gewaltig verrücken, auf welches mein Ungenannter im Anschläge gewesen. Aber was tuts? Jeder sage, was ihm Wahrheit dunkt, und die Wahrheit selbst sei Gott empfohlen!

Leben Sie recht wohl, und beehren Sie mich bald wieder mit einem Briefe. Zusprache von meinen Freunden tut mir itzt desto wohler, je nothiger mir sie ist. Sie werden es kaum glauben, daß ich die mutwilligsten Stellen in meinen Schnurren oft in sehr truben Augenblicken geschrieben habe. Jeder zerstreut sich so gut, als er kann. Meinen Empfehl an die Ihrigen!

Dero ergebenster Freund und Diener
Lessing.

An Herzog Karl von Braunschweig.

Wolfenbüttel, den 11. Juli 1778.

Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigster Herr,

Was Ewr. Durchlaucht, unterm 8. h. an die Waisenhausbuchhandlung zu erlassen geruhet, ist mir von dem Vorsteher derselben nachrichtlich mitgeteilet worden und hat mich in die äußerste Bestürzung gesetzt. Da ich aber der gerechten Hoffnung lebe, daß Ewr. Durchlaucht auch noch ein Ohr für mich offen behalten haben, so unterstehe ich mich, Hochstdenenselben den wahren Zusammenhang der Sache folgendermaßen vorzulegen.

Es ist allerdings wahr, daß, als unterm 13. Febr. 1772 Ewr. Durchlaucht die Gnade hatten, mich von der Zensur der Beiträge zu dispensieren, solches unter der Klausel geschah, nichts drucken zu lassen, was die Religion und guten Sitten beleidigen könne. Allein diese Klausel habe ich nur so verstehen können, daß ich, in meiner Person, aus meinem Kopfe, in einem dogmatisierenden, affirmativen Tone, nichts solle drucken lassen, was, der Religion besonders, entgegen sei; und in diesem Verstande ist mir nichts heiliger gewesen als diese Klausel. Denn ich habe das Zeugnis von ganz Deutschland vor mir, daß ich mich bei aller Gelegenheit als den orthodoxesten Verteidiger der Lutherschen Lehre erwiesen habe; und ich darf sicher jeden auch noch so skrupulösen Theologen auffordern, mir, in den Beiträgen besonders, das geringste zu zeigen, was mich in den Verdacht der Heterodoxie bringen konnte.

Sonach muß es mich denn aber auch doppelt befremden, daß der Konzipient von Ewr. Durchlaucht Reskripte gedachte Klausel nunmehr sogar dahin ausdeuten will, als ob mir dadurch untersagt worden, daß selbst von dem, was ich von fremder Arbeit aus Manuskripten bekannt machen wurde, nichts die Religion betreffen müsse. Dieses

kann Ewr. Durchlaucht Meinung unmöglich gewesen sein, indem es von jeher erlaubt gewesen, die Einwurfe der Ungläubigen gegen die Religion bekannt zu machen, damit man den Rechtgläubigen Gelegenheit verschaffe, darauf antworten zu können, und unser Glaube den Vorwurf nicht haben durfe, daß man irgend etwas, was dagegen gesagt werden kann, unterdrücke. Ich selbst wurde auch eher mein ganzes Unternehmen mit den Beiträgen ganzlich aufgeben, als mich einer so unchristlichen Einschränkung, die Ewr. Durchlaucht so wenig ähnlich sieht, haben unterwerfen wollen. Noch konnte ich anführen, daß ich zum Überflusse die Fragmente quaestionis sofort selbst mit einer Widerlegung versehen habe, die von unverdächtigen Lutherischen Theologen gebilliget und zum Teil mehr gelobet worden, als mir die Bescheidenheit nachzusagen erlaubt. Doch ich will alles das lieber beiseitesetzen, weil ich doch annehmen muß, daß der Konzipient des Reskripts Ewr. Durchlaucht wenigstens soweit richtig verstanden habe, daß Hochstdieselben ein für allemal es mißbilligen, daß ich eben von diesem Ms Gebrauch gemacht habe, und durchaus nicht wollen, daß davon mehr Gebrauch gemacht werde. Das ist mir genug: ich betauere und gehorche.

Allein der eigentliche Punkt, worüber ich mich gedrungen sehe, Ewr. Durchlaucht die flehentlichsten Vorstellungen zu machen, ist ein ganz anderer, betrifft die Fragmente gar nicht und kann von mir unmöglich als ein Gegenstand Hochstdieselben Mißbilligung angesehen werden; sofern ich nicht voraussetzen will, daß Ewr. Durchlaucht nur sehr einseitige Berichte darüber erhalten haben.

Es hat nämlich der Konzipient des Reskripts seine Worte so zu stellen für gut gefunden, als ob nunmehr Ewr. Durchlaucht nicht allein die Fragmente, sondern auch alles und jedes, was durch diese Fragmente veranlaßt worden, der Buchhandlung zu debitorieren verboten. Nun aber bin ich für meine eigene Person, auf Veranlassung meiner Widerlegung besagter Fragmente, in eine Streitigkeit verwickelt worden, die ich unmöglich so abrechnen und liegen lassen kann. Denn ich bin in dieser Streitigkeit nicht der angreifende Teil, sondern der angegriffene. Ich bin von einem Manne angegriffen worden, von dem es genugsam bekannt ist, wie intolerant er gegen die unschuldigsten Meinungen ist, sobald es nicht vollkommen seine Meinungen sind. Ich bin von ihm mit einer Wut angegriffen worden, gegen welche das Bitterste, was ich ihm noch zur Zeit geantwortet habe, nur Komplimente sind. Ich bin mit dieser Wut über Dinge von ihm angegriffen worden, die auf die Wahrheit der christlichen Religion gar keinen Einfluß haben, ob sie schon sonst von genugsamer Wichtig-

keit sind, bei dieser Gelegenheit näher erörtert zu werden. Freilich stellt er diese Dinge so vor, als ob dadurch „die Religion in ihrem Grunde erschüttert, lächerlich und verächtlich gemacht wurde“; aber es ist nur seine Religion, die das zu besorgen hat, und wenigstens zwei Dritteile der Lutherschen Gottesgelehrten haben längst erklärt, daß sie mit seiner Religion nichts wollen zu schaffen haben.

Ich tue nichts Unanständiges, wenn ich annehme, daß alle diese Umstände Ewr. Durchlaucht nicht bekannt gewesen: ich wurde vielmehr etwas sehr Unanständiges begehen, wenn ich mir einbilden wollte, daß Ewr. Durchlaucht Zeit genug gehabt hätten, sich um die eigentlichen Umstände eines Schulgezanks zu bekümmern. Aber ich bin auch hierdurch um soviel berechtigter, Ewr. Durchlaucht untertänigst zu bitten, mir nicht auf einmal ungehörter Weise den gnadigen Herrn zu entziehen, den ich in jedem Falle, weit über mein Vermuten, in Ewr. Durchlaucht bisher gefunden zu haben, mich zeitlebens ruhen werde.

Daß dieses nicht geschehen, daß dieses nicht geschehen könne, werde ich nur daraus zu schließen befugt sein, wenn Ewr. Durchlaucht diese Kleinigkeit einer zweiten Überlegung würdigen und der Buchhandlung des Waisenhauses näher bedeuten lassen wollen, daß unter dem Verbote der Fragmente meine Antigoezischen Blätter nicht gemeinet sind und sie solche nach wie vor, ohne Zensur, in ihrem Verlage drucken lassen könne.

Ich ersterbe in tiefster Devotion

Ewr. Durchlaucht untertänigster Knecht,

Lessing.

An Elise Reimarus.

Wolfenbüttel, den 2. Aug. 1778.

Ihre Besorgnis, meine vortreffliche Freundin, ist mir sehr schmeichelfhaft. Und doch muß ich Sie bitten, sich ihrer nur ganz zu entschlagen. Die Sache ist bei weitem so schlimm nicht, als Sie fürchten. Freilich hat man das neue Fragment konfisziert und will mir das weitere Schreiben in diesen Dingen untersagen. Aber über den letzten Punkt beiße ich mich noch trefflich herum, und ich hoffe, daß Goeze die Freude nicht erleben soll, daß ich meine Batterie wenigstens verlegen muß. Man hat sich die Abwesenheit des Erbprinzen und die Schwachheit des alten Herzoges, der selbst wenig mehr nachsehen und unterschreiben kann, zunutze zu machen gewußt. Allein die Versicherung, daß beide an dem ganzen Handel wenig oder gar keinen Anteil nehmen,

gibt mir um soviel freier Feld, mich gegen das Ministerium so mau-
sicht zu machen, als ich nur Lust habe. Allerdings konnte es wohl
dahin kommen, daß ich mich endlich gedrungen sähe, meinen Ab-
schied zu fodern, den die Herren, die mir ihn geben wurden, schon
zu seiner Zeit verantworten sollten. Doch was wäre das auch mehr?
Goeze und Kompanie sollten dabei so wenig gewinnen, daß alle und
jede, welche das Wasser diesen Weg ableiten wollen, ihr Unter-
nehmen wohl betauern sollten. Denn, im ganzen die Sache zu
nehmen, stehe ich für meine Person so sicher, als ich nur stehen kann;
und den Spaß hoffe ich noch selbst zu erleben, daß die meisten Theo-
logen auf meine Seite treten werden, um mit Verlust eines Fittichs
noch eine Weile den Rumpf zu retten. — Kurz: machen Sie sich,
meine beste Freundin, meinethwegen nicht den geringsten Kummer.
Ich will gewiß keinen unüberlegten Schritt tun; wär' es auch nur,
um mich nicht von einer Bibliothek zu entfernen, die mir zu Fort-
setzung meines Streits bald unentbehrlich werden möchte. — Die
Erinnerung, daß es Ihnen nicht gleichgültig ist, welche Wendung
mein Schicksal nehmen durfte, wird mich manchen Augenblick, in
welchem der Verdruß, mit so armseligen Schurken angebunden zu
haben, die Oberhand zu gewinnen drohet, wieder beruhigen und
aufheitern. Leben Sie recht wohl!

Dero ergebenster Freund,

Lessing.

An Elise Reimarus.

Wolfenbüttel, den 9. Aug 1778.

Ich bin mir hier ganz allein überlassen. Ich habe keinen einzigen
Freund, dem ich mich ganz anvertrauen könnte. Ich werde täglich
von hundert Verdrießlichkeiten besturmt. Ich muß ein einziges Jahr,
das ich mit einer vernunftigen Frau gelebt habe, teuer bezahlen. Ich
muß alles, alles aufopfern, um mich einem Verdachte nicht auszu-
setzen, der mir unerträglich ist. Wie oft mochte ich es verwünschen,
daß ich auch einmal so glücklich sein wollen als andere Menschen!
Wie oft wünsche ich, mit eins in meinen alten isolierten Zustand
zurückzutreten; nichts zu sein, nichts zu wollen, nichts zu tun, als
was der gegenwärtige Augenblick mit sich bringt! — Sehen Sie,
meine gute Freundin, so ist meine wahre Lage. Haben Sie also bei so
bewandten Umständen auch wohl recht, daß Sie mir raten, bloß
um einem elenden Feinde keine Freude zu machen, in einem Zu-
stande auszudauern, der mir längst zur Last geworden? — Ah, wenn

er wußte, dieser elende Feind, wie weit unglücklicher ich bin, wenn ich ihm zum Possen hier aushalte! – Doch ich bin zu stolz, mich unglücklich zu denken, – knirsche eins mit den Zähnen – und lasse den Kahn gehen, wie Wind und Wellen wollen. Genug, daß ich ihn nicht selbst umstürzen will! –

Es freuet mich, daß Sie die Taktik meines letzten Bogens so gut verstehen. Ich will ihm Evolutiones vormachen, deren er sich gewiß nicht versteht. Denn da er sich nun einmal verredet hat und wissen will, nicht was ich von der christlichen Religion glaube, sondern was ich unter der christlichen Religion verstehe: so habe ich gewonnen, und die eine Hälfte der Christen muß mich immer gegen die andere in meinem Bollwerke schützen. So trennte Paulus das Syne-drium; und ich, ich darf nur zu verhindern suchen, was ohnedem nicht geschehen wird: nämlich nur zu verhindern suchen, daß die Papisten nicht Lutheraner und die Lutheraner nicht Papisten werden.

Ich danke Ihnen für die guten Wünsche zu Fortsetzung meiner Streitigkeit. Aber ich brauche sie kaum. denn diese Streitigkeit ist nun schon mein Steckenpferd geworden, das mich nie so herabwerfen kann, daß ich den Hals notwendig brechen mußte. Den Stall wird man meinem Steckenpferde gewiß hier auch nicht versagen, wenn ich ihn nicht selbst aufkündige.

Leben Sie recht wohl, meine werteste Freundin! Und sobald sich der Hohepriester nur mit einer Silbe gegen meine notige Antwort regt. so haben Sie doch ja die Gute, mir es zu schicken.

Dero ganz ergebenster

L.

An Karl Lessing.

Wolfenbittel, den 11. Aug. 1778.

Mein lieber Bruder,

Ich habe den Bogen erhalten und danke Dir und unserm Voß für die prompte Besorgung. Es wird auf Goezen ankommen, ob meine künftigen Antworten klein oder groß werden. Materie hätte ich zu Folianten; und auch bogenweise lassen sich Folianten zusammenschreiben.

Noch weiß ich nicht, was für einen Ausgang mein Handel nehmen wird. Aber ich mochte gern auf einen jeden gefaßt sein. Du weißt wohl, daß man das nicht besser ist, als wenn man Geld hat, soviel man braucht; und da habe ich diese vergangene Nacht einen narrischen

Einfall gehabt. Ich habe vor vielen Jahren einmal ein Schauspiel entworfen, dessen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat, die ich mir damals wohl nicht träumen ließ. Wenn Du und Moses es für gut finden, so will ich das Ding auf Subskription drucken lassen, und Du kannst nachstehende Ankündigung nur je eher je lieber ein paar hundertmal auf einem Oktavblatte abdrucken lassen und ausstreuen, so viel und so weit Du es für nötig haltst. Ich möchte zwar nicht gern, daß der eigentliche Inhalt meines anzukündigenden Stücks allzufrüh bekannt wurde, aber doch, wenn Ihr, Du oder Moses, ihn wissen wollt, so schlägt das Decamerone des Boccaccio auf. Giornata I, Nov. III, Melchisedech Gudeo. Ich glaube, eine sehr interessante Episode dazu erfunden zu haben, daß sich alles sehr gut soll lesen lassen, und ich gewiß den Theologen einen argen Possen damit spielen will als noch mit zehn Fragmenten. Antworte mir, wenn Du kannst, unverzüglich.

Gotthold.

An Elise Reimarus.

Wolfenbüttel, den 6. Sept. 1778.

Meine werthe Freundin, ich danke Ihnen für die gutige Übersendung des 3ten Stücks meiner Schwachen, die ein wenig stark zu werden anfangen. Meine Antwort darauf ist schon fertig, und ich wurde eine Abschrift davon beilegen, wenn ich sie Ihnen nicht lieber – selbst bringen wollte. In allem Ernste ich bin in einigen Tagen in Hamburg, und wenn die Geschäfte, die mich dahin bringen, auch wohl die angenehmsten nicht sein durften, so weiß ich doch schon das Haus, wo ich wenigstens einige vernugte Stunden werde zubringen können. Ich empfehle mich Ihnen und diesem ganzen Hause, von dem ich nur noch im voraus besorge, daß ich meine Besuche in selbigem mehr nach der Klugheit als nach meiner Neigung werde einrichten müssen.

Das Angeschlossene ist eine Ankündigung, über welche meine Freunde sich zum Teil wundern werden. Aber wenn Sie im Decamerone des Boccacaz (I, 3) die Geschichte vom Juden Melchisedech, welche in meinem Schauspiele zum Grunde liegen wird, aufschlagen wollen, so werden Sie den Schlüssel dazu leicht finden. Ich muß versuchen, ob man mich auf meiner alten Kanzel, auf dem Theater wenigstens, noch ungestört will predigen lassen.

Mündlich bald ein mehreres.

Dero ergebenster Freund,

Lessing.

An Karl Lessing.

Wolfenbittel, den 20. Okt. 1778.

Lieber Bruder, . . .

Itzt ist man hier auf meinen „Nathan“ gespannt und besorgt sich davon, ich weiß nicht was. Aber, lieber Bruder, selbst Du hast Dir eine ganz unrechte Idee davon gemacht. Es wird nichts weniger als ein satirisches Stuck, um den Kampfplatz mit Hohngelächter zu verlassen. Es wird ein so ruhrendes Stuck, als ich nur immer gemacht habe, und Herr Moses hat ganz recht geurteilt, daß sich Spott und Lachen zu dem Tone nicht schicken wurde, den ich in meinem letzten Blatte angestimmt (und den Du auch in dieser Folge beobachtet finden wirst), falls ich nicht etwa die ganze Streitigkeit aufgeben wollte. Aber dazu habe ich noch ganz und gar keine Lust, und er soll schon sehen, daß ich meiner eigenen Sache durch diesen dramatischen Absprung im geringsten nicht schade. . . .

Gotthold.

An Karl Lessing.

Wolfenbittel, den 7. Nov. 1778.

Mein lieber Bruder, . . .

Mein „Nathan“, wie mir Professor Schmid und Eschenburg bezeugen können, ist ein Stück, welches ich schon vor drei Jahren, gleich nach meiner Zuruckkunft von der Reise, vollends aufs Reine bringen und drucken lassen wollen. Ich habe es itzt nur wieder vorgeschickt, weil mir auf einmal befiel, daß ich, nach einigen kleinen Veränderungen des Plans, dem Feinde auf einer andern Seite damit in die Flanke fallen könne. Mit diesen Veränderungen bin ich nun zu Rande, und mein Stuck ist so vollkommen fertig, als nur immer eins von meinen Stucken fertig gewesen, wenn ich sie drucken zu lassen anfang. Gleichwohl will ich noch bis Weihnachten daran flicken, polieren und erst zu Weihnachten anfangen, alles aufs Reine zu schreiben und à mesure abdrucken zu lassen, daß ich unfehlbar auf der Ostermesse damit erscheinen kann. Fruher habe ich damit nie erscheinen wollen; denn Du erinnerst Dich doch wohl, daß ich in meiner Ankündigung zu Weihnachten vorher die Zahl der Subskribenten zu wissen verlangt habe.

Und also wäre der eine Punkt, über den Herr Voß gewiß sein mochte, ohne alle Schwierigkeit. Ostern 1779 ist mein Stuck gedruckt, und wenn auch nicht zwanzig Personen darauf subskribiert hätten, — und wenn ich es für mein eigenes Geld mußte drucken lassen.

Auch konnte ich über den zweiten Punkt ihn völlig beruhigen. Mein Stück hat mit unsern itzigen Schwarzrocken nichts zu tun, und ich will ihm den Weg nicht selbst verhauen, endlich doch einmal aufs Theater zu kommen, wenn es auch erst nach hundert Jahren wäre. Die Theologen aller geoffenbarten Religionen werden freilich innerlich darauf schimpfen; doch dawider sich öffentlich zu erklären, werden sie wohl bleiben lassen. . . .

Gotthold.

An Karl Wilhelm Ramler.

Wolfenbüttel, den 18. Dez. 1778.

Allerdings, mein lieber Ramler, bin ich Ihnen eine Entschuldigung schuldig, warum ich in dem ersten versifizierten Stucke, das ich mache, nicht unser verabredetes Metrum gebraucht habe. Die reine laute Wahrheit ist, daß es mir nicht geläufig genug war. Ich habe Ihnen „Cephalus“ wohl zehnmal gelesen; und doch wollten mir die Anapästien niemals von selbst kommen. Sie in den fertigen Vers hineinflicken, das wollt ich auch nicht. — Aber nur Geduld! Das ist bloß ein Versuch, mit dem ich eilen muß, und den ich so ziemlich in Ansehung des Wohlklanges von der Hand wegschlagen zu können glaube. Denn ich habe wirklich die Verse nicht des Wohlklanges wegen gewählt: sondern weil ich glaubte, daß der orientalische Ton, den ich doch hier und da angeben müsse, in der Prose zu sehr auffallen dürfte. Auch erlaube, meinte ich, der Vers immer einen Absprung eher, wie ich ihn itzt zu meiner anderwertigen Absicht bei aller Gelegenheit ergreifen muß. Mir gnuget, daß Sie nur so mit der Versifikation nicht ganz und gar unzufrieden sind. Ein andermal will ich Ihrem Muster besser nachfolgen. Doch muß ich Ihnen voraussagen, daß ich sechsfüßige Zeilen nie wählen werde. Wenn es auch nur der armseligen Ursache wegen wäre, daß sich im Drucken auf ordinärem Oktav die Zeilen so garstig brechen. — Ihre grammatikalischen Zettel sollen Ihnen unverloren sein: ich will sie fürs erste nur noch bei mir behalten, um den Inhalt desto gewisser zu befolgen. — Nur Fäden mochte ich doch lieber, als Faden, weil Faden sehr leicht für den Singularis genommen werden konnte, wenn der Artikel den nicht recht deutlich von dem unterschieden wurde. — Ihre Lesart im 201. Verse: Wem schmeichelt Ihr etc. ist eine wahre Verbesserung, die ich mit vielem Dank annehme. — Ich sende mit heutiger Post wieder einen ziemlichnen Flatschen an meinen Bruder. Wenn Sie auch den lesen: so tun Sie mir einen Gefallen;

und ich will ausdrücklich, daß Sie ihn länger als eine Stunde behalten können, um alle Ihre Anmerkungen zu haben. . . .

Lessing.

An Johann Gottfried Herder.

Wolfenbüttel, den 10. Jan. 1779.

Mein lieber Herder,

Sie sind sehr gutig, daß Sie nach zwei Briefen, die ich nicht so beantworten konnte, als ich gern wollte, und also lieber gar nicht beantwortete, mich noch des dritten würdigen. Sie glauben nicht, wie angenehm er mir gewesen, und wie dankbar ich gern dafür sein mochte. Denn er antwortet mir ungefragt auf mancherlei Dinge, wobei immer einer von meinen ersten Gedanken gewesen ist: Was wird Herder dazu sagen?

„Nathan“ kann nicht eher als in der Ostermesse erscheinen, und Sie sollen von Leipzig aus die verlangten Exemplare erhalten. Ich will hoffen, daß Sie weder den Prophet Nathan noch eine Satire auf Goetzen erwarten. Es ist ein Nathan, der beim Boccac (Giornata 1, Novella 3) Melchisedek heißt, und dem ich diesen Namen nur immer hatte lassen können, da er doch wohl wie Melchisedek, ohne Spur vor sich und nach sich, wieder aus der Welt gehen wird. *Introite, et hic Dei sunt!* kann ich indes sicher meinen Lesern zurufen, die dieser Fingerzeig noch unmutiger machen wollte.

Wo auch nur die Hoffnung herkommen konnte, die Fragmente ganz an das Licht zu bringen, weiß ich nicht. Nicht zwar, daß man mich abgeschreckt hätte, der Wahrheit diesen Dienst zu tun; sie mag sich nun endlich finden lassen, auf welcher Seite sie will. Sondern weil ich wirklich das ganze Manuskript nicht in Händen habe und es nur bei Leuten gelesen habe, die entweder viel zu eifersüchtig oder viel zu furchtsam damit sind, als daß sie mir es anvertrauen mochten; so viel und heilig ich auch die vom letztern Schläge versichert habe, daß ich alle Gefahr auf mich allein nehmen wolle.

Was Ihnen Weygand geschrieben, hat er nicht recht von mir eingenommen. Nicht deutsche Volkslieder, sondern deutsche Volksgedichte habe ich herausgeben wollen. Von Liedern habe ich bei unsern Alten wenig oder nichts gefunden, was der Erhaltung wert ware; ich habe mich vielmehr gewundert, woher Sie noch soviel aufgetrieben. Dem poetischen Genie unsrer Vorfahren Ehre zu machen, mußte man auch wohl mehr das erzählende und dogmatische als das lyrische Fach wählen. In dem Fache, welches aus jenen beiden zu-

sammengesetzt ist, getraute ich mir z. E. eine Sammlung Fabeln und Erzählungen zu liefern, wie sie kein Volk aus so frühen Zeiten in Europa besser haben mußte. Und gleichwohl waren es weder Erzählungen noch Fabeln, was ich unter dem Namen deutscher Volksgedichte bekannt machen wollte. Sondern es waren teils Priameln, teils Bilderreime — Priameln, wovon itzt noch kaum der Name mehr bekannt ist, waren im 13. und 14. Jahrhundert eine Art von kurzen Gedichten, die ich gern das ursprünglich deutsche Epigramm nennen mochte; alle moralischen Inhalts, obgleich nicht alle von dem zuchtigsten Ausdrucke. Die Bibliothek besitzt davon ansehnliche Sammlungen, von mehr als einer Hand geschrieben. Damit Sie sich einen Begriff davon machen können, will ich einige von denen, die ich abgeschrieben habe, beilegen. Schreiben Sie mir aufrichtig, ob mich das Altertum nicht verleitet, mehr daraus zu machen, als sie verdienen. — Unter Bilderreimen versteh ich die Gedichte, welche sich am Ende des 16. Jahrhunderts, bis gegen die Mitte des folgenden, so häufig auf einzeln fliegenden Kupferstichen oder Holzschnitten, satirisch-moralischen und satirischpolitischen Inhalts, befinden, deren ich eine ziemliche Menge gesammelt habe, und die zum Teil, selbst von der Seite der Kunst, nichts weniger als zu verachten sind. Aus diesen zwei Quellen also wollte ich meine Volksgedichte schöpfen, von welchen ich zweifle, ob sich irgend etwas davon zu Ihrem Plane schicken mochte. . . .

Daß aus Bertuchs Hans Sachsen nichts wird, habe ich ungern gelesen. Ich wollte eben an ihn schreiben und ihn bitten, wenn er doch so viele Alphabete Reime drucken ließ, doch noch einige Bogen Prosa von dem nämlichen Verfasser beidrucken zu lassen: ware es auch nur, um zu sehen, wie Hans Sachsens Prosa gewesen. Denn daß Hans Sachsens prosaische Aufsätze auch ein ganz sonderbares Monument in der Reformationgeschichte sind, wird mir freilich keiner auf mein Wort glauben, der sie nicht gelesen hat. . . .

Leben Sie recht wohl. Sie sehen, ich mache noch weniger Umstände, wenn ich an einen Mann schreibe, den ich so von Grund des Herzens hochschätze.

Lessing.

An Karl Lessing.

Wolfenbittel, den 18. April 1779.

Mein lieber Bruder, . . .

Es kann wohl sein, daß mein „Nathan“ im Ganzen wenig Wirkung tun wurde, wenn er auf das Theater käme, welches wohl nie geschehen

wird Genug, wenn er sich mit Interesse nur liest, und unter tausend Lesern nur einer daraus an der Evidenz und Allgemeinheit seiner Religion zweifeln lernt . .

Gotthold.

An Johann Gottfried Herder.

Wolfenbüttel, d. 25 Jan 1780.

Meine späte Antwort müssen Sie diesmal bloß dem Verlangen zuschreiben, Ihnen in der Hauptsache so zu antworten, als Sie es zu wünschen schienen. Sie verlangten die Fortsetzung meiner Freimaurer-Gespräche, und ich hatte die einzige reine Abschrift davon sehr weit weg gelegen. In mein Brouillon konnte ich mich selbst nicht mehr finden; geschweige, daß ein anderer hätte klug daraus werden können. Endlich habe ich sie wieder erhalten; und hier ist sie.

Wenn Sie das Ding an Hamann senden: so versichern Sie ihn meiner Hochachtung. Doch ein Urteil darüber möchte ich lieber von Ihnen als von ihm haben. Denn ich wurde ihn doch nicht überall verstehen; wenigstens nicht gewiß sein können, ob ich ihn verstehe. Seine Schriften scheinen als Prüfungen der Herren aufgesetzt zu sein, die sich für Polyhistores ausgeben. Denn es gehört wirklich ein wenig Panhistorie dazu. Ein Wanderer ist leicht gefunden: aber ein Spaziergänger ist schwer zu treffen.

Mein Ungenannter scheint ein wenig Luft zu bekommen. Wenigstens haben Goeze und Semler sie ihm zu machen redlich gesucht, so wenig sie es auch werden Wort haben wollen. Und nun wird sich der Ungenannte schon selbst so weit helfen, als er sich, nach den Gesetzen einer hohen Haushaltung, helfen soll. Auf mein eignes Glaubensbekenntnis habe ich mich bereits eingelassen; wenigstens mich darüber ausgelassen. Denn zum einlassen gehören zwei; und nachdem ich es als ein ehrlicher Mann getan, hat niemand davon etwas weiter zu wissen verlangt. Vermutlich weil es noch zu orthodox war und hierdurch weder der einen noch der andern Partei gelegen kam. Ist er noch so weit zurück? dachten die einen. Wenn er nur das will, dachten die andern, was haben wir denn für einen Lärm über ihn angefangen?— Endlich werde ich, wenn man meine Meinung doch ganz und rein wissen soll, noch mit dem einzigen Walch anbinden müssen. Und darüber bin ich auch wirklich aus.

Ihre „Volkslieder“ sind mir sehr lieb und wert. Aber können Sie wohl glauben, daß ich Ihre „Plastik“ noch nicht gelesen habe? Und wenn ich mich auch gar nicht einmal dafür bedankt hätte! Es juckt mich alle Tage darnach, und doch fürchte ich mich davor. Die Ver-

satilität des Geistes verliert sich, glaube ich, von seinen Eigenschaften am ersten. Es kostet soviel Arbeit, mich umwalzen zu lassen, daß es kaum mehr der Muhe verlohnt, wenn ich nicht eine geraume Zeit in der neuen Lage wieder verweilen kann. Und das kann ich itzt noch nicht, wenn ich mich mit Ehren aus meinen theologischen Händeln ziehen soll.

Leben Sie recht wohl. Ich erspare mir alle Versicherungen der Hochachtung und Freundschaft, die, wo sie sich nicht von selbst verstehen, doch nur umsonst sind.

Lessing.

An Elise Reimarus.

Wolfenbittel, Anfang Nov. 1780.

So sehr ich nach Hause geeilt: so ungern bin ich angekommen. Denn das Erste was ich fand, war Ich selbst.

Und mit diesem Unwillen gegen mich selbst soll ich anfangen gesund zu sein und zu arbeiten?

„Freilich!“ hore ich meine Freunde mir nachrufen. „Denn ein Mann, wie Sie, kann alles, was er will.“

Aber, lieben Freunde, wenn das nur etwas anders hieße als: kann alles, was er kann. Und ob ich dieses Können jemals wieder fühlen werde: das, das ist die Frage!

Was taugt zwar unversucht?— Nun denn, meine liebe Freundin; weil Sie mir es auch raten: so sei es.

Ich werde Ihnen von meinem Befinden von acht Tagen zu acht Tagen sehr regelmäßig Nachricht geben. Und wenn ich das tue, nicht wahr: so ist mir schon halb geholfen?

Indes empfehle ich mich allen den Ihrigen und dem gesamten Campischen Hause bestens. — Wer in dieser Gesellschaft hatte bleiben können! — Wer aus dieser Gesellschaft nur einen einzigen hier hatte!

L.

An Elise Reimarus.

Wolfenbittel, den 28. Nov. 1780

Meine liebe Freundin,

Ich wette, Sie erraten nicht, was ich Ihnen diesmal zu melden habe. — Sie vermuten ohne Zweifel, eine besondere Krisis meiner Krankheit? — Das hat sich wohl! — Doch was nicht ist, das kann noch werden. Und der Tod selbst ist ja wohl auch eine Krisis der Krankheit. —

Ich komme eben von Braunschweig, wo mich der Herzog gestern rufen ließ, um mir kund zu thun, — was meinen Sie wohl? — Daß ihm sein Gesandter in Regensburg gemeldet, wie ihm der Sächsische Gesandte im Vertrauen eröffnet, daß nachstens an den Braunschweigischen Hof ein Excitatorium von dem gesamten Corpore Evangelicorum gelangen werde, um mich, als den Herausgeber und Verbreiter des schandlichen Fragments von dem Zwecke Christi und seiner Junger, zu verdienter Strafe zu ziehen

Dieses sagte mir der Herzog auf eine so freundschaftliche und beruhigende Art, daß ich es zuletzt fast bereuet hätte, ihm so gleichgültig und sicher darauf geantwortet zu haben. Wenigstens hatte ich es wohl unterlassen können, ihn ausdrücklich zu bitten, daß er sich meiner in keinem Stucke annehmen solle, sondern in allem, ohne die geringste Rücksicht auf mich, so verfahren möge, wie er glaube, daß ein deutscher Reichsstand verfahren müsse. Denn ich begreife nun wohl, daß eine solche Äußerung niemand verdient, der uns nützlich zu sein wünscht. Indes war an meiner murrischen Gleichgültigkeit doch auch gewiß nicht schuld, was Sie denken. Sie denken, das weiß ich wohl: ich mochte um alles in der Welt gern verfolgt sein; und bildeten sich ein, daß mir nichts weher tut, als wenn man sich nicht einmal mit mir einlassen will. — Aber, meine Liebe, wie weit sind Sie noch entfernt, mich zu kennen, wenn Sie das im Ernste von mir denken! Kann sein, daß allenfalls manchemals eben das in mir vorgeht, was bei jenem Bastard eines großen Herrn vorging, der nicht sagen wollte, wer er sei, und sich lieber wollte unschuldig hängen lassen, nur um seinem Richter recht schwere Verantwortung bei seinem Vater zu machen. Denn im Grunde mag ich mich doch auch wohl dabei trösten, daß am Ende jemand kommen wird, der dem Richter zuruft: Richter, seid Ihr des Teufels, daß Ihr unsers gnädigen Herrn Bastard wollt hängen lassen? Und weiß ich denn etwa nicht, wessen großen Herrn lieber Bastard ich bin? — Also nur frisch die Leiter hinan! und daß nur niemand besorge, als werde ich mich wohl gar aus Angst verschnappen! — —

Eben werde ich in diesen Henkersgedanken unterbrochen. Nächstens ein mehrers! Behalten Sie mir Ihre Freundschaft auf alle Fälle, die ich in keinem zu mißbrauchen oder höher zu stimmen versuchen werde.

An Moses Mendelssohn

Wolfenbüttel, den 19. Dez. 1780.

Liebster Freund, . . .

An dem Briefchen, das mir D. Flies damals von Ihnen mitbrachte, kauen und nutsche ich noch. Das saftigste Wort ist hier das edelste. Und wahrlich, lieber Freund, ich brauche so ein Briefchen von Zeit zu Zeit sehr nötig, wenn ich nicht ganz müßmutig werden soll. Ich glaube nicht, daß Sie mich als einen Menschen kennen, der nach Liebe heißhungrig ist. Aber die Kalte, mit der die Welt gewissen Leuten zu bezeugen pflegt, daß sie ihr auch gar nichts recht machen, zu, wenn nicht totend, doch erstarrend. Daß Ihnen nicht alles gefallen, was ich seit einiger Zeit geschrieben, das wundert mich gar nicht. Ihnen hatte gar nichts gefallen müssen; denn für Sie war nichts geschrieben. Höchstens hat Sie die Zuruckerinnerung an unsere bessern Tage noch etwa bei der und jener Stelle täuschen können. Auch ich war damals ein gesundes schlankes Baumchen, und bin itzt ein so fauler knorrichter Stamm! Ach, lieber Freund, diese Szene ist aus! Gern möchte ich Sie freilich noch einmal sprechen!

L.

An Johann Gottfried Herder.

Wolfenbüttel, den 26. Jan. 1781.

P. P.

Ich bin zwar bei weitem noch nicht wieder gesund. Da aber doch das Manuskript, um das es Ihnen zu tun ist, auf meiner Stube liegt: warum sollte ich es Ihnen nicht gleich schicken?

Was dieses Buch auf meiner Stube macht? fragen Sie Sie wissen, daß J. V. Andreä von vielen für den Stifter der Rosenkreutzer gehalten wird. Ich wollte nachsehen, ob davon einige Spur in seinem Leben zu finden sei. Aber wenn seine „Societas Christiana“, an dem gezeichneten Orte unter 1622, nicht Gelegenheit zu diesem Gerede gegeben, so finde ich sonst keine Spur darin.

Daß sonst nicht alle seine Schriften auf der Bibliothek sein sollten, wurde mich sehr wundern. Wenn ich nur erst wieder auf die Bibliothek konnte! Ich verlange alsdenn nur zu hören, was Ihnen fehlt, um es Ihnen sogleich zu senden. Seine „Geistliche Kurzweil“, seine „Christenburg“, sein „Kinderspiel“ erinnere ich mich gesehen zu haben.

L.

NACHWORT

I.

Die Aufklärung — diese große, noch viel zu wenig gewürdigte deutsche Geistesbewegung vom siebzehnten bis zum neunzehnten Jahrhundert, von der wir noch immer und immer neu zehren —, sie war gegründet auf den unbedingten Glauben an die Kraft des Verstandes und die Macht der Vernunft. Sie entwarf ein Weltbild, das den Menschen aus der Bindung an eine transzendente Offenbarung befreite und ihm die Fähigkeit verlieh, kraft der vom Verstand erkannten Sittlichkeit ein Leben zu gestalten, das in gleicher Weise wie eine dogmatisch gebundene Religion zu Gott hinführte. Vom Diesseits ging die Aufklärung aus, auf Sittlichkeit und Erkenntnistheorie baute sie ihr alles umfassendes Weltbild auf, setzte aber ihr Ziel stets ins Überirdische, ins Göttliche. „Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!“ in diesem Satze faßt Kant die Grundlage alles aufgeklärten Denkens zusammen.

II.

Der unerschrockenste Vorkämpfer dieser unabhängigen, nur auf sich selbst gestellten Geistesrichtung, dieser „intellektuellen Redlichkeit“ war *Gotthold Ephraim Lessing*, der Pfarrerssohn aus der Lausitz. Aus bürgerlicher Enge rang er sich zu einem Standpunkt empor, der frei und hoch über die meisten, kleinen und platten, Zeitgenossen hinweg sich die Aussicht in ein Land des Geistes wahrte. Sein Leben lang kämpfte er gegen Philisterei und Bürgerlichkeit in Denken, Dichten und Handeln und räumte die Bremsklötze hinweg, die eine unbeengte, von starrer Überlieferung gehemmte Erkenntnis am Flug in die Höhe hinderten.

III.

In den Jugendjahren hat Lessing davon geträumt, ein Dramatiker seines Volkes zu werden und gleich Sophokles die erhabensten Momente menschlicher Entwicklung auf die Bühne zu stellen. Als geistreicher Mann sieht er ein, daß ihm die ursprüngliche dichterische

Schöpferkraft, der dionysische Überschwang des Innern fehlen. Das Theater wird ihm zur Kanzel, von der herab er sein Volk aufrütteln will, und er schreibt Dramen, um eine These zu beweisen, nicht um sich von einem Gefühl zu befreien oder eine Gestalt lebendig zu machen. (Dabei mag zugegeben werden, daß Verwicklung und Lösung nicht ungern auf einer Nadelspitze stehen.)

Lessing ist kein „Tragiker“, da er den Menschen, wenn auch im weitesten Sinne, moralisch-humanitär betrachtet, ohne die metaphysische Bindung, in der allein tragische Konflikte möglich sind. Seine Theorie von „Furcht und Mitleid“ in der Tragödie kennzeichnet seine Haftung im bürgerlich-aufklärerischen Zeitalter nicht im Auftrieb zum Erhabenen, sondern im Ruhrenden und Empfindsamen wird das Ziel des Trauerspiels gesucht.

Mit dem Drama „Miß Sara Sampson“, dessen Kinderszenen noch in Goethes „Gotz von Berlichingen“ nachhallen, öffnet Lessing verheißungsreich und wirkungsvoll seinen Zeitgenossen den Blick auf die eigene Umwelt. Der Bürger des achtzehnten Jahrhunderts stand im Zwiespalt zwischen dem auf Verwirklichung des sittlichen Ideals gerichteten Streben und den ihm infolge der bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse widerstrebenden äußeren Mächten. Der Bürger, als sittliche Persönlichkeit, wird bei Lessing zum tragischen Helden, seine Kleinwelt zum tragischen Stoff. Lessings bürgerliche Charaktere schreiten fort von totaler innerer und äußerer Gebundenheit zu einer zunächst inneren Freiheit, die die äußere vorausverkundet. In „Miß Sara Sampson“ herrscht noch die abstrakt-moralische Tragik der Aufklärung, in „Emilia Galotti“ schon die sozial-moralische Tragik, welche die dichterische Jugend um 1770 von Lessing übernahm.

Denn in der „Emilia Galotti“ stellt er die soziale Gewissenlosigkeit der oberen Schichten und der kleinen Hofe an den Pranger. Das Trauerspiel wurde von den Zeitgenossen den Shakespearischen Tragödien gleichgestellt und löste dem jungen Geschlechte des Sturms und Drangs die Zunge zum sozialen Widerstand seiner Dramen, bis hin zu Schillers „Kabale und Liebe“. Aufgeschlagen lag es auf Werthers Pult, als dieser aus übersteigertem Ehrgefühl und enttäuschter Liebesleidenschaft freiwillig das Leben verließ.

„Minna von Barnhelm“, noch heute in der Spannung von Ernst und Humor, von Tiefsinn und Schalkhaftigkeit so recht der Protagonist des deutschen Lustspiels, wie es sein soll, wendet sich ab von einem äußeren standisch gebundenen Begriff der Ehre und verkundet demgegenüber die innere lautere Menschlichkeit, die allein die Würde des Menschen ausmacht.

Als Lessing auf Betreiben der lutherischen Orthodoxie der Kampf mit der wissenschaftlichen Prosa verboten wurde, schrieb er das Bekennerdrama „Nathan der Weise“. Hier offenbart Lessing die letzten Tiefen eines nicht konfessionell eingeschränkten Gottesglaubens, fordert eine werktätige Menschenliebe, die eine Trennung der Menschen nach gottesdienstlichen Eigenheiten und überlieferten Lehrsätzen beiseiteschiebt und allein nach dem Tun fragt, und lehrt, als Sinn aller gottlichen Offenbarung, eine in Äußerlichkeiten nicht befangene Religion. Die Abstufung der Charaktere ist aus ihrer religiösen Motivierung zu verstehen, aus dem von einem jeden erreichten Grade größerer oder geringerer Annäherung an das Endziel des echten Glaubens. „Wenn wir die drei Kirchen als die drei Ringe betrachten, so sagen wir – und vielleicht war das auch Lessings geheimste Meinung –: alle drei Ringe sind echt – sie sind alle echt, aber der eine ist uns der liebste“, versucht der protestantische Theologe Adolf Harnack eine geistvolle, aber Lessing kaum gerecht werdende Deutung.

Immer wieder leuchtet aus den Dramen dieses Menschenverächters trotzdem der feste Glaube an das letztthin Gute in der menschlichen Seele auf. Persönlicher Lebenswille setzt sich auseinander mit unpersönlichem Lebensgesetz. Lessings „Helden“: Tellheim, Emilia, Nathan – mit gleichem Ernst suchen sie alle nach einer sittlichen Grundfeste für den Einzelnen wie nach einer allgemeingültigen Ordnung. Sie streben dabei nicht als unbedingte Stoiker nach Unerschütterlichkeit des eigenen Gemüts, sondern ihr subjektives Gefühl wird in Mitleidenschaft gezogen und muß sich im Feuer des inneren Erlebnisses zur objektiven ethischen Maxime umhärten lassen.

Wenige klare und große Grundideen stützen diese klug und sorgsam gefeilten Bühnenwerke, die, ebenso klar und groß in ihrem Aufbau der „verdeckten Handlung“, zu Mustern für die deutschen Dramatiker sich gestalteten und stets neu die Bewunderung der Zeitgenossen und Nachfahren hervorriefen, sowohl durch innere Gedankenfülle wie durch äußere Gestaltung.

IV.

Ein unbestechlicher Wahrheitssucher, ist Lessing der geborene Gelehrte. Hier liegt die Mitte seines Wesens. Er ist Philologe in dem edelsten Sinne des Wortes, der Mann, der den „Logos“, den menschlichen Geist, sich zur höchsten Aufgabe alles Studiums stellt „Die edelste Beschäftigung des Menschen ist der Mensch“, bekennt der

vierundzwanzigjährige Berliner Journalist und hat sein Leben lang diese Beschäftigung festgehalten. Alle großen und kleinen „Rettungen“, philologischen Abhandlungen, mikrologischen Notizen und umfangreichen Wortsammlungen dienen ihm stets nur zur Findung der Wahrheit. Kritik ist ihm Wurzel aller Erkenntnis. Zunächst ist er stets grundsätzlich anderer Meinung, prüft jeden mit Emphase und Bestimmtheit gebrachten Satz und fragt nach den Grundlagen, auf denen er sich aufbaut. Lessing besitzt selbst ein umfassendes, staunenswertes gelehrtes Wissen und schleppt unermüdlich neue Bausteine zur antiken und germanischen Philologie heran. Seine weit sich erstreckenden Kollektaneen sind für die klassische und deutsche Philologie noch keineswegs gründlich ausgewertet worden. Er, der Mitteldeutsche, erkennt den Wert des Plattdeutschen für Geschichte und Bau unserer Muttersprache und schöpft aus dem norddeutschen Wortschatz für den eigenen Gebrauch. Für den Barockepigrammatiker Logau fertigt er ein Sonderwörterbuch an und stellt damit ein noch selten wiederholtes Muster deutscher Wortforschung auf; auch hier achtet er auf seltene, abgewerkte Wörter, regt zu ihrer Auffrischung an und nimmt deren in den eigenen Schreibstil auf. Die „Abhandlung von den Fenstergemälden im Kloster Hirschau“ repräsentiert neben der sachlichen Bedeutung das Vorbild einer alles abwägenden, sorgfältigen philologischen Untersuchung; und Lessings These, daß die Bilder alter sind als die Handschriften, hat die Forschung der Gegenwart in vollem Umfang bestätigen können. Oder: An Nicolais „Feynem kleynem Almanach“ vermißt er Angaben über die Herkunft der Volkslieder, ob aus Handschriften und Drucken oder ob aus mündlicher Überlieferung, und bittet sich diese Notizen ausdrücklich vom Herausgeber zur eigenen Belehrung noch aus.

Am wohlsten war dem Knaben wie dem Manne eigentlich nur unter Büchern. Sein Forscherdrang läßt ihn nicht zu positiv darstellenden Werken kommen, weil er stets neues Land sieht und sich nicht begnügen kann, einmal Rast zu machen und Rückschau zu halten. Als Forscher ist er der Mann der geistreichen Objektivität – die selten ist gegenüber der geistreichen Subjektivität. So wird er zum ersten großen Fragmentisten und Anreger des deutschen Geisteslebens.

Dabei gelangt sein standiges tiefbohrendes, keine Schwierigkeit umgehendes Forschen zu wertvollen allgemeinen Ergebnissen. Er bleibt nicht stehen beim Verneinen überkommener oder leichtsinnig hingegprochener Ansichten – er gestaltet neu. Daß ein Drama sich auf festen Grundgesetzen aufrichtet, demonstriert er in einer bis in feinste Wortauslegung sich verästelnden Untersuchung der Aristotelischen

Thesen und liefert damit das erste Fundament zu einer systematischen Ästhetik des Dramas. Shakespeare bahnt er den Weg zur deutschen Bühne und erweist den grundlegenden Unterschied zwischen romanischem und germanischem Drama. Er wird der Begründer der Theaterwissenschaft, indem er die Bühne der Antike, Shakespeares und der französischen Klassik zur Ausdeutung der zeitgebundenen dramatischen Form heranzieht, indem er Schauspielerkritik vom Tadel zur fruchtbaren positiven Beschreibung wandelt und den Möglichkeiten der mimischen Kunst feinsinnig nachspürt – immer bestrebt, auf die letzten Gründe zurückzugreifen. Das Buch, in dem er diese zahlreichen Fragen und Anregungen in einem „von allen Blumen entbloßten Vortrag“ zur Sprache brachte, die „Hamburgische Dramaturgie“, stritt mit den beiden Literaturdiktatoren der Zeit, Gottsched und Voltaire, und milder entschlossene Zeitgenossen erschranken wohl vor der Kühnheit, die damals allmächtige französische Bühne aus Deutschland verbannen zu wollen.

Mit gleichem Scharfsinn rückt Lessing eine Schwache in Winckelmanns Auffassung der antiken Kunst zurecht – im „Laokoon“. Den prinzipiellen Unterschied zwischen dichterischer und bildnerischer Darstellung legt er hier fest in Untersuchungen, die noch gegenwärtig Kritiker, Künstler und Poeten des Lesens für würdig befinden sollten. In solchen theoretischen Betrachtungen will aber Lessing keinen ein für allemal feststehenden Kunstkatechismus geben. Gerade am viel-erörterten Beispiel der „drei Einheiten im Drama“ zeigt er, wie schädlich solche Sturheit ist, und berücksichtigt als Philologe stets die geschichtliche Herkunft der sogenannten „Kunstregeln“. Tiefe Achtung vor dem selbstschöpferischen Künstler hat ihn immer beseelt, und er hat sich vor dem „Genie“, wie das damalige Schlagwort lautete, stets willig gebeugt, mochte es Homer, Shakespeare oder Goethe heißen. Denn mag er auch feste Grundsätze aufstellen: am Ende spricht er doch den Einzelnen und dessen individuelle Empfindungswelt und Gefühlsschicht an, wie er selbst ein großer Individualist war.

V.

Man hat einmal gesagt, mit Lessing sei die deutsche Kultur ins Heidentum eingetreten. Eine Geistreichelei, aber falsch wie die meisten! Lessing wahrte sich allerdings auch auf dem Gebiete der Theologie das Recht des fruchtbaren Zweifels und spricht einmal den bekennerrischen, der Jugend geltenden Satz aus: „Die christliche Religion ist kein Werk, das man von den Eltern auf Treu und Glauben annehmen soll.“ Wie bereitwillig er ein Christentum der Tat stets anerkennt, ver-

deutlichen alle seine theologischen Aufsätze von den „Gedanken über d.e. Herrnhuter“ bis hin zur „Erziehung des Menschengeschlechts“. Nicht minder bezeugen seine Aussprüche, wie hoch ihm die Person Christi stand

Aber aus seinem schöpferischen Freiheitsmut heraus bekämpft er furchtlos den Despotismus der Orthodoxie und die Tyrannei der seichten Aufklärerei, dringt auf ethische Verankerung alles Gottesglaubens und betont ständig, daß Religion keineswegs gleichbedeutend mit Kirche und Konfession ist. Das Befolgen äußerer kirchlicher Einrichtungen, das starre Festhalten an traditionellen Lehrsätzen macht nicht das Wesen der Religion aus, vielmehr das werktätige, sitzlich gegründete Handeln im Dienste der Menschenliebe ohne Ansehen der Person, die Humanität in ihrem schönsten und tiefsten Sinne

Solche Anschauungen verbinden Lessing mit manchem Zeitgenossen. Einst hatte Christian Wolff zuerst das Dogma rational gerechtfertigt durch dessen Denkbarkeit, dann war die Neologie hinzugegetreten, um durch historische Kritik und humane Gesinnung Luthertum und Aufklärung zu versöhnen; und schließlich hatte der Rationalismus die Dogmen in ein autonomes philosophisches Begreifen aufgenommen als Wegbereiter der idealistischen Philosophie. Lessing gehört mit Semler und Reimarus, aber auch mit Basedow und Bahrdt, zu den Mitarbeitern der dritten Richtung, des Rationalismus, den der Hauptkämpfer der Orthodoxie, Goeze in Hamburg, mit fossilen Methoden ergrimmt befehdete.

Doch Lessing hat sich auch seine eigenen religiösen Gedanken vorbehalten. „Offenbarung“ bedeutete ihm, wie die „Erziehung des Menschengeschlechts“ bereut, die allmählich fortschreitende, psychologisch verständliche Entwicklung im Geistesleben der Menschheit. Das Wort ist ihm also nur eine Angleichung an vorhandene theologische Begriffe. Er selbst huldigt, wie man es genannt hat, einem „monistischen Personalismus“. Welt und Gott sind nicht zu trennen, sondern die Gottheit entläßt sich selbst in die Welt und kehrt durch die Entfaltung der Welt hindurch wieder zu sich selbst zurück. Lessing berührt sich also mit dem pantheisierenden Lebensgefühl der jungen Generation, der Herder und Goethe; er lehnt den sowohl orthodoxen wie aufklärerischen Theismus ab, der Gott und Welt streng scheidet. Eine Beeinflussung durch Gedanken mittelalterlicher Denker, ferner eines Jakob Bohme, eines Leibniz ist nicht von der Hand zu weisen.

Bei aller Gottglaubigkeit gilt Lessings Teilnahme nicht christlich-kirchlichen, sondern allgemein-religiösen und religionsphilosophischen Problemen. Über den älteren Begriff einer natürlichen Religion ist er

dabei im Grunde hinausgewachsen: dafür war sein Denken zu sehr historisch orientiert. Lessing ist kein Theologe noch Erkenntnistheoretiker, er ist vielmehr spekulativer Metaphysiker und Geschichtsphilosoph.

Wie Erasmus von Rotterdam steht Lessing über den religiösen Parteien und ist daher beiden Seiten unheimlich. Und wie Erasmus leuchtet er mit der Fackel hinein in das Land einer von Dogmen nicht gehemmten, ethisch unterbauten Religion der Tat, der noch heute unsere hoffende Sehnsucht gilt.

VI.

Lessing war kein „glücklicher“ Mensch im bürgerlichen Verstande des Wortes. Das wollte er auch nicht sein und wurde wohl den, der solches zu ihm geäußert hätte, mit erstaunten Augen angesehen haben. Dieser einsame Geistesaristokrat, der in sich den Gelehrten, den produktiven Kritiker, den Dichter und den Philosophen vereint, den seine Gottesschau in die Nahe des Weisen Spinoza führt: er gehört zu den geistigen Reformatoren Deutschlands. Er entlarvt die satte Bürgerlichkeit, wo sie sich breit macht, ob in Dichtung oder Weltanschauung oder Wissenschaft. Er besitzt den wahren „Männerstolz vor Königsthron“, die oft vermußte Zivilcourage, die sich nicht mundtot machen läßt, aber auch die Verachtung gegen die urteilslose und dennoch anspruchsvolle Masse ist ihm eigen. Er ist kein bequemer Zeitgenosse; wenigen, aber den besten befreundet, kein dämonisches Genie, das vulkanartig Blöcke schöpferischer Produktivität herausschleudert, aber ein stets bis aufs Letzte gehender, unbedingter Sucher; ein Weltbürger, der doch stolz seine Zugehörigkeit zum deutschen Wesen ausspricht, ein Erzieher seines Volkes zu Bekennermut, Wahrheitsdrang und Ehrlichkeit.

Viele der neuen Lessing-Ausgaben zeigen einen verlotterten, ubel modernisierten Text, ohne Ehrfurcht vor dem Urwort des Verfassers. Unsere Ausgabe wahrt grundsätzlich Lessings Originalfassungen, gestützt auf die kritische Edition seiner sämtlichen Werke durch *Franz Muncker* (1886 bis 1924). Auch die Briefe wurden ihr entnommen.

Am 220. Geburtstag Lessings.

Wolfgang Stämmel.

LEBENSTAFEL

22. Januar 1729 geboren in Kamenz (Oberlausitz) als Sohn des Pastors *Joh. Gottfried Lessing* und seiner Ehefrau *Justina Salome*, Tochter des Hauptpastors *Feller*.
- 1741–46 Besuch der Fürstenschule St. Afra in Meißen.
- 1746–48 Student der Theologie und Philologie in Leipzig.
- 1747 Lustspiel „Der junge Gelehrte“; 1748 von *Friederike Neubergerin* in Leipzig aufgeführt.
- 1748 Student der Medizin in Leipzig und Wittenberg.
- 1748 Lustspiel „Der Misogyn“.
- 1748–55 als freier Schriftsteller in Berlin, Mitarbeiter der (Vossischen) „Berliner privilegierten Zeitung“. – Freundschaft mit *Friedrich Nicolai* und *Moses Mendelssohn*, Bekanntschaft mit *Voltaire*.
- 1749 Lustspiele „Der Freigeist“ und „Die Juden“. – Entwurf der Alexandrinertragödie „Samuel Henzi“ (Gegenwartsstoff).
- 1750 Lustspiel „Der Schatz“. – „Gedanken über die Herrnhuter“.
- 1751 Anakreontische Lieder, Gedichte, Epigramme, gesammelt in den „Kleinigkeiten“.
- 1752 Magisterpromotion in Wittenberg.
- 1753–55 erste Ausgabe seiner „Schriften“.
- 1754 „Vademekum für den Herrn Pastor *Samuel Gotthold Lange*, Pastor in Laublingen“; „Rettungen des *Horaz*“.
- 1755 „Pope, ein Metaphysiker“ (gemeinsam mit *Mendelssohn*). – Trauerspiel „Miß Sara Sampson“; Erstaufführung in Frankfurt a. O.
- 1755–58 erneuter Aufenthalt in Leipzig; Freundschaft mit *Ewald von Kleist*. – „Faust“-Pläne.
- 1758–60 wieder in Berlin. – Ausgabe von *Glucks* „Preußischen Kriegsliedern eines Grenadiers“.
- 1759 „Fabeln“; Abhandlungen über die Fabel. – Trauerspiel „Philotas“. – Ausgabe von *Logaus* „Sinngedichten“ (gemeinsam mit *Ramler*).
- 1759–65 „Briefe, die neueste Literatur betreffend“ (gemeinsam mit *Nicolai* und *Mendelssohn*).

- 1760–65 Gouvernements-Sekretär bei General v. *Tauntzien* in Breslau.
- 1763–64 Lustspiel „*Minna von Barnhelm*“, 1767 veröffentlicht.
- 1765–67 dritter Berliner Aufenthalt.
- 1766 „*Laokoon*“.
- 1767 Ausgabe seiner „*Lustspiele*“.
- 1767–70 Dramaturg am Hamburger „*Nationaltheater*“. – Freundschaft mit den Familien *Reimarus* und *König*, mit *Claudius*, *Herder*, *Klopstock*. – Wissenschaftliche Fehde gegen Prof. *Klotz* in Halle.
- 1767–69 „*Hamburgische Dramaturgie*“.
- 1768–69 „*Briefe antiquarischen Inhalts*“.
- 1769 „*Wie die Alten den Tod gebildet*“.
- Seit 1770 Bibliothekar in Wolfenbüttel. – Freundschaft mit *J. A. Ebert* und *J. J. Eschenburg*.
- 1771 „*Zerstreute Gedanken über das Epigramm*“. Sammlung seiner „*Vermischten Schriften*“.
- 1772 Trauerspiel „*Emilia Galotti*“.
- 1773–74 „*Wolfenbüttler Beiträge zur Geschichte und Literatur*“.
- 1774–78 Ausgabe der „*Fragmente eines Ungenannten*“.
- 1775–76 Reise nach Wien und nach Italien.
- 1776 Heirat mit *Eva König*. – Ausgabe von *K. W. Jerusalem's* „*Philosophischen Aufsätzen*“.
- 1777 Reise nach Mannheim.
- 1777–78 theologische Streitschriften, besonders gegen den Hauptpastor *J. M. Goeze* in Hamburg.
10. Januar 1778 Tod der Gattin.
- 1778–80 „*Ernst und Falk*“.
- 1779 dramatisches Gedicht „*Nathan der Weise*“.
- 1777–80 „*Die Erziehung des Menschengeschlechts*“.
15. Februar 1781 Tod in Braunschweig.

VERZEICHNIS DER BRIEFE

An die Mutter, 20. 1. 1749	259
An Johann David Michaelis, 16. 10. 1754.. . . .	263
An George August von Breitenbach, 12 12 1755	264
An Moses Mendelssohn, 21. 1. 1756	265
An Friedrich Nicolai, 13 11. 1756	267
An Moses Mendelssohn, 13. 11 1756.. . . .	272
An Moses Mendelssohn, 28. 11. 1756.. . . .	273
An Friedrich Nicolai, 29 11 1756	278
An Moses Mendelssohn, 18. 12 1756.. . . .	280
An Moses Mendelssohn, 2. 2 1757	289
An Gleim, 12. 5. 1757	292
An Moses Mendelssohn, 14. 9 1757	292
An Gleim, 16. 12. 1758	294
An Gleim, 14. 2. 1759	294
An Gleim, 1. 9. 1759	295
An Gleim, 6 9 1759	296
An den Vater, 3. 4 1760	297
An Ramler, 6. 12. 1760	298
An Friedrich Nicolai, 22. 10. 1762	299
An Moses Mendelssohn, 17. 4. 1763	302
An den Vater, 30. 11. 1763	304
An den Vater, 13. 6. 1764	306
An Ramler, 20. 8. 1764	307
An Gleim, 13. 3 1766	308
An Gleim, 1. 2. 1764	308
An den Bruder Karl, 22. 5. 1767	309
An Friedrich Nicolai, 4 8. 1767	310
An Christian Felix Weiße, August 1767	311
An den Bruder Karl, 21. 9. 1767	311
An Gerstenberg, 25. 2. 1768	311
An den Bruder Karl, 9. 6. 1768	314
An J J Chr Bode, Sommer 1768	315
An Friedrich Nicolai, 26. 5. 1769	315

An den Bruder Karl, 6. 7. 1769	317
An Friedrich Nicolai, 25. 8. 1769	318
An Gleim, 8. 1. 1770	319
An Friedrich Nicolai, 17. 5. 1770	320
An Eva König, 10. 6. 1770	321
An den Vater, 27. 7. 1770	322
An Eva König, 25. 10. 1770	323
An Eva König, 12. 2. 1771	328
An Eva König, 31. 10. 1771	330
An den Bruder Karl, 25. 1. 1772	331
An den Bruder Karl, 10. 2. 1772	331
An Gleim, 22. 3. 1772	333
An Eva König, 27. 6. 1772	334
An Wieland, 2. 9. 1772	336
An den Bruder Karl, 28. 10. 1772	337
An Eva König, 8. 1. 1773	338
An Eva König, 1. 12. 1773	340
An den Bruder Karl, 2. 2. 1774	341
An den Bruder Karl, 30. 4. 1774	343
An J. J. Eschenburg, 21. 10. 1774	344
An J. J. Eschenburg, 26. 10. 1774	345
An den Bruder Karl, 11. 11. 1774	346
An Ramler, 12. 11. 1774	346
An Eva König, 2. 6. 1775	347
An Friedrich Nicolai, 9. 7. 1776	348
An den Bruder Karl, 1. 12. 1776	349
An den Bruder Karl, 20. 3. 1777	349
An Franz Karl Frh. v. Hompesch, April 1777	350
An den Bruder Karl, 25. 5. 1777	351
An Friedrich Nicolai, 20. 9. 1777	352
An den Bruder Karl, 20. 9. 1777	354
An J. J. Eschenburg, 31. 12. 1777	354
An J. J. Eschenburg, 10. 1. 1778	355
An den Bruder Karl, 12. 1. 1778	355
An J. J. Eschenburg, 14. 1. 1778	356
An J. A. H. Reimarus, 6. 4. 1778	356
An Herzog Karl von Braunschweig, 11. 7. 1778	358
An Elise Reimarus, 2. 8. 1778	360
An Elise Reimarus, 9. 8. 1778	361
An den Bruder Karl, 11. 8. 1778	362
An Elise Reimarus, 6. 9. 1778	363

An den Bruder Karl, 20. 10. 1778	.. .. .	364
An den Bruder Karl, 7. 11. 1778	. . . . .	364
An Ramler, 18. 12. 1778	.. . . .	365
An Herder, 10. 1. 1779	.. .. .	366
An den Bruder Karl, 18. 4. 1779	.. . . .	367
An Herder, 25. 1. 1780	.. . . .	368
An Elise Reimarus, November 1780	. . . . .	369
An Elise Reimarus, 28. 11. 1780	. . . . .	369
An Moses Mendelssohn, 19. 12. 1780	.. . . .	371
An Herder, 26. 1. 1781	.. . . .	371

